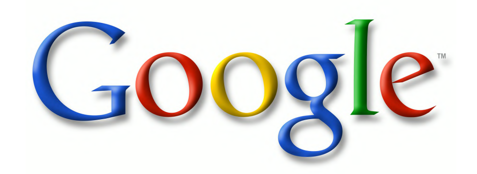
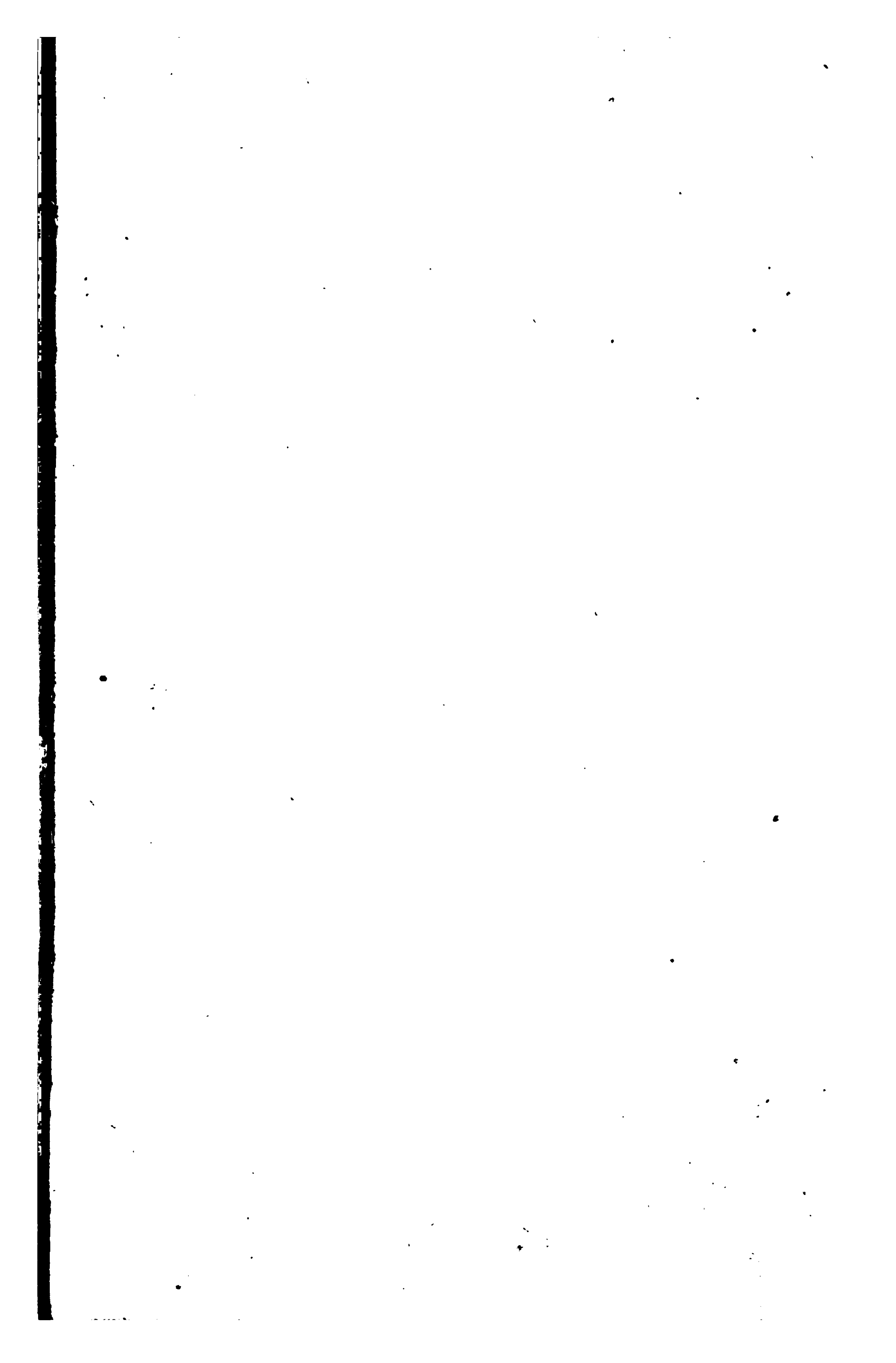








Der Hafen von Rio de Janeiro.

Bilder aus Brasilien

von

C. von Koseritz.

Mit einem Vorwort

von

A. W. Sellin.



Mit 19 Illustrationen nach Original-Aufnahmen.



Leipzig und **Berlin.**
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. Hofbuchhandlung.
1885.



Vorwort.

Von der Verlagshandlung ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die folgende Arbeit des gegenwärtig noch in Brasilien weilenden Verfassers mit einigen Worten bei den Lesern einzuführen, und komme ich demselben um so lieber nach, als ich mich mit Herrn von Koseritz durch langjährige Freundschaft und Gemeinschaft idealer Interessen verbunden fühle.

Streng geographisch gehaltene Werke über Brasilien und Beschreibungen europäischer Reisender, welche das Land im Fluge durchmessen und nach den empfangenen Eindrücken geschildert haben, gibt es eine grosse Anzahl; erstere werden aber von dem grösseren Publikum wenig gelesen, und letztere sind meistens zu wenig objectiv gehalten, um als zutreffend, namentlich in Bezug auf sociale und politische Verhältnisse, bezeichnet werden zu können. Eine genaue Kenntniss der letzteren kann nur durch einen längeren Aufenthalt im Lande bei völligem Vertrautsein mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Bewohner gewonnen werden, welcher Voraussetzung aber von den meisten Verfassern derartiger Reiseschilderungen nicht entsprochen wird. Um so wichtiger müssen die folgenden „Bilder aus Brasilien“ erscheinen, die von einem hochbegabten Deutschen, der sich während eines dreiunddreissigjährigen Aufenthaltes im Lande als Litterat, Politiker und Deputirter in gleicher Weise hervorgethan hat und selbst von seinen schroffsten politischen Gegnern als ein genauer Kenner brasilianischer Verhältnisse anerkannt wird, geschrieben worden sind.

Sie waren ursprünglich nicht für ein grösseres Publikum bestimmt, sondern erschienen in der Form von Reisebriefen in dem vom Verfasser in Porto Alegre herausgegebenen Blatte „Koseritz Deutsche Zeitung“. Aus diesem Grunde tragen sie auch oftmals eine locale Färbung, die sich aber nirgends so sehr geltend macht, dass ihr Hauptinhalt dadurch beeinträchtigt würde, im Gegentheil ist dieser — wie ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss lehrt — so vielseitig und für die Kenntniss des Landes wichtig, dass die Herausgabe derselben in Buchform, namentlich auch im Hinblick auf das lebhafte Interesse, das man dem südamerikanischen Kaiserreiche in Deutschland zu schenken beginnt, durchaus gerechtfertigt erscheint, und zwar um so mehr, als die Verlagshandlung für zahlreiche, nach Originalzeichnungen oder Originalphotographien angefertigte Illustrationen und überhaupt für eine sehr gefällige Ausstattung Sorge getragen hat. Wohl tritt uns, wie dies ja in dem Charakter derartiger Darstellungen liegt, überall die Individualität des Verfassers entgegen, aber wenn dieser den von ihm behandelten Gegenstand so vollkommen beherrscht, wie es hier der Fall ist, so kann dies dem Leser nur angenehm sein, ja es dürfte auch dem Buche selbst zum Vortheil gereichen, da die Darstellung dadurch eine weit lebendigere geworden ist.

So mag dasselbe denn hinausgehen in die Welt, um die hervorragende Stelle, die ihm nach seinem inneren Werthe unter den gleichartigen Literaturerscheinungen gebührt, zu erobern und zur rechten Würdigung jenes schönen, von der Natur so reich gesegneten Landes, das es schildert, das Seinige beizutragen.

Leipzig.

A. W. Sellin.

Inhalts-Verzeichniss.

Bilder aus Brasilien.

1.

Nach einem unfreiwilligen Aufenthalt von 8 Tagen in Pelotas betrat ich endlich am 12. April den Dampfer „Rio de Janeiro“, der mich nach Rio führen sollte. Der Hafen von Pelotas bot an jenem Tage einen sehr belebten Anblick. Mehr als 40 Seeschiffe lagen in demselben und unter ihnen die beiden grossen Steamer „Rio Branco“ und „Rio de Janeiro“; der „Humaytá“ lief nach Porto Alegre aus, der „Mirim“ und der „Piratinim“ (ehemals „Osorio“) wurden von Jaguarão, der „S. Pedro“ von Rio Grande erwartet. Für mich, der ich Pelotas seit 30 Jahren kenne und mich noch des Tages entsinne, an dem der kleine „Mauá“ wie ein Wunderthier betrachtet wurde, als er dort ankam, weil er etwas besser als die Dampfer „Continentista“ und „Riograndense“ war, — für mich, der ich Pelotas so sehr liebe, war dieser Anblick ein wirklich erfreulicher. Nicht ganz so erfreulich mochte er für den General-Deputirten Diana sein, der auch zugegen war, denn sein Ausspruch im Parlament: „Pelotas habe gar keinen Hafen“, erhielt da eine thatsächliche Widerlegung entscheidender Natur. Nachdem der „Mirim“ mit der Gattin des Ackerbauministers und ihren Kindern angekommen und die Familie übergeschifft war, erschien der Präsident der Provinz, der seit dem Tage zuvor in Pelotas war, ihr seinen Respekt zu bezeugen, und bald scheuchte die Glocke die Pelotenser von Bord, denn die Stunde der Abfahrt war gekommen.

Gegen 6 Uhr Abends langten wir in Rio Grande an und am nächsten Morgen um 10 Uhr lichteten wir die Anker und die Fahrt nach Rio begann. Wie immer, war an Bord eine gar bunte Gesellschaft zusammengewürfelt: die Familie des Ackerbauministers Dr. Avila, Dr. Menandro Fontes und Frau, die Herren Doktoren Rösch', Rechsteiner und Araujo (Ex-Direktor von Conde d'Eu), Dr. Vasco Pinto Bandeira, Herr Heinrich Ritter nebst Familie, verschiedene Offiziere mit ihren Familien, Kaufleute, Schauspieler, junge Studenten, portugiesische Abenteurer — enfin, das bunte Gemisch, welches man fast immer auf brasilianischen Dampfern findet und welches dem Reisen einen gewissen Grad von Interesse verleiht. Freilich meine Aufmerksamkeit fesselte es nicht bei der Abfahrt von Rio Grande; diese war vollständig mit Beschlag belegt von der Barre, dieser grossen Frage unserer Gegenwart, die ihrer Lösung durch Dr. Bicalho entgegengeht oder . . . . auch nicht, was mir fast wahrscheinlicher scheint. Nach wenig mehr denn einstündiger Fahrt waren wir am Pontal, der Lootse kam an Bord, die letzten Grüsse mit dem riograndenser Lande wurden ausgewechselt und da 13½ Palmos (1 palmo = 0,22 m.) Wasser von der Atalaia annoncirt wurden und wir nur 12 Palmos Tiefgang hatten, passirten wir die Barre ohne die geringste Schwierigkeit. Diese Barre . . . . .

Wie lebhaft gedachte ich des Tages, wo ich sie einstens zum ersten Male in Sicht bekommen und — wieder aus Sicht verloren hatte! Es war an Bord des alten Dampfers „Paquete do Sul“ im Jahre 1851. Unter furchtbarem Sturm bekamen wir damals das Licht des Leuchtthurms in Sicht, verloren aber bald das Steuerruder und zwei Masten; die Maschine litt, und wir wären verloren gewesen, wenn nicht brave deutsche Seeleute, die unter uns Soldaten waren, ein Nothruder gemacht und den alten Kasten mit seiner stöhnenden Maschine, deren Cylinder mit Tauenden zusammengebunden waren, nach Desterro zurückbugsirt hätten, wo wir 20 Tage blieben. Es war eine Nacht des Schreckens und der Angst für Viele, als wir in den tosen-

den Wogen vergeblich die Einfahrt in die schäumende Barre zu erzwingen suchten, und ich dachte an alle ihre verschiedenen Scenen zurück und an die lieben Menschen, die damals freundlich gegen mich gewesen, vor Allem an den armen Dr. Kahleis, der den todtmüden und bis auf die Knochen durchnässten jungen Menschen in seine Koje bettete und ihm erwärmenden Cognac einflösste. Er ist längst todt und nach allen Weltrichtungen hin haben sich die Gefährten jener gefahrvollen Stunden zerstreut; alle aber, die noch leben, würden gewiss beim Anblick der Barre, wie ich selbst, an jene Stunde der Gefahr gedacht haben. Dann wieder dachte ich zurück an den Tag, an dem wir, bei gutem Wetter die Barre passirend, endlich in Rio Grande einliefen. Welch unendlich traurigen Eindruck machte auf mich die Sandwüste, die sich vor uns ausbreitete . . . Das Herz schnürte sich mir zu und ich ahnte wirklich nicht, dass diese Provinz, die sich mir in so trauriger Form zeigte, mir noch ein zweites Vaterland werden sollte, an dem ich hänge mit der ganzen Liebe meines Herzens und für das ich gearbeitet habe, als ob es das Land meiner Geburt wäre! Noch weniger aber ahnte ich damals, dass ich erst nach 32 Jahren jene Einfahrt wieder passiren würde, dass der sorglose Jüngling, der damals den Sand Rio Grandes betrat, die Provinz erst als alternder Mann wieder verlassen würde . . . . Welche lange Frist trennte den heutigen Tag von dem damaligen! . . . . Wie war der Jüngling so sorglos, wie betrachtete er so interesselos das neue Land. Was lag ihm daran, ob es schön oder hässlich, reich oder arm sei? Das leichte Blut der Jugend rollte in seinen Adern, er lebte dem Augenblick nnd dachte nicht an die Zukunft. Wie anders heute, wo ich nach 32 Jahren die Provinz zum ersten Male wieder verlasse . . . . Wie hing mein Blick mit Liebe an diesen Sanddünen, hinter denen ich Alles zurücklasse, was Herz und Geist fesselt — Familie, Freunde, meine politische und journalistische Thätigkeit . . .

Während ich, an der Brüstung stehend, die Küste von Rio Grande nach und nach verschwinden sah, ging in

raschen Bildern die Geschichte dieser 32 Jahre an meinem geistigen Auge vorüber. Viel Arbeit, viel Mühen und Sorgen, viel Ungemach und Verfolgung, aber auch viel Liebe, viel Glück, ein grosses, von reichem Erfolge gekröntes Streben!.. In den einsamen Stunden meines ersten Reisetages dachte ich aller Lieben, aller Freunde, die ich in der Provinz zurücklasse, und oft genug wanderten meine Gedanken vom traulichen Heim in der Rua d'Olaria hinaus in den Urwald, wo so viele treue Herzen für mich schlagen und wo ich so viele dankbare Freunde zähle! Ihnen allen, wie den treuen Freunden und Kampfesgenossen von Porto Alegre, meinen herzlichsten Gruss aus der Ferne!

Im Augenblick, in dem ich schreibe, ist das letzte Stückchen riograndenser Erde mit Torres und Mampituba längst meinen Blicken entschwunden. Heute (14. April) Morgen verschwand es und es war ein wirklich schmerzliches Gefühl, mit dem ich zu dem Bewusstsein kam, dass wir uns nicht mehr in den Territorialgewässern Rio Grandes befanden. Jetzt fahren wir am Cap Santa Martha vorüber, und wenn ich das Auge zum Fenster des eleganten Salons des „Rio de Janeiro" hinausschweifen lasse, sehe ich vor mir das Gebirge von Lages. Noch habe ich das Heimweh nach Rio Grande nicht überwunden, trotzdem ich ja einen alten, lieben Kameraden wieder gesehen, nach dem ich mich oft gesehnt habe, — das herrliche Weltmeer mit seinen grünlichen, schaumgekrönten Wogen, welches einst der Vertraute meiner Jünglingszeit war und das ich lieben lernte mit der ganzen Hingebung des Seemannes an das salzige Element. Das alte Weltmeer ist noch immer dasselbe; das Tosen seiner Wogen, die sich am Kiel des Schiffes brechen, ist noch gerade so wie es einstens war, und doch spricht es mir heute eine ganz andere Sprache. Es flüstert mir nichts mehr von Jugendträumen, von Hoffnungen und Wünschen, die des Knaben Herz erfüllten, wohl aber erzählt es mir von den Lieben, die ich zurücklasse im Lande Rio Grande, und ich trage der grünen Woge Grüsse auf an sie alle . . . Die letzte Nacht habe ich mich lange unterhalten mit dem treuen Kameraden meiner Jugendjahre

und das Facit unserer Besprechung war, dass er, der Ozean, ein braver Kerl ist, der im Grossen und Ganzen richtig prophezeit hatte, als er dem Jüngling so schöne Dinge zuflüsterte von Liebe und Glück, von Erfolgen und von Ruhm. Freilich hat sich nicht Alles erfüllt, und Das, was sich erfüllt hat, war gemischt mit harter Arbeit, mit manchem Schmerz, mit häufiger Entsagung, mit vielfachen Leiden, — es war aber doch der Mühe werth, dieses Menschenalter gelebt zu haben in Rio Grande do Sul, und wenn ich zurückdenke an jene Tage, an denen ich einstens als Kanonier des 2. Artillerie-Regiments in Rio Grande ankam, und sie vergleiche mit den Verhältnissen, unter denen ich jetzt zum ersten Male wieder die Provinz verlasse, so bin ich meinem Schicksale unendlich dankbar, denn ich habe viel erstrebt und viel erreicht in diesen 32 Jahren.

Heute Abend werden wir in Desterro sein, wenn die schweren Wolken, die sich am Horizont aufthürmen, nicht einen heftigen Sturm bringen. Mir würde das nicht einmal unerwünscht sein, denn auch der Sturm ist mir ein wenn auch unbändiger, so doch lieber Kamerad aus der Jugendzeit. Für viele meiner Mitpassagiere freilich hat die Sache nicht den Reiz der Jugenderinnerungen und sie ziehen das schöne Wetter vor.

Bord des „Rio de Janeiro“, 14. April 1883.

2.

Die Einfahrt in den Hafen von Santa Catharina ist eine der schönsten der Welt. Es liegt ein unsäglicher Reiz in der ewig wechselnden Bergscenerie, die sich mir allerdings erst am nächsten Tage in ihrer vollen Schönheit zeigte, denn am Tage unserer Ankunft ging die Sonne nieder, als wir kaum den ersten Leuchtthurm passirt hatten.

Unsere Fahrt uach Santa Catharina war eine sehr glückliche; herrliches Wetter, eine spiegelglatte See, kein

Wind, so dass wir diesen bösesten Theil der Reise nach Rio ohne die geringste Unannehmlichkeit zurücklegten. An Bord herrschte die heiterste Laune und der jüngere Theil der Gesellschaft trieb Pfänderspiele etc. bis spät in die Nacht hinein. Der grosse schöne Dampfer, der majestätisch die Wogen durchschnitt und dessen grosses Deck so viel Spielraum bot, wurde uns Allen lieb, und ich muss meinem alten Freunde, dem grünen Meere, Gerechtigkeit widerfahren lassen: es betrug sich ganz vortrefflich und erinnerte mit keinem Gedanken an den anarchischen Zustand, in dem ich es vor 32 Jahren sah, als wir (fast um dieselbe Zeit) mit dem „Paquete do Sul" beinahe Schiffbruch litten vor der Barre von Rio Grande.

Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Ich gedachte so recht jener Zeit, als ich am nächsten Morgen (15. April) bei Sonnenaufgang in meinem Reisestuhl auf Deck sass und mich labte an dem reizenden Anblick Desterros, dieses paradiesisch gelegenen Ortes, in dem ich einstens 20 Tage als Soldat lag. Damals und jetzt . . . Dort in jener halbzerfallenen Festung hatten wir gelegen und der grösste Genuss jener Tage war für mich ein Eierkuchen gewesen, den ich mir mit meinem letzten Milreis bei einem alten Deutschen backen liess, der eine elende kleine Speisewirthschaft in einer Nebenstrasse am Strande hatte, wo heute grossartige Villen ihre Pracht entfalten. Und dennoch waren es schöne Tage; war man ja doch jung, und die fehlende Jugend ersetzt nichts auf der Welt.

Um 7 Uhr ging ich an Land mit einigen Freunden. Ein Boot zu erkämpfen war nicht schwer, wohl aber war es keine leichte Aufgabe, die zudringlichen Bootsführer zurückzuweisen und ihnen begreiflich zu machen, dass nicht Jeder von uns ein eigenes Boot brauche. Nirgends ist mir diese Gattung zudringlicher erschienen als in Desterro. Bald landeten wir und besuchten den Markt; es ist noch immer das alte enge Gebäude, in dem Bananen und Abacaxy (Ananas) die hervorragendsten der feilgebotenen Früchte sind, gerade wie Anno dazumal . . . Auch die sauber gereinigten und gewickelten Mondongos (Kaldaunen)

waren noch zu haben. Unser Ziel aber waren die Austernverkäufer und bald hatten wir für 160 Reis einen grossen Korb voll herrlichster Austern erworben, die wir mit den nöthigen Limonen in das grosse Hotel an der Praça brachten, um sie dort für unser Frühstück öffnen zu lassen, während wir Post und Telegraphenamt besuchten und dann durch den freundlichen und sehr reinlich gehaltenen Ort flanirten. Das grausam unschöne Monument auf dem Platze ist gewiss keine Zierde für die Stadt, aber es ist gut gemeint, und die hübschen Bäume, die die Praça einfassen und die alle mit Bänken umgeben sind, machen einen sehr guten Effekt. Das Städtchen ist allerliebst und sehr reinlich; es macht den besten Eindruck auf den Besucher. Die Bonds- oder Pferdebahnlinie ist eingegangen, dahingegen aber hat Desterro recht gute Platzwagen, ein Vortheil, dessen sich Porto Alegre bekanntermassen noch nicht rühmen kann. Um 9 Uhr gingen wir ins Hotel und thaten uns gütlich an Austern und Camarões (Krabben), die mit gutem deutschem Biere genetzt wurden. An einem Nebentisch sassen einige deutschsprechende Herren, die häufig nach uns herübersahen. Woran sie mich erkannten, weiss ich nicht, aber um mein Incognito war es geschehen. Mein College, Herr Lepper, Deputirter der Provinz, und der liebenswürdige Herr R. Helm näherten sich uns und begrüssten mich. Bald waren wir nun in ein lebhaftes Gespräch vertieft und traten uns schnell näher. Die Väter der Provinz, unter denen College Lepper einen Ehrenplatz einnimmt, tagten gerade und hatten in der Sitzung des vorhergehenden Tages die Verlegung der Hauptstadt beschlossen, eine Massregel, die unverständlich ist und auch wohl (so meinten die Herren) im Tintenfass bleiben wird, denn es wäre ja schon mehr Wahnsinn, sie auszuführen. Wahrscheinlich soll sie als Pressionsmittel dienen, um der Regierung die Anlage guter Landstrassen abzuringen. Herr Lepper machte auf mich den Eindruck eines intelligenten und thatkräftigen Mannes mit ruhigem Blick und überlegter Handlungsweise. Herr Rudolf Helm ist ein liebenswürdiger und intelligenter Kaufmann, jeder Zoll ein Gentleman, der eins der schwung-

haftesten Geschäfte am Platze betreibt. Sein Urtheil über öffentliche Angelegenheiten ist ein klares und gediegenes, soweit es nicht von einem Vorurtheil gegen Rio Grande beeinflusst wird. Da wir noch eine Stunde Zeit hatten und ich wünschte, den jetzt in Desterro ansässigen Estacio Pessôa zu begrüssen, war Herr Helm so freundlich, uns dorthin zu begleiten. Wir fuhren in einem bequemen Wagen nach der herrlichen Praia de Fóra, vorüber an reizenden Villen, unter denen die des Herrn Ferd. Hackradt den Ehrenplatz einnimmt, da sie wirklich sehr malerisch und geschmackvoll ist.

Es ist ein eigenes Ding um die Liebe zur Heimath: Estacio Pessôa war für mich stets ein achtbarer Herr gewesen, doch hatte ich mich nie besonders für ihn erwärmt; als ich ihn nun aber in seiner hübschen Villa an der Praia de Fóra umarmte, schien es mir, als hielte ich ein Stück meines lieben Porto Alegre in den Armen und wir drückten uns so herzlich, als ob wir zwei Busenfreunde wären, die sich nach jahrelanger Trennung wiedersehen. Und ihm ging es gerade so; er war hoch erfreut, und nachdem Herr Helm, der in der Nähe wohnte, sich verabschiedet hatte, fuhr er mit uns zur Stadt und begleitete uns auch bis zur Einschiffungsbrücke, wo er sich verabschiedete.

Ich nahm den freundlichsten Eindruck von Desterro mit und möchte wohl einmal einige Zeit dort zubringen; der Ort liegt gar zu reizend und das Klima ist ein herrliches. Nun, wer weiss, ob es mir nicht beschieden ist, noch einmal einige Zeit in Desterro zu weilen.

Um 5 Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker und fuhren nun zur barra do Norte hinaus, die abermals die herrlichsten Bergscenerien vor unseren Augen vorbeiführte. Auch hier giebt es einige wirklich vortreffliche Leuchtthürme, deren Feuer wir noch sahen, da wir erst nach hereingebrochener Nacht in die offene See dampften. Und abermals betrug sich das Meer vortrefflich; keine Welle regte sich und unser wackerer „Rio de Janeiro“ strich durch das Wasser wie das bekannte Schiff von Rosamunde und Fridolin. An Bord herrschte wieder laute Fröhlich-

keit unter dem jungen Volk, welches auf Deck tanzte, und ich lehnte am Ruder und sah hinaus in die sternenhelle Nacht, deren Lichter sich im Wasser wiederspiegelten. In kaleidoskopischem Wechsel zogen an meinem geistigen Auge abermals die Bilder dieser letzten 32 Jahre vorüber; dann aber fixirten sich meine Gedanken auf alle die Lieben, die ich zurückliess in der Provinz Rio Grande und die gewiss meiner auch gedachten zu jener Stunde. Dem alternden Manne wird es schwer sich von Familie und Freunden zu trennen, die seinen ganzen Lebenskreis bilden, und schwerer noch, wenn er der fiebergeschwängerten Atmosphäre von Rio entgegengeht, dessen feuchte Nebel das Miasma bergen, das jährlich Tausende von Menschenleben fordert.

Doch hinweg mit diesen Ideen; vor der Hand erwartet mich am nächsten Morgen schon der Anblick von Paranaguá und später von Antonina, die mir noch gänzlich unbekannt sind.

Paranaguá, 15. April 1883.

3.

Santa Catharina war mir, wie bereits gesagt, von früher her bekannt. Nicht so Paraná, diese Provinz, in der mir so manche Freunde leben und an die ich geknüpft bin durch verschiedene Interessen. Es machte mir daher wirklich Freude, Gelegenheit zu haben, die beiden Hafenstädte der zukunftsreichen Provinz kennen zu lernen.

Die Nacht war sehr warm, aber das Meer war glatt wie ein Spiegel gewesen und wir hatten nach Umständen gut geschlafen. Als ich noch vor Sonnenaufgang auf Deck kam, zeigten sich meinem Blicke bereits die zackigen Felsen, die die Barre von Paranaguá umgeben, und um 6 Uhr Morgens passirten wir den romantisch situirten Leuchtthurm. Es ist eine Beobachtung, die ich auf der ganzen Reise gemacht habe, dass Brasilien in dem Zweig der Verwaltung,

der sich speciell mit Leuchtfeuern beschäftigt, glücklicher ist als in vielen anderen. Ueber diesen Dienst scheint ein besonders günstiger Stern zu leuchten, wohl weil er zum Ressort der Marine gehört, die bekanntlich das Beste und Ernsthafteste ist, was das Land an öffentlicher Verwaltung besitzt. Der Leuchtfeuerdienst ist wirklich vortrefflich organisirt und macht Brasilien alle Ehre. Der grösste Theil der Feuer ist nach neuestem Systeme, manche der Thürme zeigen schlanken Eisenbau; der der Barre von Paranaguá ist noch aus Stein und Kalk construirt, liegt aber wunderschön. Verschiedene Bastionen, die sogar Kanonen haben könnten, zeigen hier, wie in Santa Catharina, dass die Regierung nicht absolut sorglos ist, was die Vertheidigung ihrer Häfen anbetrifft, und sicher ist, dass die Passage in Santa Catharina, Paranaguá, Santos und Rio nicht mit Leichtigkeit zu forciren ist. Freilich hat die Natur da überall mehr gethan als die Regierung, doch hat ja das letzte Beispiel in Alexandrien wieder bewiesen, wie machtlos kleine Befestigungen gegen die modernen Geschütze sind, und die beste Befestigung ist immer die, welche die Natur bietet. Das haben unsere Vorfahren schon begriffen, als sie ihre Burgen auf hohen Felsen oder mitten in tiefen Seen erbauten, so dass sie ihrer ehrenwerthen Industrie, der Erhebung von Wegezöllen, ohne weitere Gefahr obliegen konnten.

Von der Einfahrt bis zum Hafen von Paranaguá bildet eine stets wechselnde Gebirgslandschaft ein wirklich romantisches Bild, und das Städtchen selbst mit seinem an Untiefen reichen Hafen ist sehr hübsch. Ich sah es nur aus der Entfernung, denn wir hatten im Ganzen nur eine Stunde Aufenthalt und es wurde mir allgemein versichert, dass es sich der Mühe lohne an Land zu gehen. So bewunderte ich denn von Bord aus das grossartige Palais des Visconde de Nacar, welches wie ein Riese unter Zwergen dasteht, und betrachtete durch den Feldstecher die Eisenbahngebäude, die an einem Platze angelegt wurden, an dem die grössten Schiffe der Welt ankern können, wenn sie nämlich vorher die recht gefährliche Barre vor Paranaguá

mit heiler Haut passirt haben. Auf der Höhe der gewaltigen Serra, die rechts von uns gen Himmel strebt, zeigte mir Freund Rösch die helle Linie, die die Bahn bezeichnet, die dort über Abgründe hinweg und unter Berge durch in einem der schwierigsten Terrains der Welt gebaut wird. Wir hatten von Santa Catharina eine Menge Arbeiter für die Bahn mitgebracht, lauter gesunde, kräftige Menschen, die ich nicht ohne Bedauern so lustig an Land gehen sah, denn bald wird das Sumpffieber sie gepackt haben, welches auf der ganzen Bahnstrecke wüthet und es fast unmöglich macht Arbeitskräfte zu erlangen. Eine recht unangenehme Nachricht erhielten wir in Paranaguá, nämlich dass das ganze exercito pacificador (Heer zur Herstellung des Friedens) des tapfern Coronel Enéas, welcher bekanntermassen die gewaltige Revolution in Coritiba „niederkartätscht" hatte, in Antonina an Bord des „Rio de Janeiro" eingeschifft werden sollte. Vierhundert Mann, unter denen sich natürlich ca. 100 Offiziere und Cadetten befanden, die Kajütenpassage haben mussten, waren gerade keine angenehme Zugabe zu unserer sonst so gemüthlichen Reisegesellschaft. Doch was thun? Wir mussten uns eben fügen und der liebenswürdige Commandant des „Rio de Janeiro" musste auch gute Miene zum bösen Spiele machen. Da ich die beste Kajüte im Salon hatte und in ihr noch zwei Betten waren, bat er mich, den tapfern Enéas und seinen Obristlieutenant in jene bis dahin von keinem ungeweihten Fusse betretenen Räume betten zu dürfen, und ich konnte natürlich meine Zustimmung nicht verweigern.

Um 10 Uhr kam das Städtchen Antonina in Sicht. Coulissenartig heben sich auf beiden Seiten, hauptsächlich aber auf der rechten, die Gebirgszüge ab und das Bild ist wirklich eins der imponirendsten, die ich je gesehen habe, eine echte und rechte Schweizerlandschaft, wie ja auch die Bahn von Paranà eine echte und rechte Schweizerbahn ist. Es war 10 Uhr und wir sassen gerade beim Frühstück, als die Anker in dem herrlichen, von allen Hindernissen freien Hafen von Antonina niederrasselten. Wenn ich nicht wüsste, dass „des Unverstandes Name Brasilien ist", so

würde ich mich darüber aufhalten, dass man die Bahn nicht von Antonina statt von Paranaguá aus nach Morretes u. s. w. gelegt hat. Jedenfalls ist Antonina die besser gelegene zukunftreichere Ortschaft, die nur durch die verfehlte Anlage der Bahn zurückkommen kann. Der Wettstreit zwischen Antonina und Paranaguá ist dem zwischen Pelotas und Rio Grande ähnlich. Nach Paranaguá wurde — wie nach Rio Grande — eine unsinnige Bahn gebaut, und Antonina beklagt sich — wie Pelotas — darüber, dass es keine Alfandega (Zollhaus) hat. Freilich ist noch immer ein Unterschied: es hat wenigstens eine meza de rendas alfandegada (Zollhebestelle zweiten Ranges), die die Herren Rio Grandenser Pelotas genommen haben. Mit Freund Rösch ging ich in Antonina ans Land, wo derselbe natürlich alle nöthige Lokalkenntniss besass, da er ja an der Paraná-Bahn angestellt gewesen. Antonina hat einen hübschen Quai und ist überhaupt ein ganz nettes Städtchen, nicht allzu reinlich, aber doch noch reinlicher als Porto Alegre. Was den Gesundheitszustand verschlechtert, ist die aussergewöhnliche Ausdehnung von Ebbe und Fluth; die Ebbe lässt viele Quadras mit Schlamm bedeckt zurück, auf dem dann die starke Sonne brütet, und dass es da nicht an Miasmen fehlen kann, ist klar. Auffällig war mir die Existenz einiger fast romantischer Ruinen, altes Mauerwerk mit Vegetation bedeckt, welches noch aus der Zeit der ersten Ansiedelung herrühren musste, ebenso die riesige Menge von Aasvögeln (urubús), die wie bei uns die Tauben auf allen Dächern sassen und in den Strassen spazieren gingen. Bald hatten wir das gastliche Haus der Mutter Rosskamm erreicht, jene Wirthschaft, die alle Deutschen von Paraná kennen. Wir labten uns dort an dem wirklich überaus vortrefflichen National-Bier von Morretes, von dem Freund Rösch behauptet, es sei das einzige Präservativ gegen Sumpffieber, und waren bald mit anderen hinzugekommenen Passagieren in einer recht animirten Unterhaltung. Ich dachte in Antonina incognito durchzukommen, aber es ging nicht, denn kaum hatte die alte Frau Rosskamm in unserm Gespräch meinen Namen gehört,

als sie kam und mich fragte: „Ach, Sie sind der Koseritz, von dem ich die Zeitung und den Kalender halte?“ Das Incognito war also flöten gegangen und es hätte ja auch nichts weiter genützt, denn etwas später, als wir unter Ruinen und Urubús auf holperigem Pflaster lustwandelten, kam einer der starken Trollys (Wagen), die nach Curitiba gefahren werden, angerollt, und aus ihm winkte mir schon von Weitem Obrist Schuster-Schütz ein herzlich „Willkommen“ zu. Wir fanden ihn denn auch bei Frau Rosskamm wieder und ich verplauderte eine angenehme Stunde mit dem lieben alten Freunde, der eben erst von einem 13monatlichen Fieber genesen war, welches er sich bei Anlegung von Telegraphen in Paraná zugezogen hatte. Schuster-Schütz ist alt geworden, sonst aber immer noch das fidele, alte Haus von ehemals und unbedingt einer der Männer, die Brasilien grosse Dienste geleistet haben. Hat er ja doch fast das ganze Telegraphennetz des Reiches angelegt. Gegen 4 Uhr mussten wir wieder an Bord und verabschiedeten uns von Frau Rosskamm. Beim Hinuntergehen nach der Praia sahen wir noch ein Weltwunder: Nämlich 4 Riesenräder, die einstens ein talentvoller Ingenieur hatte construiren lassen, um mit ihrer Hilfe den Serratransport zu vermitteln!! Dort stehen sie nun, an eine Ruine gelehnt und schon gehörig bemoost und trauern über den menschlichen Unverstand, der sie nutzloserweise ins Leben gesetzt und in den Kampf ums Dasein gestürzt hat. Die Räder sind unbedingt die grösste Merkwürdigkeit von Antonina. Als wir an Bord kamen, war das siegreiche Heer bereits eingeschifft; es fehlte nur noch der Commandant und sein Stab. Doch dort kamen sie bereits in einem flaggengeschmückten Man-of-war-Boote, mit riesigen Blumensträussen in der kräftigen Rechten und mit Blumen in allen Knopflöchern. Wie man sieht, hatte Antonina die „tapferen Sieger“ von Curitiba in passender Form geehrt. Sobald der biedere Enéas mit seinem Stabe an Bord war, dampften wir ab und lagen bald wieder vor Paranaguá, wo ich die telegraphische Mittheilung erhielt, dass der Minister Avila uns seit dem Tage zuvor schon in Santos er-

warte. Es kam nun zum Ueberfluss noch eine Kunstreitergesellschaft mit ihren mageren Pferden und nicht minder mageren Frauenzimmern an Bord und beim Dunkelwerden gingen wir full steam über die Barre von Paranaguá, vorüber an dem prachtvollen Feuer auf hoher Insel, mit der angenehmen Ueberzeugung, mindestens 600 Passagiere an Bord zu haben.

Bord des „Rio de Janeiro“, 16. April 1883.

4.

Von der frühern Gemüthlichkeit war natürlich keine Rede mehr; das flegelhafte Benehmen der jungen Vaterlandsvertheidiger, die als Kajütenpassagiere gerechnet werden mussten, ging übers Bohnenlied. Nichts wurde respektirt; unsere Reisestühle wurden mit grösster Sansfaçon occupirt und selbst der separate Tisch, an dem wir bisher mit der Familie des Ministers Avila im engsten Kreise gewesen waren, wurde bald von den eroberungslustigen „Siegern von Curitiba“ angegriffen und seine Vertheidigung machte uns keine geringe Mühe, ja wir mussten sogar die Aussenwerke opfern, d. h. am untern Ende des Tisches placirten sich verschiedene Cadetten und wir mussten es eben gehen lassen, so unangenehm es dem Kapitän war, der die Familie des Ministers von Anfang an mit den näheren Freunden derselben an einen reservirten Tisch placirt hatte. Andere Passagiere, wie z. B. Freund Ritter mit seiner Familie, mussten schon stundenlang vor der Esszeit am Tische Platz nehmen, sonst hätten sie gewiss nichts zu essen bekommen, da die Jünger des unglücklichen Gatten der schönen Venus mit der ihnen familiären Taktik gleich beim Klange der Glocke alle Positionen besetzten. Von gemüthlicher Reise war keine Rede mehr, doch das Ende derselben näherte sich ja auch: morgen Santos, übermorgen Rio de Janeiro. Die Nacht war noch

heisser als die vorhergehende, der anbrechende Tag aber war geradezu wunderschön, und bei Sonnenaufgang genoss ich auf Deck den schönen Anblick der wunderbaren Gebirgsformation, die sich längs der Küste der alten Paulicea erstreckt, der tapfern Provinz der Vicentistas, die einstens als unerschrockene Exploradores (Kundschafter) bis zum Rio de Solis (La Plata) vorgedrungen und auch unser geliebtes Rio Grande der Cultur gewonnen hatten. Die Gebirgsscenerien, an denen man vorüberkommt bis zum Hafen von Santos, sind wirklich prachtvoll, und ich labte mich förmlich an dem Anblick.

Es war gegen 11 Uhr Morgens, als wir an dem Fort vorüber in die Bai von Santos, eine der besten Brasiliens, einliefen. Von dem Fort detachirte sich ein Boot und bald erkannten wir den Staatsrath Avila, der dort (in der Festung der Barre) die Ankunft des Dampfers erwartet hatte, um die geliebte Familie zu empfangen. Er kam an Bord, und während er sich ganz den lang entbehrten Vaterfreuden widmete, unterhielt ich mich mit dem Alfandega-Inspektor Curvello Cavalcanti, der ihn begleitet hatte, über unser liebes Porto Alegre. Nach einer Stunde näherten wir uns dem Hafen von Santos und passirten den seltsam geformten Stein, den der Volkswitz der alten Paulisten als „das Wappen der Marqueza dos Santos“ bezeichnet hat (honni soit, qui mal y pense). Bald lagen wir nun im Hafen des grossen Kaffee-Stapelplatzes, wo noch am selben Morgen verschiedene grosse englische Steamer eingelaufen waren. Die Vorstadt, die sich nach der Barre hinzieht, ist reizend; das Zollhaus ist ein prachtvolles Gebäude, viel schöner als das von Rio Grande (unseres Porto-Alegrenser alten Schuppens gar nicht zu gedenken); sonst aber sieht man wenig von der Stadt, und das Wenige, was sie dem ankommenden Fremden zeigt, ist gerade derjenige Theil ihres Körpers, bei dem beim Menschen der Rücken beginnt und seinen anständigen Namen verliert. Alte Baracken, die dem Hafen ihr unappetitliches Hintertheil zukehren, eine elende Stakade (Umfriedigung), stinkendes Wasser voller Schlamm und Unrath und halbzerfallene Landungsbrücken, auf denen

man Hals und Beine brechen kann, .— das ist, was Santos dem ankommenden Fremden zeigt. Nach stundenlanger Arbeit lag unser Steamer endlich an der Landungsbrücke und ich ging mit Freund Rösch und Dr. Menandro Fontes ans Land, denn Dr. Rechsteiner erklärte terminanterweise, dass seine Geruchsnerven einen Besuch in Santos nicht erlaubten. Ich muss gestehen, dass sein Vorurtheil (welches nota bene von fast allen Brasilianern getheilt wird) mir nicht ganz gerechtfertigt erschien, denn sobald wir aus dem engen und allerdings nichts weniger als wohlriechenden Becco (Gässchen) hinaus waren, das zur Landungsbrücke der Companhia Nacional führt, befanden wir uns auf einem gut (mit Parallelepipeden) gepflasterten Platze mit schönen Gebäuden und gingen eine sehr reinliche, gut gepflasterte Strasse hinauf, in der sich Geschäft an Geschäft, der Name einer grossen Firma an den einer andern reihte. Santos hat auf mich wirklich einen freundlichen Eindruck gemacht, wenngleich es hie und da nicht gerade nach Eau de Cologne roch. Wir trabten die Strasse hinab nach dem „Hôtel Central“ des Herrn Isaak Baumer, dessen vielverheissende Karte wir bereits an Bord erhalten hatten. Regenbäder uud geeiste Getränke . . . . Das war so Etwas für uns verwöhnte Porto-Alegrenser. Da war endlich das grosse Hôtel des deutschen Landsmannes vom Stamme Israels. Wir stürmten die Treppe hinauf und da sass er leibhaftig an seinem halbrunden Büffet.

„Geeistes Bier, Herr Baumer“, riefen wir im Chor.

„Ja, meine Herren“, antwortete der Sohn Israels, „es thut mir sehr leid; eigentlich haben wir immer Eis, aber gerade heute haben wir keins.“

Beinahe hätte uns die Geschichte den Humor verdorben, denn sie roch nach Bauernfängerei, aber Herrn Baumer's Schwechater Bier .war gut und fast kühl. Wir trösteten uns also, schrieben unsere Briefe und Telegramme und tranken stets den Vorletzten, wie es echten Nachkommen der alten Deutschen geziemt. Schon glaubte ich in Santos incognito durchzukommen, als plötzlich eine hohe, schlanke Gestalt den Eingang zum Saal verdüsterte und

eine mir bekannte Stimme dem Wirth sagte: „Ich reise mit dem Zuge, der in einer halben Stunde geht. Mein Gepäck . . .“

„Wird nicht nach dem Bahnhof geschickt“, fiel ich ein, „denn Du bleibst hier!“

Der Lange drehte sich schier verwundert um, als er diese peremptorische Ordre hörte und gleich darauf schallte es von seinen Lippen: „Koseritz! Wo kommst Du denn her?“

Es war mein alter Freund Rahe, der in Santos einen Stadtplan aufnehmen soll und zu diesem Ende behufs Contrahirung von S. Paulo gekommen war, wo er gegenwärtig arbeitet und als Chef-Ingenieur die Vorarbeiten der Iguapé-Bahn geleitet hat. Natürlich setzte er sich nun zu uns und es wurden noch eine ganze Menge „Vorletzte“ getrunken, auch ohne Eis. Später machten wir noch einen Spaziergang durch die Strassen und kamen bald nach dem wirklich hübschen Jardim Publico mit seinen Riesenbäumen und sehr netten Anlagen. Das ist ein Paradestück von Santos, ebenso der gegenüberliegende Theatergarten; doch scheint er die Eigenthümlichkeit zu haben, dass er nur von Bettlern und Betrunkenen besucht wird, denn anderes Publikum fanden wir nicht auf seinen Bänken und in seinen schattigen Gängen. Noch einmal, ehe wir schieden, kehrten wir in einer andern deutschen Wirthschaft ein, wo es, wie ein Mythus behauptet, „Culmbacher vom Fass“ geben sollte, aber es ging uns wie mit dem Eis: Gerade an jenem Tage war das Fassbier alle geworden und wir mussten mit „Culmbacher in Flaschen“ vorlieb nehmen. In ihm kredenzte uns Rahe den Abschiedstrunk und bald befanden wir uns wieder an Bord, wo Avila sich inzwischen von den amtlichen Persönlichkeiten der Stadt verabschiedet hatte. Von Bekannten traf ich nur noch den früheren riograndenser Polizeichef Ledo Vega. Schon sank die Nacht hernieder, als wir den Hafen von Santos verliessen. Es war die letzte Nacht an Bord; die Hitze wurde immer unerträglicher und es war wahrlich Zeit, in Rio anzukommen, trotz der immer gefahrdrohenderen Berichte über das gelbe Fieber, welches in Rio mit Wuth um sich griff und täglich Hunderte von Opfern forderte.

Nun, am nächsten Morgen um 10 Uhr mussten wir bei guter Fahrt in Rio sein, und das Glück blieb uns treu, denn auch die letzte Nacht verlief ruhig und der „Rio de Janeiro“ durchschnitt ohne Hinderniss die spiegelglatte See.

Rio 19. April 1883.

5.

Abermals ein herrlicher Morgen! Die Hitze in der Kajüte trieb mich früh auf Deck, wo die wackeren Vaterlandsvertheidiger alle freien Plätze, einschliesslich auch meinen Reisestuhl besetzt hatten. Erst als die Matrosen die Reinigung des Decks begannen, erhoben sich die Herren und — legten sich anderwärts nieder. Ich kam dadurch in den unbestrittenen Besitz meines Stuhles und freute mich nun des Sonnenaufgangs auf dem Meere. Die Küste bot wieder interessante Bergscenerien; Paraty (berühmt durch seinen Branntwein) lag bald vor uns, und um 8 Uhr passirten wir die seltsame Insel Marambaia. Um 9 Uhr liessen wir uns zum letzten Male zum Frühstück nieder, und als wir den Tisch verliessen, war der Zuckerhut bereits in Sicht. Ich hatte den alten Freund, an dessen Fuss unsere ehemalige Kaserne der Praia Vermelha lag, seit einem Menschenalter nicht gesehen und fand ihn trotzdem noch unverändert. Ja, solche Felsen sind glückliche Geschöpfe: da steht er nun, der seltsame Kegel, und sieht noch gerade so aus wie vor 32 Jahren. Und ich? Aus dem blühenden Jüngling ist ein alternder Mann geworden, dem von der Elasticität der Jugend nur noch die Erinnerung blieb . . . Trotzdem grüsste ich den steifen alten Burschen, der sich noch immer auf die Seite neigt, wie einen lieben Freund. Erinnerte er mich doch lebhaft an jene Tage, in denen die Schönheit dieser paradiesischen Gegend einen unauslöschlichen Eindruck auf mein jugendfrisches Gemüth gemacht hatte. Auch unsere damalige Einfahrt in den Hafen von Rio trat mir

wieder lebendig vor die Augen: Ich sah alle die braven Kameraden wieder, die in ihren Blousen Kopf an Kopf auf Deck des alten Schiffes „Heinrich“ standen und mit freudetrunkenen Blicken das gesegnete Land betrachteten, von dem wohl Jeder von Ihnen grosse Dinge erwartete. Aus Hunderten von Kehlen schallte da:

„Sie lebe hoch, hoch lebe sie,
Die brumsilianische Artillerie!“

Dort an der Bank steht Freund Jansen, der bildhübsche, schlanke Mensch mit einem Teint wie Milch und Blut, dessen bartloses Gesicht die auf der Barrikade von Elberfeld erhaltene tiefe Schmarre ziert. Ein frohes Lächeln spielt um seinen Mund, ihm fehlt es nicht an Zutrauen zu sich selbst, er weiss, dass er Carrière machen und dass manch holdes Augenpaar ihm lächeln wird im Lande Brasilien. Er hält den Arm um Rudolf Breyon geschlungen, seinen besten Freund und Landsmann. Dort steht Brien, der kleine Oldenburger Cadet; dort wieder Caspar Rübel und Julius Linde . . . Wilhelm und Carl v. Wedel und wie sie Alle hiessen, sie Alle sahen dem neuen Lande voll Verlangen entgegen. Auf dem Hinderdeck aber da steht mein Kapitän Boyen, der alte Preusse mit der struppigen Perrücke, und zeigt die Festungen in der Bai dem noch bartlosen Lieutenant Gärtner und dem Hauptmann Brinckmann, die, ebenso wie Dr. Riegnitz mit dem freundlichen Gesicht, ihre gelben Blousen bereits mit der Uniform vertauscht haben. Ich aber, in Lederhose und blauem Hemd, throne hoch oben in den Porten des Royal-Sails, denn Kapitän Boyen hat echt preussische militärische Gelüste und lässt sein Schiff, gerade als ob es ein man-of-war (Kriegsschiff) wäre, mit „All Mann“ auf den Raaen einlaufen. Und jetzt, als wir an der Festung von Santa Cruz vorbeikommen, donnern unsere Kanonen (id est die Schiffskanonen, denn der „Heinrich“ führte ihrer vier) und die Hamburger Flagge senkte sich dreimal zum Gruss . . . Auch mir klopfte das Herz nicht wenig, während vom schwankenden Mast herunter mein Blick die herrliche Gegend mit dem Zuckerhut, dem Corcovado, der Tijucca etc.

überflog; stand ich doch wieder vor einem neuen Abschnitt meines leichtsinnigen Lebens, denn mein Eintritt in den Militärdienst war bereits beschlossen, und am nächsten Morgen sollten mich Jansen und Wedel im Boot abholen und ans Land schaffen, um dort Soldat zu werden.

. . . .

Alle die Bilder gingen an meinem geistigen Auge vorüber, während ich an des Ministers Seite auf Deck auf- und abging und mir von ihm die verschiedenen Festungen nennen liess, an denen wir nun schnell vorüberdampften. Die Musik des Bataillons spielte lustige Weisen und Minister Avila nannte mir die Festungen Santa Cruz, Sao João, Villagaignon u. s. w., die die dräuenden Schlünde ihrer Withworth-Geschütze ohne jegliche sündhafte Absicht auf uns gerichtet hatten. Jetzt fuhren wir an der in letzter Zeit so viel genannten Copacabana vorüber; da liegt schon meine alte Kaserne an der Praia Vermelha in vollständig neuem Gewande; dort steht das Hospiz und da oben ist das Hôtel des Morro Santa Theresa, in dem bereits Zimmer für mich genommen sind. Noch einige Minuten und der Dampfer liegt still. Die Dampfbarkassen kommen herangeschossen, allen vorauf die des Kriegsministers, der seinen Collegen Avila nebst Familie empfangen will. Auch die verschiedenen Direktoren des Ackerbauministeriums, Baron v. Capanema, mehrere Generäle u. s. w. eilen herbei zum Empfang des Ministers. Auf dem Hinterdeck empfängt Staatsrath Avila die Freunde und stellt mich allen vor, zuerst Kriegsminister Staatsrath Carlos Affonso, der mir schmeichelhafte Worte über meine literarische Thätigkeit sagt und mir einen Platz in seiner Dampfjolle anbietet. Ja, ja . . . ehemals und heute! . . Das Anerbieten konnte ich nicht annehmen, denn soeben erschienen die Herren Walther Hime und Bernardino de Oliveira mit einer Dampfjolle, um mich abzuholen. Nachdem ich mich für heute von Avila, seiner Familie, den Reisegefährten u. s. w. verabschiedet hatte, ging es an die Arbeit des Gepäck-Umschiffens, wahrlich nicht die kleinste, denn man muss da sehr vorsichtig sein. Rio ist Grossstadt und die Industrie



Die Einfahrt in die Bai von Rio mit dem Zuckerhut.

der Freunde fremden Eigenthums hat sich dort kolossal entwickelt. Endlich hatten Freund Rösch und ich unsere Sachen in dem Boot und mit Herren Hime und Bernardino bestiegen wir die Dampfjolle, die uns schnell an den Quai Pharoux brachte.

Da war ich also, nach 32 Jahren, wieder einmal in dem schönen Rio, über dem jedoch der dichte Dunstkreis lag, der nach Meinung Vieler das Fieber erzeugen soll. Und das gelbe Fieber stand denn auch in voller Blüthe; es starben 60 bis 70 Menschen pro Tag, und gerade am Tage zuvor hatte der Minister des Innern die Construktion eines Ofens für Leichenverbrennung in Jurujuba verfügt, wo das Gelb-Fieber-Lazareth liegt und wo man die Bestattung der Leichen nicht mehr in alter Form besorgen konnte, ohne den Gesundheitszustand zu verschlechtern. Ich kam also gerade zu sehr ungünstiger Zeit in Rio an, doch der Politiker ist ja auch eine Art Soldat und muss marschiren, sei es auch in den Tod hinein. Und so schlimm ist Das nicht: Bei ruhiger Lebensweise, guter Luft (wie ich sie hier auf dem Morro Santa Theresa habe) und einiger Vorsicht hinsichtlich der heissen Tagesonne und der feuchten Niederschläge am Abend ist die Gefahr nicht gross.

Da ich vor Allem meine Ankunft telegraphiren musste, gingen wir zuerst zum Comptoir Mr. Hime's, wo ich meine Telegramme expedirte, und von dort wollten wir nun nach Santa Theresa gehen, aber — der Durst war gross und der Ruf des Culmbacher Fassbieres bei Müller & Petzold, gegenüber der Börse, war bis Porto Alegre gedrungen. Alle Freunde, die in letzter Zeit in Rio gewesen, schwärmten dafür, und somit beschlossen wir, zuvörderst einige Seidel der „Culmbacher Milch“ zu uns zu nehmen. Und wie mundeten die! Dieses herrliche frische Fassbier, welches in Eis liegt und mithin prächtig kühl ist, flösste mir ordentlichen Respekt ein. Die Quantitäten Culmbacher Bieres, die täglich in Rio verbraucht werden, gehen ins Fabelhafte, denn nicht nur Deutsche, sondern auch „Brasilianer und andere Ausländer“ (wie in früheren Zeiten die Statuten der Germania“ von Porto Alegre sagten) trinken Culm-

bacher, als ob es Wasser wäre. Nachdem wir uns auf diese Weise erfrischt hatten, bestiegen wir den Bond, der uns zum Plano Inclinado brachte, wo wir am Drahtseile den Berg empor fuhren, um dann von einem dritten Bond nach Santa Theresa, der herrlichsten Gegend Rios, befördert zu werden, wo hoch oben auf dem Morro (Berge), von dem aus man ganz Rio mit der Bai und Nictheroy mit dem Blick beherrscht, das in elegantestem Schweizerstyl aufgeführte, von blühenden Gärten umgebene „Hotel da Vista Alegre" liegt, in dem Zimmer für mich reservirt waren.

Rio, 24. April 1883.

6.

Der erste Eindruck, den Rio auf mich machte, war kein günstiger. Die Prävention gegen das herrschende Fieber, die fast unerträgliche Hitze zu einer Zeit, wo wir in Rio Grande uns bereits einer kühlen Temperatur erfreuen, das fortwährende Rollen von Wagen und Bonds (Pferdebahnwagen), die sich nach allen Richtungen hin, oft 5 und 6 an einer Stelle, kreuzen, das Hin- und Herwogen einer grossen Menschenmenge, das unausstehliche Geschrei der kleinen Zeitungsverkäufer, — Alles trug dazu bei, den enragirten Kleinstädter in seinem Vorurtheil zu bestärken. Und nicht mit Unrecht, denn Rio mag interessant sein, aber angenehm ist es nicht. Freilich fühlt man hier das Leben des Reiches pulsiren — befindet man sich doch im Mittel- und Schwerpunkt desselben und sieht täglich in der Rua d'Ouvidor die Männer, die das Land regieren und — die öffentliche Meinung machen —, aber der ganze Charakter der hiesigen Gesellscaft ist ein eigenthümlicher, fast möchte ich sagen frivoler. Rio de Janeiro ist Brasilien, und die Rua d'Ouvidor ist Rio de Janeiro. — Das ist eine Sentenz voller Wahrheit. Wer die Art kennen lernen will, in der Brasilien regiert und die öffentlichen Geschäfte abgewickelt

werden, braucht nur täglich einige Stunden in der Rua d'Ouvidor zuzubringen. Diese Strasse ist eine der ältesten der Stadt; sie läuft auf die Rua Direita aus (in der die Börse ist) und parallel mit der Rua do Sabão (wo sich der deutsche und der englische Handel am meisten concentriren), Rua d'Alfandega und anderen alten Strassen und wird durchschnitten von der Rua dos Ourives und anderen, die alle dem alten Stadtheil angehören, eng, schmutzig und winklig sind, wie es vor 200 Jahren Sitte war. Schöne breite und regelmässige Strassen, wie sie das jüngere Porto Alegre, vor Allem aber das hübsche Pelotas besitzen, gibt es in Rio überhaupt nicht viele. In der engen und zu allen Stunden des Tages finstern Strasse befindet sich die Elite des Detailgeschäfts Rio's; glänzende Schaufenster zeigen die Produkte der europäischen Industrie und zahllose Luxusartikel sind da ausgebreitet; die grossen Modegeschäfte „Notre Dame de Paris", „Grande Magico" u. a. können sicher mit den ersten Häusern von Paris und Berlin wetteifern; die Juwelierläden strotzen förmlich von Gold, Silber und edlen Steinen. Fruchthandlungen stellen da Früchte aus allen Zonen aus, Abacaxi (Ananas) und Mango neben der Traube aus Portugal und der Birne von Montevideo. Buch- und Kunsthandlungen fordern die Aufmerksamkeit durch Auslage von Luxus-Ausgaben, feine Kupfer- und Stahltische u. s. w. heraus — enfin, so eng und düster die alte Strasse ist, so glänzend sind ihre Läden und deren Inhalt und Ausstattung. In ihr nun wogt von Morgens früh bis Abends spät eine immense Menge von Menschen auf und ab, und jede Ecke bildet einen Club, in dem politisirt und — über den Nächsten gesprochen wird. Die grossen Conditoreien von Castellões und Cailtôt vereinigen von 11—4 Uhr in ihren Räumen die haute volée der Gesellschaft, wobei zu bemerken, dass Cailtôt dem früher unbesiegbaren Castellões dadurch starke Conkurrenz macht, dass er „Culmbacher vom Fass" seidelweise verkauft, und ich muss gestehen, dass der civilisirende Einfluss des deutschen Getränkes sich hier fast ebenso fühlbar macht wie in unserer Provinz, denn die Brasilianer trinken fast alle Bier, was

vor 20, ja vor 10 Jahren nicht der Fall war. Was ich hier nirgends sehe, ist Nationalbier; „Culmbach“ behauptet den Platz.

In besagten Conditoreien, wo warme Pastetchen aller Art und vortrefflichster Qualität verabreicht werden, concentrirt sich die Crême der politischen und journalistischen Welt Rio's. Meine brasilianischen Beziehungen zwangen mich, der Rua d'Ouvidor den Vorzug zu geben, trotzdem die Deutschen Rio's nicht dort, sondern bei Heydtmann oder Petzold (gegenüber der Börse) zusammenkommen, wo es vorzüglichen Luncheon und mit vielem Verstande behandeltes Culmbacher gibt. Es sind zwei vortrefflich eingerichtete Frühstückslokale, die eine enorme Anziehungskraft auf alle Fremden ausüben, die nicht einen speciellen Grund haben, mit den politischen und journalistischen Kreisen in permanentem Contakt zu leben.

Von Hotels kenne ich bis jetzt nur das der Vista Alegre in Santa Theresa, in dem ich wohne. Die Hôtels Carson, Grand Hôtel, Hôtel dos Estrangeiros, Hôtel d'Angleterre, Royal Hôtel und Hôtel de France erfreuen sich eines grossen Rufes. Ich habe die Vista Alegre vorgezogen, weil es hiess, in Santa Theresa gäbe es kein Fieber. Es scheint auch, als ob wirklich nie Fieber hier geherrscht habe, aber mit meiner Ankunft hat sich das Blatt gewendet, denn in dem Augenblicke, in dem ich diese Zeilen schreibe, soll Frau Koser, die junge Gattin des deutschen Berufs-Consuls, der unserm Hôtel gerade gegenüber in nächster Nähe wohnt, zu Grabe getragen werden. Sie kam vor vier Tagen mit ihrem Gatten von Petropolis, bekam das gelbe Fieber und starb gestern Nachmittag 2 Uhr. Arme junge Frau und armer Witwer . . . Für Herrn Koser, der hier allgemein beliebt und geachtet ist, hat seine hiesige Thätigkeit hierdurch einen sehr traurigen Beginn gehabt.

Das Hôtel „Vista Alegre“ liegt oben auf dem Morro Santa Theresa und von seinen Fenstern und Terrassen aus dominirt der Blick die ganze Stadt, Nictheroy, die ganze Umgebung Rio's, den Hafen und die Bai mit ihren Festungen, bis hinaus zum Ozean. Man athmet hier reine Seeluft,



Das Hôtel Vista Alegre.

und die hintere Front des Gebäudes gewährt Aussicht auf die dichten Wälder, die noch den Höhenzug bedecken, der im Corcovado gipfelt. Die Lage ist also eine prachtvolle, und das im Schweizerstyl (der hier überhaupt vorherrscht) gebaute dreistöckige Haus ist brillant eingerichtet. Alle Zimmer haben Glasthüren mit Jalousien, die auf hölzerne Gallerien führen, welche um das Haus herumlaufen; die Zimmer sind mit wirklichem Comfort eingerichtet; grosse und wohlgepflegte Gärten umgeben das Haus; vortreffliche Bäder aller Art, Telephon-Verbindungen mit der Stadt, elektrische Glockenzüge in allen Stuben, eine aufmerksame und gute Bedienung, ein vortrefflicher Tisch, gute Getränke und verhältnissmässig civile Preise sind nicht zu unterschätzende Vorzüge dieses Muster-Etablissements, so dass es mich trotz der Entfernung der Stadt (ich brauche vom Ackerbauministerium am Schlossplatz bis zum Hotel $^3/_4$ Stunden in unterschiedlichen Bonds) noch nicht gereut hat, der „Vista Alegre“ den Vorzug gegeben zu haben. Heute allerdings habe ich einmal nach Noten geflucht; ich war nämlich sehr früh in die Stadt gegangen, um dringende Geschäfte zu besorgen, als ein förmlicher Wolkenbruch über Rio niederging. In kurzer Zeit strömte Wasser in allen

Strassen. Mich überfiel das Unwetter in der Rua dos Arcos, wo ich den Bond nach dem Plano Inclinado nehmen wollte, aber zu meinem Schrecken sah ich, dass die Bonds nicht mehr fahren konnten, und bald stand ich selbst mitten in einem gelben Strome, dessen Wasser mir bis über die Kniee ging. Mit unsäglicher Mühe arbeitete ich mich durch die gelbe Fluth bis zur Rua do Passeio, wo ein Miethstall war, und nahm dort einen Wagen. Als wir aber den halben Weg von Mont'Alegre emporgeklettert waren, blieb der Wagen stecken, die Mulas (Maulthiere) konnten nicht weiter und — ich hatte das Vergnügen, den Morro Santa Theresa inmitten eines reissenden Stromes eine halbe Stunde hinaufzuklettern, bis ich endlich todmüde und wassertriefend in meinem Hôtel ankam. Und das mit meinen klassischen weissen Beinkleidern .... Es ist fast unglaublich, dass in der Reichshauptstadt ganze Strassen und Plätze bei einem starken Platzregen buchstäblich in Flüsse und Seen verwandelt werden. So schlimm ist es in Porto Alegre denn doch nicht. Uebrigens hat das Unwetter viele Häuser einstürzen lassen und sonst viel Unheil angerichtet.

Ob und wie das Begräbniss der Frau Koser heute stattfinden wird, ist auch noch unbekannt.

Rio, 26. April 1883.

7.

Am Tage meiner Ankunft traf ich schon an der Table d'hôte meines Hôtels einen ältern Herrn von hoher, etwas gebeugter Statur, mit einer intelligenten, wenn auch Ermüdung verkündenden Physiognomie. Der Herr sprach ein coulantes Französisch und ich hielt ihn Anfangs für einen Franzosen, bis seine Intervention in einer Unterhaltung mit Freund Rösch über die projektirten Arbeiten des Dr. Sichel mir bewies, dass mein Gegenüber ein Deutscher

sei. Und so war es auch: nach einigen Minuten stellte er sich mir vor als Ferdinand Schmid, mein bedeutender College von der „Allgem. D. Ztg.“, der unter dem Pseudonym „Dranmor“ zu einer europäischen Berühmtheit wurde und einen der hervorragendsten Plätze unter den deutschen Lyrikern einnimmt. Wir begrüssten uns mit collegialischer Herzlichkeit. Nicht immer haben wir harmonirt in der Auffassung brennender Tagesfragen, hie und da ist auch wohl ein scharfes Wort zwischen uns gefallen, aber das schliesst ja nicht aus, dass Leute comme il faut die besten gesellschaftlichen Beziehungen unter sich aufrecht erhalten. Herr Schmid ist ein Gegner, der nie persönlich wird, alle Fragen sachlich bespricht und Niemandem geflissentlich Unrecht thut. Mit solchen Gegnern ist es leicht in freundlichen Beziehungen zu stehen, und da wir uns regelmässig am Frühstücks- oder Mittagstiech sahen, haben sich dieselben auch schnell unter uns etablirt und ich habe mit wahrer Freude die Relationen mit diesem wirklich bedeutenden Manne cultivirt, der unendlich hoch über allem Gewöhnlichen steht. Der Zwiespalt zwischen dem Kaufmann und dem Lyriker, der sich durch das ganze Leben des Dichters zog, prägt sich wohl häufig genug in seiner Auffassung laufender Fragen aus; er steht auch eingegraben in den Furchen seines Antlitzes, die von vielen Leiden und Enttäuschungen erzählen. Wie reich an Schmerzen, aber auch an Freuden muss das Leben dieses Mannes gewesen sein, der einen „Dämonen-Walzer“ und ein „Requiem“ schreiben konnte! Wie die junge Lerche ihre Töne hinausschmettert in die Morgenluft, so sang einstens der Jüngling, als er hinaustrat aus seiner herrlichen Schweizerheimath in das fremde Leben. Bald genug haben ihn die Jugend-Ideale verlassen und an ihm — mehr als an vielen Anderen — hat sich Schiller's schönes Bild von den „Idealen“ bewahrheitet. Er ist zum Pessimisten geworden, ein tiefer Weltschmerz spricht sich in seinen herrlichen Schöpfungen des reiferen Alters aus und heute steht der alternde Mann, der Dranmor als todt betrachtet (wenngleich er unsterblich ist in der Geschichte der deutschen Literatur), vor der

letzten Alternative: Arbeit, die nie ermattet, — Freundschaft, die zum Grabe geleitet.

Die Beziehungen zu dem grossen Dichter sind mir überaus interessant und ich muss es für eine freundliche Fügung des Schicksals halten, dass ich gerade in dieses Hôtel kam, in dem Herr Schmid seine Mahlzeiten einnimmt. Er wohnt hier dicht neben dem Hôtel in einem idyllisch schön gelegenen Häuschen, umgeben von einem Garten, in dem tropische Pflanzen prangen, und mit einem herrlichen Ausblick auf Stadt, Hafen und Bai, — so recht eine Dichterwohnung, eine Wohnung für einen Mann, der heute vielleicht keine Verse mehr macht, aber noch immer tiefes Gefühl für alle Schönheiten der Natur hat. Mögen unsere Meinungen in vielen Fällen noch so sehr auseinandergehen, ich muss dennoch offen eingestehen, dass Herr Schmid in seiner feinen, ruhigen und freundlichen Weise einen ausserordentlich sympathischen Eindruck auf mich macht. „Dranmor" . . . . wie Viele haben diesen Namen einstens mit Entzücken ausgesprochen, welche Anstrengungen wurden gemacht, um das Dunkel des Pseudonyms zu lichten! Ich habe früher schon meine aufrichtige Meinung über Ferd. Schmid's herrliche Dichtungen öffentlich ausgesprochen; ich sehe in ihm einen der grössten Lyriker aller Zeiten und sein „Dämonen-Walzer" steht geradezu unerreicht da. Aus welchen Stürmen muss derselbe hervorgegangen sein . . . Denn so singt nur, wer Alles selbst erlebt hat. Jene Verse sind mit dem Herzblut des Poeten geschrieben . . . Dem leicht gebeugten alten Herrn, der mir da gegenüber sitzt mit dem freundlichen Ausdruck in den Zügen und dem klugen Auge, sieht man es wahrlich nicht an, dass solche Leidenschaften einstens seine Brust durchwühlt haben.

Doch genug von diesem Thema; ich wollte meinen Lesern nur meinen werthen Collegen von der „Allg. D. Ztg." vorführen, wie er mir erschienen ist, als ich ihn an der Tafel der „Vista Alegre" traf, — einen liebenswürdigen, freundlichen Herrn, der mit Klugheit und Einsicht über alle Fragen der Gegenwart spricht, auf allen Terrains des Wissens und der Literatur zu Hause ist und unter allen

Umständen den Eindruck eines durchaus bedeutenden Mannes macht. Ich habe sein Blatt in den letzten Wochen nicht gelesen, möglich, dass da wieder allerhand Meinungsverschiedenheiten zwischen uns herrschen, doch das ist gleichgiltig; die Hauptsache ist: dass ich an Herrn Schmid einen ebenso liebenswürdigen wie interessanten Tischnachbar gefunden habe.

Sonst wechselt unsere Tischnachbarschaft ziemlich häufig, denn hier kommen und gehen fast täglich Gäste, da viele Leute aus Rio selbst, die das Fieber fürchten, während der Dauer desselben nach Vista Alegre fliehen, wenn ihnen die Flucht nach Petropolis nicht möglich ist.

Zu den stätigen Tischgenossen gehört seit Abreise des Dr. Rösch — der nach Bahia ging, wo er eine Empreitada (einen Bau auf Contract) übernommen hat — ein riograndenser Fazendeiro: Major Constantino de Sousa, ein echter Riograndenser von altem Schrot und Korn, der sich gleich an meine Seite setzte, da er ein alter Abonnent der „Gazeta“ ist. Es existirt hier überhaupt eine Art von Freimaurerei unter den Leuten von Rio Grande; oft genug passirt es mir, dass ich mich auf offener Strasse mit Leuten umarme, mit denen man in Porto Alegre kaum einen flüchtigen Gruss wechselte, wie Cyrino d'Oliveira, Major Leite de Castro u. A. Es scheint mir immer, als ob ich ein Stückchen Porto Alegre vor mir hätte, wenn ich so ein bekanntes Gesicht inmitten der Menge fremder Menschen treffe. Ein junger Dr. Lassance, Ingenieur, der Europa bereist hat, ist wegen des Fiebers hierher geflohen. Er lies't zu gleicher Zeit die „Familie Bovary“ von Feuillet und „L'expiation générale“ von Louis Veuillot. Ein sehr wohlfrisirter, stets aus dem Ei geschälter Advokat, Dr. Aguiar, bildet das Gegenstück zu ihm und glänzt nicht besonders durch Geist. Uebrigens ist zu bemerken, dass diese jungen Brasilianer hier fast alle ein ziemlich coulantes und annehmbares Französisch sprechen.

Die nach Herrn Schmid für mich interessanteste Persönlichkeit unserer Tafelrunde ist unbedingt Dr. André Rebouças, ein Mulatte reinsten Wassers, aber auch eine tech-

nische Capacität ersten Ranges. Der Mann hat viel gelernt, ist häufig in Europa gewesen, steht in directer und permanenter Verbindung mit europäischen Autoritäten ersten Ranges, wie z. B. Hawshawk, Waldorp, Dirkes u. A., mit denen er fleissig correspondirt. Vor einiger Zeit hatte er das Unglück geisteskrank zu werden, wurde aber in Europa kurirt und ist jetzt wieder im Besitze seiner vollen Geisteskraft. Es ist ein sehr interessanter und bedeutender Mensch, dessen Unterhaltung mich speciell wegen der Barre-Frage sehr interessirt.

Seit einigen Tagen hat sich auch ein Elsässer Kaufmann aus Rio nach unserem Tuskulum zurückgezogen; er heisst Theissen, ist ein Bild strotzender Gesundheit, schlagfertig in verschiedenen Sprachen, die er alle (als Elsässer ausnahmsweise) gut spricht, ist lebhaft und scheint hier sehr beliebt zu sein. Einige blasse junge Leute, meistens Doctoren (Doctor ist überhaupt jeder dritte Mensch, den man auf der Strasse trifft), die hier convalesciren von mehr oder weniger schweren Krankheiten, eine sehr kranke Dame, einige portugiesische Kaufleute und ein deutsch aussehender junger Mann, über dessen Nationalität ich aber im Zweifel bin, da er nie spricht, bilden den Rest unserer Tischgesellschaft, zu der seit heute auch der arme Herr Koser gehört, der deutsche Consul, unser Nachbar, dem seine Frau vorgestern durchs gelbe Fieber entrissen wurde. Natürlich habe ich unter so traurigen Verhältnissen seine Bekanntschaft nicht machen können. Er sieht intelligent aus, ist aber tief traurig und niedergeschlagen.

So kennen die Leser also jetzt meine täglichen Tischgenossen, mit einziger Ausnahme der Zugvögel, die kommen und wieder gehen, ohne längern Aufenthalt.

Rio, 27. April 1883.

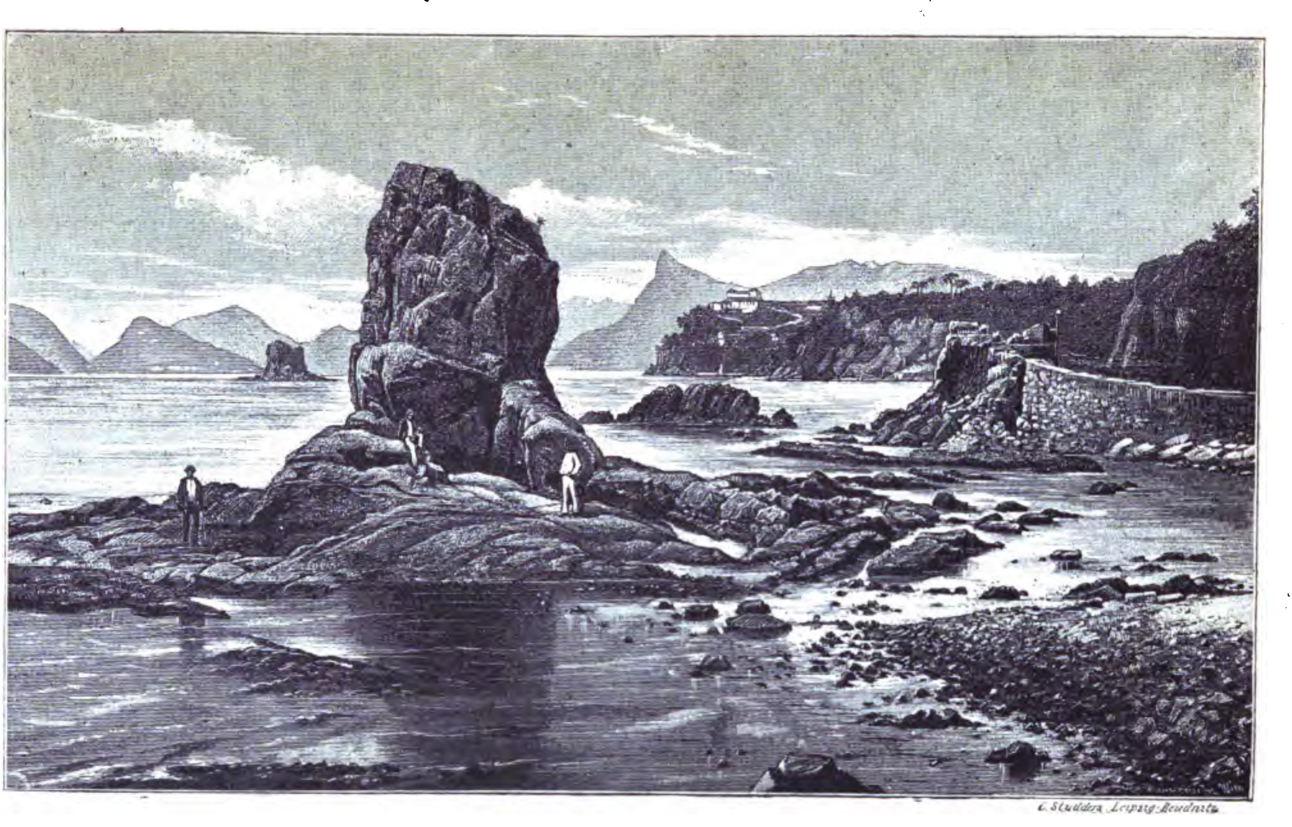
8.

Gestern (Sonntag) war meine Absicht, das Museum zu besuchen, welches mir viel Stoff zur Beobachtung und zum Studium bieten muss. Aber der Mensch denkt und Ladislau Netto (der Director des Museums) lenkt: als ich im Museum ankam, war Ladislau nicht zu Haus; er war auf Ausgrabungen in der Nähe des Engenho Velho und ich konnte mithin das Museum, welches jetzt dem Publikum nicht geöffnet ist, nicht sehen. Etwas muss man aber doch an einem Sonntag in Rio anfangen, und da es zu spät war, um nach der Tijuca zu gehen, beschlossen wir die Praia Grande, d. h. Nictheroy und Umgebung zu besuchen. Wir fuhren daher mit dem Bondinho (auf dem man für 100 Reis [= 20 Pfennig] circa eine Stunde fahren kann) nach der Landungsbrücke der Ferry-Dampfer, die alle 10 Minuten fahren. Diese Seebonds sind eine vortreffliche Einrichtung; es sind grosse Dampfschiffe nach amerikanischem System, die hinten wie vorn gleich sind, so dass sie also an beiden Enden anlegen können. Ein grosser Salon empfängt die Passagiere, die auch oben auf dem Deck desselben noch Platz finden. Man kauft sich da die Tagesblätter und liest dieselben während der 20 Minuten dauernden Ueberfahrt, so dass dieselbe fast unbemerkt vorübergeht, wenn das Meer nicht gerade aufgeregt ist, wodurch dann der alte Kasten ins Schwanken kommt. Hierbei ist zu bemerken, dass die Ueberfahrt in der ersten Classe à Person 200 Reis (= 40 Pfennig) (einen Nickel) kostet; nichts billiger als das, und dabei kann man für seinen Nickel noch dazu drei- oder viermal zurückfahren, wenn man es eben wünscht, denn die einzige Controle, die da stattfindet, ist: dass man bei Bezahlung seines Nickels durch ein Drehkreuz auf die Landungsbrücke geschoben wird. Billets gibt es nicht und also auch keine Controle; wer nicht aus der Barke herausgeht, kann den ganzen Tag hin- und herfahren.

Auf der Ueberfahrt labte ich mich ordentlich am Anblick der herrlichen Stadt und ihrer romantischen Umgebung. Dort lag der Zuckerhut, hier der Corcovado, weiter hin

der „Bico de Papagaio“, dort endlich die Tijuca und am Fusse der phantastisch geformten Berge dehnte sich die kolossale Stadt mit ihrem Häusermeere aus. Der Hafen mit seinen Inseln und Festungen, mit den ein- und auslaufenden Schiffen, mit den Dampfjollen, die pfeilschnell dahin schiessen, bietet ebenfalls ein ebenso interessantes als animirtes Bild. Und dort dehnt sich vor uns bereits die Praia Grande aus; in der Nähe jenes Kirchleins auf hohem Felsen liegt Jurujuba, die Waldfrische, in der die Regierung das Lazareth für Gelb-Fieberkranke angelegt hat, welches sehr gut gehalten sein soll, und hier nähern wir uns bereits den aristokratischen Villen der Praia de São Domingos. Dort legt die Ferry-Barke erst an, um dann nach Nictheroy weiter zu gehen.

In S. Domingos gingen wir an Land und nahmen den Bond nach Icarahy und Santa Rosa. Dieser Bond, auf dem man à Person 400 Rs. (= 80 Pfennig) bezahlt, macht die ganze Tour von S. Domingos über Icarahy und Santa Rosa bis nach Nictheroy, wozu er ungefähr 1½ Stunde braucht. Es ist eine der schönsten Spazierfahrten, die man überhaupt machen kann. Zuerst fährt man eine grosse Strecke vorbei an herrlichen Villen mit grossen Gärten voller tropisch-üppiger Vegetation, unter denen auch der niedliche Palast des Präsidenten der Provinz Rio steht, der mehr eine Villa als ein Palais vorstellt und fast versteckt unter Palmen und grossen Blattpflanzen liegt. Vorüber an zwei hübschen öffentlichen Gärten (ein Gegenstand, mit dem hier überhaupt grosser Luxus getrieben wird von der Regierung wie von den Municipalitäten) kommt man nun an die Praia (Küste, Ufer) de Icarahy, die das Schönste und Romantischste ist, was man sich nur denken kann. An der Landseite zieht sich die Bondslinie auf einem schmalen Uferstreifen hin, an den schroff aufsteigende Felsen stossen, die hoch oben mit Villen, Garten-Pavillons u. s. w. besetzt sind, während die Wogen unten auf feinem weissen Sande plätschern und romantische Felsstücke umspielen, die von Lianen und Parasiten bedeckt mitten im Wasser stehen und gar seltsame Figuren bilden.



Die Praia de Jcarahy bei Nictheroy.

Sieht man hinaus auf die Bai, so grenzen die Festung S. João einerseits, andererseits aber der Zuckerhut das Bild ab, und ganz draussen, ausserhalb der Barre sieht man die hohe See wogen. Es war hier, wo die ersten Ansiedler Rio's sich ausschifften, denn diese Praia liegt gerade der Barre gegenüber. Und sie ist herrlich, diese Praia von Icarahy . . . . Noch einige Minuten und wir fahren durch die Strassen der kleinen Ortschaft Icarahy, die einen ganz provinziellen Anstrich haben und durchaus nicht aussehen, als ob sie so nahe an der Hof- und Residenzstadt lägen. Von Icarahy fährt man nun in weitem Bogen und fast immer zwischen blühenden Gärten und Schweizerhäusern in reizendem Style nach Santa Rosa, einer zweiten kleinen Ortschaft, die Icarahy so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, mit dem einzigen Unterschiede, dass ihre sehr alte Kirche zu Santa Rosa de Viterbo auf einem Berge liegt und so dem Landschaftsbilde einen exquisiteren Stempel aufdrückt. Eine Viertelstunde später sind wir endlich in Nictheroy, der Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro, ein hübsches Provinzialstädtchen mit breiten, reinlichen Strassen, Häusern in altem Style, einem ziemlich grossen und wohlgepflegten öffentlichen Garten und den nöthigen Amtsgebäuden, wie da sind Trésor (Schatzamt), Assembléa Provincial, Municipalkammer u. s. w. Einen sehr freundlichen Anblick gewährt die weit ausgedehnte Hafenstrasse mit hübschen Häusern, die meistens kleine Gärten vor der Front haben. Da sind Fabriken verschiedener Art, auch Brauereien, Biergärten u. s. w., in einem Worte: c'est tout comme chez nous, und selbst Kleidung, Haltung und Benehmen der Leute zeigt die Provinz an. Der Unterschied ist eben ein enormer; drüben ist die Grossstadt mit ihrem Rennen und Treiben; hier das idyllische Landstädtchen mit seiner Ruhe und — seinen Spiessbürgern, die ja doch einmal zur Vervollständigung des Bildes gehören.

Wir suchten nun die Landungsbrücke auf, nachdem wir für 400 Rs. $1^1/_2$ Stunden lang in der herrlichsten Luft und der reizendsten Gegend der Welt spazieren gefahren waren, und machten, ehe wir die Barke betraten, noch den

kühnen Versuch, in der Schenke am Trapicho (Landungsbrücke) Kaffee zu trinken, was uns denn auch nach Umständen gelang, trotzdem das Zeug erbärmlich schlecht war für eine Gegend, in der auch arme Leute den vortrefflichlichsten Kaffee trinken. Bald sassen wir wieder auf der Barke, die uns direkt nach Rio zurückführte. Die bald untergehende Sonne vergoldete schon die Kuppen der Berge und Rio lag da in seiner ganzen Grösse und Pracht vor uns. Vom Hafen aus gesehen ist es wirklich ein grossartiges, farbenprächtiges Bild, aber — akklimatisiren kann ich mich nicht; mein altes Porto Alegre ist mir hundertmal theurer und ich gebe unsere Rua da Praia für keine zehn Ruas do Ouvidor. Auch ist die Einfahrt in den Hafen von Porto Alegre unbedingt lieblicher; die Berge sind niedrig, aber das Ganze ist so freundlich und so gesund, während man in Rio bei aller Schönheit immer den Beigeschmack der dräuenden Fiebergefahr hat.

Auf der Landungsbrücke angekommen, wurden wir wieder hinausgedreht und machten nun dem Markte einen kurzen



Der Markt von Rio.

Besuch. Der Markt ist ein grosses Gebäude mit zahllosen Läden; inwendig ist er mit Buden besetzt und in ver-

schiedene Sektionen getheilt, von denen mich eigentlich nur der Geflügelmarkt interessirte. Da gibt es nämlich in grossen Käfigen von vielen Etagen Alles, was man sich nur an Geflügel wünschen kann: Hühner aller Art, auch die seltensten Sorten, Enten und Gänse, Silber- und Goldfasanen, Waldhühner u. s. w. — eine wahre Vogelwelt, die durch das Schreien der Araras und Papageien aller Art ziemlich unangenehm wird. Auch der Fischmarkt ist interessant: Austern, Sardellen, Anchovis u. s. w. sind da massenhaft ausgelegt, aber — die Atmosphäre riecht nicht nach Eau-de-mille-Fleurs-Extrakt, ja nicht einmal nach Patchouli, und somit kehrten wir ihr schleunigst den Rücken, um unser Diner im „Globo“ einzunehmen, wo man in Rio am feinsten isst. Noch muss ich bemerken, dass auf dem Fruchtmarkt seltsamerweise Aepfel und Birnen am meisten vertreten sind; von anderen Südfrüchten sieht man nur wenig; Aepfel sendet Nordamerika in Masse, Birnen Montevideo und die hiesigen Eingebornen geben diesen Früchten unbedingt den Vorzug vor ihren Mangos (Früchte der Mangifera indica), die in diesem Jahre übrigens nicht gerathen sind, weil — wie der Fluminense sagt — anno de febre não dá mangos, d. h. Fieberjahre keine Mangos geben.

Rio, 29. April 1883.

9.

Heute war ich im Senat und habe Audienz beim Conseilpräsidenten Visconde de Paranaguá gehabt. Am Tage zuvor hatte der Ackerbauminister den Visconde gebeten, mich in Audienz zu empfangen, und dieser hatte die heutige Mittagsstunde dafür festgesetzt. Da im Senat vorbereitende Sitzung war, begleitete ich den Minister erst nach der ersten Kammer, wo er seinen Sitz als Senator einnehmen musste. Wir verliessen also um 10 ½ Uhr das Ministerium und rollten bald im eleganten Coupé des

Ministers, bespannt mit zwei prachtvollen Maulthieren und gefolgt von den beiden gut berittenen Ordonnanzen, plein carrière durch die Strassen der Stadt nach dem ziemlich fern gelegenen Campo de Sant'Anna (Praça d'Acclamação), wo das unscheinbare Gebäude liegt, in dem die „Väter des Landes" zusammentreten. Eine breite Marmortreppe führt in ein elegantes Vorzimmer, welches mit schweren, herrlich geschnitzten Polsterstühlen möblirt ist. Von dort kommt man gleich in den Sitzungssaal, den ich an Avila's Seite betrat. Der Senat war schon in vorbereitender Sitzung, Avila eilte auf seinen Sessel und ich sah mir das Lokal an, welches sehr elegant ausgestattet, aber entschieden sehr klein ist und auch keine gute Akustik hat. Rings herum zieht sich eine Gallerie, die nur für gewisse Classen der Zuhörer bestimmt ist. Die Senatorensitze sind in Hufeisenform aufgestellt und waren jetzt schon durch Bänke ersetzt, damit für den Eröffnungstag der nöthige Raum für Senatoren und Deputirte gewonnen würde. Für die Journalisten und Mitglieder der 2. Kammer gibt es besondere Gallerien, ebenso für die Provinzial-Deputirten.

Die Herren Senatoren machen einen eigenthümlichen Eindruck: man sieht da eine Sammlung von herrlichen Platten, weissen Haaren und gebückten Gestalten, gegen die allerdings Avila und Martins abstechen, als ob sie deren Kinder oder Enkel wären. Der weissharige Sekretär des Senates verlas mit erheblichen Schwierigkeiten die Akte der vorhergehenden Sitzung, und damit war des Tages Last und Mühe erledigt für die edlen Väter des Landes.

Minister Avila zeigte mir nun die inneren Räumlichkeiten und Einrichtungen und stellte mich hierauf dem Staatsrath Dantas (dem Generalissimus der nächsten Zukunft), dem Präsidenten des Senates, Baron von Cotegipe, und dem berühmten Literaten, Senator Octaviano vor. Alle waren sehr liebenswürdig gegen mich, am liebenswürdigsten aber unbedingt Dantas, der ein ausserordentlich insinuirendes Wesen hat und mit dem man sich gleich auf vertraulichem Fusse befindet. Wir unterhielten uns lange über die Lage der Provinz und ich hatte Gelegenheit Dantas' feine Ironie,

die man kaum durchfühlt durch die Hülle seiner Liebenswürdigkeit, in ihrem vollen Werthe kennen zu lernen. Cotegipe, der conservative Chef, war natürlich etwas reservirter, dahingegen aber stellte sich der grosse Octaviano auf rein collegialischen Fuss und zeigte ein gutes Theil jener berückenden Liebenswürdigkeit, die ihn zu einem der bedeutendsten Diplomaten Amerikas machte, gepaart allerdings mit Geistesgaben, wie sie nur Elite-Naturen gegeben sind.

Um $^1/_2$ 12 Uhr fuhren wir vom Senat nach dem Generalquartier der Feuerlöschmannschaft und hielten uns in diesem Muster-Etablissement eine kurze Zeit auf. Alles, Personal und Material, ist dort vortrefflich, und ganz Südamerika bietet nichts Aehnliches. Einen seltsamen Eindruck machte es auf mich, als unser Coupé vor der Thür hielt und plötzlich die disponible Löschmannschaft, die auf der andern Seite der Strasse am Jardim Publico im Schatten kühler Denkungsart lag, in der seltsamen Weise gestürzt kam, in der sie bei Bränden auf das Feuer losgeht. Die Leute sind brillant uniformirt und machen einen sehr guten Eindruck. Da unsere Audienz beim Conseil-Präsidenten auf 12 Uhr festgesetzt war, hatten wir nicht viel Zeit im Corpo de Bombeiros, und Avila versprach mir, mich nächstens abzuholen, um einem Exercitium beizuwohnen. Im Grossen und Ganzen imponirt mir Rio wenig und ich finde, dass das natürliche Gesetz, welches die Dinge auf Distanz kleiner erscheinen lässt, hier in das Gegentheil umschlägt, denn es kommt mir in der Nähe Alles kleiner vor, als es mir früher auf Distanz erschien, — aber die Löschmannschaft ist eine Schöpfung ersten Ranges und macht der grossen Hauptstadt alle Ehre. Vor Kurzem sagte mir noch Herr Ingenieur Schreiner, er habe nie besser arbeiten sehen.

Vom Corpo de Bombeiros fuhren wir nach dem Thesouro (Schatzamt). Das ist ein gewaltiges Gebäude, mit riesigen eisernen Gittern in Thüren und Fenstern. Es macht einen ungeheuer soliden Eindruck, und man gewinnt hier das tröstliche Bewusstsein, dass — das Papiergeld Brasiliens

vor gewöhnlichen Dieben und Feuersgefahr so ziemlich gesichert ist. Wir stiegen die grosse Freitreppe hinan, auf deren erstem Absatz in einer Nische die Statue eines Indianers steht, die an Kunst und Schönheit gar Manches zu wünschen übrig lässt. Einige vorlaute Menschen haben schon behauptet, die Figur solle Brasilien vorstellen, welches seinen Staatsschatz mit Pfeil und Bogen in der Faust hüte; das glaube ich aber nicht, denn es wäre ja die reine Persiflage . . . Brasilien läuft nicht nackend in der Welt umher, noch trägt es Pfeil und Bogen; ganz im Gegentheil: es kleidet sich nach neuester Pariser Mode, trägt einen Kneifer und statt Pfeil und Bogen ein Spazierstöckchen. Enfin, — an der ominösen Figur vorbei langten wir im ersten Stock an und gingen an vielen gaffenden Menschen vorüber kaltlächelnd nach oben, denn der Visconde de Paranaguá hat sein Privat- und Geheim-Kabinet unter dem Dach, in den Mansarden des riesigen Gebäudes. Bald waren wir eingeführt, denn in jenem Stock ist ein gelber Portier das einzige lebende Wesen ausser dem Ministerpräsidenten, und standen vor dem gegenwärtigen Lenker von Brasiliens Schicksalen, der mich (bei seinem Collegen Avila war es ja selbstverständlich) mit ausgezeichnetster Liebenswürdigkeit empfing und mir sehr viel Schmeichelhaftes über meine Thätigkeit sagte. Ich muss gestehen, der hohe, alte Herr mit den ernsten Zügen und dem würdigen Ausdruck im Gesicht, der doch so verbindlich lächeln, so gütig sprechen konnte, machte einen wirklich vornehmen Eindruck auf mich. Er behandelte mich vortrefflich und zeigte sich auch in Bezug auf verschiedene Angelegenheiten, die wir berührten, meinen Ansichten zugänglich. Nachdem mir freies Entrée in sein Kabinet zugesagt war, verabschiedeten wir uns, und nun ging es zurück durch die engen Strassen in sausendem Galopp, hinterher die Ordonnanzen auf schäumenden Rossen. Es ist das eine der Eigenthümlichkeiten Avila's; sein Train geht immer im Galopp und seine Ordonnanzen fehlen nie.

Im Ackerbauministerium angelangt,. ging Avila wieder an die Arbeit, während ich mich in die Rua d'Ouvidor be-

gab und mich an der mehr oder weniger freundlichen Aufmerksamkeit ergötzte, mit der der allemão betrachtet wurde, dem so viele Privilegien von Seiten der Machthaber zugestanden wurden. Rio ist eben, trotz seiner 400,000 Einwohner, eine kleine Stadt, weil ihr intellektuelles Leben sich auf die Rua d'Ouvidor beschränkt, und da die grösseren Zeitungen bei meiner Ankunft Lärm geschlagen haben und man mich überall an der Seite des Ackerbauministers sieht, bin ich in kurzer Zeit fast ebenso bekannt geworden, wie in der Rua da Praia in unserm schönen Porto Alegre.

Wie die Leser sehen, war der 30. April kein verlorner Tag für mich; ich hatte die in der Gegenwart und nächsten Zukunft bedeutendsten Männer Brasiliens: Paranaguá, Dantas, Cotegipe und Octaviano kennen lernen. Da fällt mir noch ein, dass das erste Wort unseres kränklichen, wirklich hinfälligen Octaviano, als er Avila und mich auf sich und Cotegipe zukommen sah, folgendes war: „Dieses Klima von Rio Grande! Da sehe man mal diese beiden Fünfziger! Ich wollte, mein ganzes Vaterland wäre von solchen Menschen bevölkert.“

Recte tu quidem et vere dixisti, alter und ruhmgekrönter Held der Presse!

Rio, 30. April 1883.

10.

Nie ist es mir klarer geworden, wie sehr Brasilien unter der bestehenden Centralisation leidet, als jetzt in Rio. Welche kolossale Massen Geldes werden hier verausgabt, während man den Provinzen jeden Vintem (eine Kupfermünze im Werthe von 20 Reis oder 4 Pfennigen) auf die Goldwaage legt und ihn hundertmal herumdreht, ehe man ihnen denselben zukommen lässt. Der Bescheidenste von Allen ist entschieden noch der Kaiser: Sein altes Palais in der Stadt ist eine Bude, wie der Regierungspalast von

Porto Alegre, nur ungefähr fünfmal so gross. Alt, morsch, verfallen, schlecht behandelt, nicht einmal geweisst, steht er da, dem Quai Pharoux gegenüber, wie ein alter Schuppen. Nun wird dieser sogenannte Paço da Cidade allerdings nur in seltenen Fällen vom Kaiser und seiner Familie benutzt, denn er bewohnt ja stets S. Christovão, doch soll der dortige Palast (von dem ich den Lesern nächstens eine Beschreibung geben werde) nicht viel besser sein. Es ist eben ein eigenes Ding um die Stellung des Kaisers: Er hat kein persönliches Vermögen und seine an und für sich unbedeutende Civilliste geht zum bei weitem grössten Theile in Thaten der Wohlthätigkeit auf, so dass er sich keinen Hofstaat halten und nichts für den Glanz seiner Residenzen thun kann. Ein Nova Friburgo (ein reicher brasilianischer Pflanzer) baut sich ein Palais für 8000 Contos (=M. 16,000,000), einen wahren Feenpalast, und D. Pedro II. lebt in einem Paar alter Häuser . . . Freilich ist Dieses äusserst ehrend für den Mann, trägt aber wenig dazu bei, dem Kaiser das nöthige Relief zu geben.

Einen überaus kleinlichen Eindruck machen die bedeckten Gallerien, die über zwei Hauptstrassen weg, die eine nach dem Hintergebäude, die andere von diesem aus nach der kaiserlichen Kapelle führen. Noch komischer (für Europäer wohl geradezu unbegreiflich) ist der Umstand, dass das ganze Parterre des hinteren Flügels des kaiserlichen Schlosses an Krämer, Barbiere u. s. w. vermiethet ist! Das würde denn doch dem kleinsten deutschen Prinzen nicht einfallen, und doch muss es geschehen, denn die Einnahmen des Kaisers sind noch immer zu klein für seinen Wohlthätigkeitssinn. In politischer Beziehung bin ich oft genug in der Lage gewesen, den Kaiser zu tadeln, sein Verfahren einer oft sehr scharfen Kritik zu unterziehen; den Mann aber achte ich, wie ihn jeder Ehrenmann achten muss, denn er ist ein hochherziger, menschenfreundlicher und wohlthätiger Herr, der sich selbst allen Glanz entzieht, um fremdes Elend zu mildern.

Mit dem Kaiser wird also eher zu wenig als zu viel verausgabt, dahingegen aber umsomehr mit der Haupt- und

Residenzstadt, für die der Staatssäckel immer offen ist. Da sehe man nur einmal den Campo de Sant'Anna an, auf dem sich ein Garten befindet, der viele Millionen gekostet hat und verhältnissmässig wenig besucht wird. Der Garten ist wunderschön, und sein Leiter, Herr Glaziou, hat bewiesen, dass er sein Geschäft gründlich versteht, aber — mit 2000 oder 3000 Contos hätte man eine schöne Eisenbahn im Innern des Landes bauen können, die gewiss mehr genutzt hätte.

Noch will ich nichts sagen von der ebenso kostbaren als geschmacklosen Reiterstatue des D. Pedro I.; der Mann ist der eigentliche Gründer des brasilianischen Staates gewesen und als solcher sowohl, wie als Vater des jetzigen Kaisers gebührte ihm ein Zeichen der Erinnerung für kommende Zeiten. Geschmackvoller aber hätte die Statue sein können und — billiger auch.

Sehe man ferner den Canal do Mangue an, diese unsinnige Schöpfung, die ebenfalls Millionen gekostet hat und nur dazu dient, die Stadt zu verpesten. Man hatte nämlich die Idee, durch Anlage dieses Canals den bei Regengüssen entstehenden Stauungen von Wasser Einhalt zu gebieten, aber das Ding gelang nicht; bei gutem Wetter sammeln sich in dem Canal alle möglichen und unmöglichen Unreinlichkeiten an und er stinkt wie die Pest; bei starken Regengüssen (wie neulich noch) tritt er aus und wirft dann alle faulenden Stoffe ans Ufer, wodurch die Sache entschieden noch schlimmer wird. Und dieses Ungethüm von Canal hat Millionen gekostet.

Ueberhaupt betrachtet man hier den Staatssäckel als ein Monopol der glücklichen Hauptstadt. Da fährt man z. B. auf dem Plano Inclinado nach Santa Theresa hinauf, wo man auf der einen Seite ein viele Hundert Fuss tiefes Thal, auf der andern ebenfalls Hunderte von Fuss hohe Bergwände hat, und hört einen Fluminenser mit grösster Gemüthlichkeit sagen: „Die Regierung müsste diesen Berg hier abtragen und mit dem Erdreich das Thal füllen lassen, dadurch würde ein herrlicher Platz gewonnen.“ Und das sagt ein solcher Mensch, als ob es nichts wäre, trotzdem

solche Arbeit mindestens 10000 Contos kosten würde . . . Aber man ist hier eben daran gewöhnt, dass die Provinzen Steuern für die Annehmlichkeit des Lebens in der Hauptstadt zahlen, und glaubt, dass es nur so sein müsse. Das Abtragen eines riesigen Berges, wie des Morro do Castello, ist nichts für die Leute hier, Kinderspiel Das; ob es ein paar Tausend Conto mehr oder weniger kostet, ist ja ganz gleichgiltig, wenn nur die Stadt dadurch schöner wird. Und bei uns in der Provinz bricht man beinahe den Hals, wenn man durch die Colonien reitet, und alljährlich verlieren Hunderte von Menschen das Leben in der Strömung der ausgetretenen Flüsse . . . Hier werden Paläste gebaut für alle Ministerien, für die National-Druckerei u. s. w. und man wirft damit Millionen weg, während man uns kaum Geld für die Studien der Barre geben wollte. Wenn man wenigstens den faulen Mönchen und Nonnen der verschiedenen Klöster vernünftigermassen ihr brachliegendes Eigenthum nehmen und für derartige Zwecke verwenden wollte, hätten wir nichts zu sagen, so aber verwendet man die Steuern, die der arme Bauer zahlt, zum Bau von grossen Palais, zu Gartenanlagen, zu Quai-Arbeiten u. s. w., während das ganze Land im Innern am Mangel all und jeder Verkehrsmittel leidet.

Es ist ja zweifellos, dass Rio mit der Zeit zu einer schönen, wohl zur schönsten Stadt Südamerikas wird, aber — „was koofe ich mich davor?“ sagt der Berliner. Gesundheitsrücksichten werden bei all solchen Arbeiten vorgeschoben, doch sind dieselben nur in seltenen Fällen wirklich massgebend. Hätte man schon vor Jahren die praktischen und vortrefflichen Vorschläge unseres bedeutenden Landsmannes, Ingenieur Schreiner, für die „Gesundmachung“ (saneamento) der Stadt in Betracht gezogen, so wäre mit verhältnissmässig geringen Unkosten Grosses erzielt worden; aber das durfte ja nicht sein, darunter hätte ja unbedingt die Eigenliebe der eingebornen Ingenieure gelitten, und die muss geschont werden. So fährt man also lieber fort Geld unnütz wegzuwerfen und reine Luxus-Ausgaben mit dem Vorwand der Gesundheitspflege zu beschönigen. Und so

wird es ewig bleiben, wenn den Provinzen nicht die Selbstverwaltung des grössten Theiles ihrer Mittel überlassen wird. Doch genug von diesem Thema, welches mir nur ganz zufällig in die Feder floss.

Rio, 1. Mai 1883.

11.

Gestern war der grosse Tag, an dem alljährlich das brasilianische Kaiserthum seinen gewaltigen Luxus entfaltet. Die Kammern sind eröffnet worden und der Kaiser mit seinem Hofstaat ist in grosser Gala erschienen. Ich hatte am Tage zuvor vergessen, mir eine Einlasskarte zu besorgen, und als ich es am Tage der Feier thun wollte, gelang es mir nicht mehr in das Gebäude des Senates zu kommen, denn von 8 Uhr an hatte das souveräne Volk alle Zugänge besetzt und lagerte in Massen auf dem Campo d'Acclamação. Ich musste also auf das Vergnügen Verzicht leisten, der Feier selbst beizuwohnen und theilte mit Gevatter Schuster, Schneider und Handschuhmacher die Lust, bei kolossaler Sonnenhitze die Ankunft des Hofes auf der Strasse zu beobachten.

Seit 10 Uhr Morgens stand das 1. Infanterie-Bataillon in grosser Gala und mit sehr seltsam aussehenden Barretinas in Paradeformation: vor ihm hielt der „tapfere Enéas", der „Sieger" von Paraná, hoch zu Rosse, aber — Wahrheit muss sein — die Leute machten wirklich einen guten, sogar streng militärischen Eindruck, was hier nicht gerade häufig der Fall ist. Das „souveräne Volk" lässt sich das grosse Schauspiel nie entgehen; es kann sich eben nicht satt sehen an dem seltsamen Aufputz des Hofes, — im Grossen und Ganzen ein recht unschuldiges Vergnügen. Es gelang mir und meinen Freunden Jansen und Sylvio Romero, einen Platz an der Passage des Hofes zu erlangen und bald kam auch der Zug an. Seltsames Schauspiel

das! Auf schnaubenden Rossen jagte erst eine Abtheilung Kavallerie in Gala-Uniform daher, die jungfräulichen Säbel in entblösstem Zustande schwingend, und gleich nach ihm kamen vier Hofwagen mit den dienstthuenden Hofmarschällen, Kammerherren und Ehrendamen. Hofwagen, sage ich, aber was für welche! . . . Alle stammen aus dem vorigen Jahrhundert und zeigen mehr oder weniger die Form des Wagens, in dem Maria Antoinette einstens ihren Einzug in Paris hielt; die Vergoldung ist längst schwarz geworden, die Stoffe sind verblichen, Alles ist im traurigsten Zustande. Und ebenso traurig sind die alten verrotteten Livreen, in denen meistentheils Neger stecken, die darin wie Affen in einem Cirkus von Kunstreitern aussehen; dunkelgrün oder schwarz, mit weissen, längst schwarz angelaufenen Borten, dreieckigen Hüten, wie sie bei uns (in Porto Alegre) die Kutscher der Todtenwagen tragen, und Degen, — bilden sie die komischsten Figuren der Welt. Eine nach der andern hielten die vier alten Staatskarossen vor dem Eingang und entluden sich ihrer Last: Eine Ehrendame (Baronesse Suruhy), alt und hässlich, aber stark decolletirt, und fünf oder sechs Hofbedienstete in ehemals glänzender grüner Uniform, mit Gold bordirt, den Dreimaster unter dem Arm, den Galanteriedegen an der Seite und die wadenlosen Beine in Kniehosen und seidene Strümpfe gesteckt, — so krochen sie aus ihren Karossen heraus und erinnerten lebhaft — an den Carneval. Ein fünfter Train kommt an: Er bringt den Minister des Innern, Leon Velloso, der gravitätisch einherschreitet in seiner goldstrotzenden Uniform; jetzt erscheinen Vorreiter und Kutscher mit neuen grünen Jockey-Mützen, sonst aber mit denselben alten Livreen und aus einer nicht minder alten und verblichenen Staatskarosse steigen Conde d'Eu und die Thronfolgerin: Er trägt die grosse General-Feldmarschalls-Uniform und macht einen recht guten Eindruck, man sieht ihm den Soldaten an und der Stolz seiner prinzlichen Geburt (der allerdings eine sehr peinliche Genauigkeit in Geldfragen nicht ausschliessen soll) steht ihm auf der Stirn geschrieben; die Thronfolgerin ist schnell gealtert, ihre Züge haben

etwas Starres bekommen, doch steht ihr das blonde Haar recht gut zu ihrem gesunden Teint und vollen Formen. Sie war ziemlich einfach gekleidet und trug wenig Diamanten. Das Volk liess sie in tiefstem Stillschweigen durch das lebende Spalier schreiten, und nur hie und da wurden einige, meist spöttische Aeusserungen über den Grafen laut, der sich gerade keiner grossen Beliebtheit erfreut.

Nunmehr kam die ehrwürdige Kaiserin heran: Ihr Train war etwas besser, aber noch immer verschossen und verblichen. Sie stieg mit Mühe aus und wurde von ihren dienstthuenden Kammerherren zum Eingang geleitet. Sie trug ein schweres, decolletirtes Kleid, welches förmlich mit Brillanten besäet war, und in ihrem vollständig ergrauten Haare funkelte ein Diadem von Brillanten während ihren Hals das berühmte Diamanten-Collier zierte, welches ihren grössten Schatz bildet. Auf dem guten Gesicht der Kaiserin, die mit allgemeinen Zeichen tiefster Ehrfurcht empfangen wurde, lag ein Schatten von Ermüdung. Nun erschien endlich — last not least — der Kaiser; vier Vorreiter in neuen Livreen, ein Train schöner Pferde mit reichem Geschirr und ein wenn nicht neuer so doch vollständig restaurirter Staatswagen mit Beschlägen und Ornamenten von getriebenem Silber und der Kaiserkrone über dem Schlage, zeichneten sein Erscheinen aus. Kein Zuruf begrüsste ihn, kein einziges Hoch. Ihm selbst schien das aufzufallen, denn nachdem er aus dem Wagen gestiegen war, richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf und warf einen langen, scharfen Blick auf das ihn umgebende Volk. Majestätisch konnte ich ihn nicht finden mit seinen Schnallenschuhen, seidenen Strümpfen, Kniehosen, Federkragen und grünem Sammetmantel, der von goldenen Sternen funkelt. Hauptsächlich der eigenartige Federschmuck (papos de tucano) macht einen fast carnevalartigen Eindruck. Der Kaiser geht leicht gebeugt und ist in letzter Zeit stark gealtert, auch wird er zusehends kahl, und schwere Sorgen, vielleicht auch physisches Leiden haben tiefe Runzeln in sein Gesicht gegraben. Vor ihm her trugen Hofbedienstete Krone und Scepter; das Schwert trug er an seiner Linken. Nachdem

er einen langen Blick auf das schweigende, dicht gedrängte Volk geworfen hatte, begab er sich ziemlich schnellen Schrittes und erhobenen Hauptes in das Haus, und hiermit war für uns draussen das Schauspiel beendet. Schon nach einer Viertelstunde war Alles vorbei und der Hof erschien wieder, um sich zurückzubegeben nach S. Christovão. Die Thronrede war verlesen, die Assembléa eröffnet. Nachdem der Kaiser den Senat verlassen hatte, entströmten demselben die „erbabenen und sehr würdigen Vertreter der Nation", die meistentheils auch alle in Hof-Uniformen steckten, und von denen einige ganz besonders komische Figuren zeigten.

Fasse ich den Totaleindruck der Feier zusammen, so war derselbe mehr komischer als Respekt einflössender Natur. Wenn die Monarchie Luxus entfaltet, so muss derselbe auch grossartig und imponirend sein, was hier nicht der Fall ist. Wohl weiss ich, dass der Kaiser keinen glänzenden Hofstaat hat, weil er seine Civilliste für Zwecke der Wohlthätigkeit verausgabt; aber so edel dieses ist, so entschuldigt es nicht die Taktlosigkeit, alten Plunder, wie die ganze Geschichte ist, als kaiserlichen Luxus vorzuführen. Erschiene der Kaiser in seiner Generalfeldmarschallsuniform, die ihm so gut steht, und in einem eleganten modernen Wagen, würde der Eindruck unbedingt ein besserer sein, als in dem verblichenen Krönungs-Ornat und den noch verblicheneren Staatskarossen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Einen grossartigen Eindruck macht die ganze Geschichte nicht, und die stumme Haltung des Volks trug auch nicht dazu bei, die Weihe der Stunde zu erhöhen.

Doch richten wir nicht; es ist ja einmal Sitte, und müsste es nicht sein, so wäre D. Pedro II. gewiss der Erste, diese Dinge abzuschaffen.

Rio, 4. Mai 1883.



Der kaiserliche Palast von São Christovão.

12.

Gestern, Sonnabend, war ich in S. Christovão, um Sr. Majestät dem Kaiser, sowie der Kaiserin meine Hochachtung zu bezeigen.

Um 4½ Uhr Nachmittags stieg ich im obligaten Frack mit weisser Binde in den Wagen, der mich von hier (Santa Theresa) aus nach S. Christovão bringen sollte (beiläufig gesagt, eine Fahrt von circa 1½ Stunde). Ich holte noch Freund Jansen ab, der dem Kaiser seine Bücher (Geologie, Physik, Geographie u. s. w.) vorlegen wollte, und zusammen rollten wir nun durch die lange Rua de S. Christovão, in der viele palastähnliche Villen stehen, viele sogar, die grossartiger und schöner sind, als der kaiserliche Palast in der Quinta Imperial von S. Christovão. Es war halb sechs Uhr, als unser Wagen durch das Thor der kaiserlichen Quinta (hier = Park) rollte und nun einen breiten Mittelweg hinabfuhr, der direct zu dem nur zweistöckigen und nichts weniger als grossartigen Schloss führt. Ich sage Weg und nicht Allée, denn von einer solchen ist in Wahrheit keine Rede, da die den breiten Fahrweg einfassenden Palmen soeben erst angegangen sind. Der sehr grosse Park bietet dem Blick des Vorüberfahrenden sehr hübsche Partien von Landschaftsgärtnerei, ist aber vernachlässigt, was erstens durch die Verhältnisse des Hofes, an dem Geld rar ist, zweitens aber durch den Umstand zu erklären ist, dass der Park Jedermann zugänglich ist und ausserdem von Hunderten von Familien bewohnt wird, denen das gutmüthige und so sehr wohlthätige Herrscherpaar erlaubt hat, sich dort anzusiedeln und ihren Kohl zu pflanzen. Es gibt da eine Unmenge grosser und kleiner Häuser mit Umzäunungen, Gärten u. s. w., die durch die ganze Quinta zerstreut liegen, Schulen, industrielle Etablissements u. s. w.; — enfin, eine Art „kleine Welt“, die der unbeschränkte Wohlthätigkeitssinn des Kaiserpaares dort geschaffen hat, vielleicht nicht immer zur Sicherheit des kaiserlichen Eigen-

thums, wie ja gewisse Vorgänge noch vor Kurzem bewiesen haben. Am Palais selbst stehen keine Wachen; diese halten sich in der betreffenden Wachstube auf, die vom Palais gesondert rechts in einiger Entfernung liegt.

Die Wagen aller Besucher des Kaisers fahren direkt vor die niedrige Steintreppe und halten vor dem Schloss, nachdem sie sich ihres Inhaltes entledigt haben. Niemand wird nach Legitimation gefragt; wer kommt, geht die Treppe hinauf in das Wartezimmer, wo er einen Hofbediensteten findet. Die ganze Umgebung des Palais wurde von Frauen und Kindern belagert, den Armen der Kaiserin, die Sonnabends sich ihr Almosen von der hochherzigen und gütigen Frau holen. Diese theilweise zerlumpten Gestalten, die auf Treppen u. s. w. herumsitzen, machen einen ganz sonderbaren Eindruck. Als wir ankamen, hielten schon 8—9 Wagen da, auch einige Minister-Coupés, denn gleich nachher sollte Conferenz sein. Wir traten nun in einen düstern Corridor, und an einem alten Portier in Civil vorübergehend, stiegen wir eine noch düsterere, nicht zu breite Treppe hinan, die uns in den Wartesaal führte (den Freund Jansen mit dem ihm angebornen Witz „sala dos passos perdidos“ nannte, weil da ja viele „verlorene Schritte gethan würden). Dieses grosse längliche Gemach ist blau tapezirt, und an den Wänden desselben hängen einige alte Gemälde, von denen das werthvollste und auch entschieden das beste ein grosses Bild Friedrichs des Grossen in noch ziemlich jugendlichem Alter ist, ein Bild, welches jedenfalls von einem vortrefflichen Meister gemalt und von Dom João VI. mit nach Brasilien gebracht wurde. Das Bild des preussischen Heldenkönigs nimmt den Ehrenplatz in der Mitte der Wand ein, und es berührte mich eigenthümlich, im kaiserlichen Palais das Bild des grossen Preussenkönigs und noch dazu an einem Ehrenplatze zu finden. Neben diesem Saal, in dem nur einige Stühle in altem Geschmacke stehen, befindet sich das kleine Wartezimmer, ein enges und düsteres Gemach, in dem Bänke an den Wänden stehen, sowie ein Tisch, auf dem das Buch liegt, in dem jeder Besucher seinen Namen eintragen muss, was

wir denn auch gewissenhaft thaten. Ein Hofbediensteter, mit schwarzer Hose und Weste und grünem, goldbetresstem Frack beaufsichtigte dort das Publikum, und erst kurz vor der Ankunft des Kaisers gesellte sich ihm ein zweiter hinzu, ebenso angezogen. Zwei Thüren des kleinen Gemaches öffnen sich auf eine circa 12 Fuss breite, lange Gallerie, die im zweiten Stock am Hof entlang läuft, in dem unter einigen verkümmerten Palmen ein Springbrunnen melancholisch plätschert. Die Gallerie hat auf der Hofseite Fenster an Fenster und ist von allen Möbeln entblösst. In ihr gibt der Kaiser Audienz, ein eigenthümliches System, welches aber seit langen, langen Jahren besteht und schon während der Minderjährigkeit des hohen Herrn befolgt wurde. Es waren ca. 20 Personen zur Audienz da, unter ihnen Lima Duarte (Präsident der 2. Kammer), Manoel Alves d'Araujo (früherer Ackerbauminister), Baron Macahubas (Abilio Borges, der bekannte Collegdirektor) mit seinen Söhnen, Costa Ferraz (Präsident der Municipalkammer), Dr. Hilario Gouvêa, sowie einige Familien. Wir blieben in zwangloser Unterhaltung ungefähr eine halbe Stunde in der Gallerie, während der Kaiser die anwesenden Damen in den Gemächern der Kaiserin empfing. Sodann erschien sein Kammerherr Graf von Iguassú und gleich darauf der Kaiser selbst im Frack mit dem goldnen Vliess en miniatur auf der Brust. Er sieht kleiner aus als 1865, denn seine Haltung ist nicht mehr so stramm als früher, eher schon leicht gebeugt; der Gram um den Verlust seiner Tochter, der Herzogin von Sachsen, hat tiefe Furchen in sein Gesicht gezogen und er fängt an kahl zu werden, während er früher ja einen seltenen Haarreichthum hatte. Seine Haltung ist aber immer noch imponirend, während grosse Güte aus seinem blauen Auge spricht. Einer nach dem andern traten nun die Besucher auf ihn zu; den meisten drückte er die Hand, anderen gegenüber verhielt er sich ablehnend (wie gegen den Kammerpräsidenten Costa Ferraz, der übel beleumundet ist), und man konnte an den verschiedenen Nuancen leicht erkennen, wen er wirklich hochschätzte und wen er aus

Etiquette empfing. Einige Wenige (Lima Duarte, Manuel Alves und Andere) zog er an ein entfernteres Fenster und gewährte ihnen eine längere Unterhaltung. Als ich an die Reihe kam, empfing er mich mit ceremoniöser Zurückhaltung, so dass ich ziemlich deconcertirt meine Anrede debütirte; doch kaum hatte ich begonnen, als er mich unterbrach: „Ah, Sie sind Herr v. Koseritz aus Rio Grande do Sul, ich hatte Sie nicht erkannt, es ist ja lange her, dass ich Sie nicht sah. Bitte, kommen Sie hierher, Senhor Koseritz . . .“ und indem mir der hohe Herr die Hand drückte, zog er mich an ein entfernteres Fenster, wo er sogleich das Gespräch fortsetzte. „Sie sind 1851 mit den Soldaten ins Land gekommen, die Sebastião Rego Barros engagirt hatte?“

„Zu dienen, Majestät, wenngleich ich erst hier in Rio eintrat.“

„Leben noch viele von Ihren früheren Kameraden hier im Lande?“

„Vielleicht einige Hundert; es sind Viele gestorben, Manche auch nach Europa zurückgekehrt.“

„Wissen Sie auch, Senhor Koseritz, wo ich einen Ihrer Kameraden getroffen habe? Das können Sie gewiss nicht errathen. . . . Es war in Jerusalem. Ich besuchte dort das Ordenshaus der Johanniter, welches dem preussischen Kronprinzen gehört, und fand dort als Wächter einen Mann, der mir erklärte, er habe 1851 in brasilianischen Diensten gestanden und kenne mich von jener Zeit.“

Ich sprach meine Verwunderung über ein so seltsames Zusammentreffen aus und sagte dann dem Kaiser: „Ich bin heute nur nach S. Christovão gekommen, um Ew. Majestät den schuldigen Respect zu bezeigen, erlaube mir aber um die Ehre einer längern Privat-Audienz in Petropolis zu bitten, wo ich Ew. Majestät im Laufe dieser Woche aufsuchen werde, wenn Ew. Majestät mir diesen kühnen Wunsch gewähren wollen.“

„Pois não, Senhor Koseritz, mit vielem Vergnügen, kommen Sie nach Petropolis, ich selbst habe schon Minister Avila gesagt, dass ich eine längere Unterredung mit Ihnen

wünschte. Sie haben viel für Colonisation, Einwanderung und Industrie gewirkt, lauter Dinge, die mich sehr interessiren."

Hierauf entliess er mich mit einem Händedruck, und als ich um Erlaubniss bat, Ihrer Majestät der Kaiserin die Hand küssen zu dürfen, klopfte er mir noch mal auf die Schulter und sagte mit freundlichem Lächeln: „Vae, Senhor Koseritz, vae; a Imperatriz está ali!" „Gehen Sie Herr Koseritz, gehen Sie, die Kaiserin ist dort!"

Der hohe Herr versteht es liebenswürdig zu sein, und seine Leutseligkeit macht auf Alle, die sich ihm nähern, den günstigsten Eindruck. Während nun ein Anderer meinen Platz einnahm, ging ich die Gallerie entlang zu den Gemächern der Kaiserin; in einem parkettirten, schwach erleuchteten Zimmer mit dunkler Tapete und wenig Meubles empfing mich der General Miranda Reis, Kammerherr der hohen Dame, die ich in einem zweiten, ebenfalls nur matt erleuchteten, mit Teppichen versehenen Zimmer stehend fand. Die hohe Frau ist ebenfalls stark gealtert und hat wenig Majestätisches in ihrer einfachen grauen Robe und mit dem ebenso einfach gescheitelten, stark ergrauten Haar. Es liegt aber in diesen nicht gerade schönen Zügen ein solcher Ausdruck von Herzensgüte, dass man sich ihr nur tiefbewegt nahen kann. Die hohe Dame wird ja auch allgemein verehrt und Niemand versagt ihr die höchste und respectvollste Hochachtung vor ihren häuslichen Tugenden. Mit einer tiefen Verbeugung trat ich in den Salon und stellte mich der hohen Dame vor, die sich mit Interesse informirte, ob ich eine gute Reise gehabt oder mit dem gestrandeten „Rio Branco" gekommen sei. Nach Erledigung dieser Frage bat ich um Erlaubniss, ihr die Hand zu küssen, und nachdem ich einen respectvollen Kuss auf die kleine und zarte Hand der hohen Frau deponirt hatte, entliess sie mich mit freundlichem Kopfnicken.

Am Kaiser vorüberschreitend und ihm nochmals mein Compliment machend, begab ich mich zurück in den Wartesaal, nahm meinen Hut und sagte mit Freund Jansen dem kaiserlichen Palais Valet. Bald rollten wir zurück in die

Stadt und befriedigten in den Frères Provencaux unsern nicht unbedeutenden Hunger, da wir vorher nicht zu Mittag gegessen hatten.

Das war meine erste Audienz in S. Christovão: Die Leutseligkeit der hohen Herrschaften hat den befriedigendsten Eindruck auf mich gemacht, während die wirkliche Armuth, in der der Kaiser lebt und die man dem ganzen Arrangement in S. Christovão ansieht, mich nicht einmal traurig berührte, denn diese Quasi-Armuth ist eine freiwillige und höchst ehrende für den Kaiser. Wenn er seine Civilliste, die ja nicht bedeutend ist, auf Hof- und Repräsentationsspesen verwendete, so würde er in grossem Comfort und Luxus leben können, während er so ein fast ärmliches Leben führt, denn — er gibt den Armen Alles, was er hat, und bleibt ihm noch etwas übrig, so unterstützt er damit junge brasilianische Talente in ihren Studien. Noch gestern, als in der Conferenz das Budget berathen wurde, welches den Kammern vorgelegt werden soll, wollte man, da nothgedrungenerweise gespart werden muss, die Verba fürs Unterrichtswesen schmälern; der Kaiser erklärte aber, man solle lieber seine ganze Civilliste streichen; er wolle gar nichts haben, nur solle man das Unterrichtswesen nicht schmälern.

Politische Fehler hat D. Pedro II. gar viele begangen, und ich habe oft genug zu seinen heftigsten Gegnern gehört, — als Mann aber, als Vater seines Volkes, was Wohlthun und Interesse für den Fortschritt desselben anbetrifft, muss man ihn hochachten wie wenige Fürsten.

In Petropolis werde ich Gelegenheit haben, eingehend mit dem Kaiser zu sprechen.

Rio, den 6. Mai 1883.

13.

Das Ministerium ist seit vorgestern moralisch todt und hat seine Entlassung eingereicht.

Seit einigen Tagen wurde dieser Vorfall bereits erwartet, denn die Minister, die wussten, dass sie ausser den 45 Conservativen 15 Liberale (Dissidenten) gegen sich hatten, waren schon in der Conferenz am 11. zu dem Entschluss gelangt, unter jeder Bedingung eine Cabinetsfrage hervorzurufen, um der unerquicklichen Lage ein Ende zu machen, die noch unerquicklicher durch die Thatsache geworden, dass der Ackerbauminister Avila in positivem Conflikt mit Paranaguá schon seit dem 5. Mai war, da er auf der Entlassung Sousa Lima's und Ernennung von Carlos Carvalho zum Präsidenten von Rio Grande de Sul bestanden hatte, worauf Paranaguá sich erlaubte, ein Telegramm an Sousa Lima zu senden, in dem er ihm erklärte, er hielte ihn und sei mit Avila zerfallen. Dieser Akt politischer Felonie konnte nicht unterlassen, einen Bruch herbeizuführen, der dem Publikum verborgen blieb, aber thatsächlich existirte. Zu gleicher Zeit, als Paranaguá die Möglichkeit einer Kammerauflösung betonte, erklärte Avila, er trete in diesem Falle zurück, da er als Liberaler niemals eine Kammer mit liberaler Mehrheit auflösen würde. Nachdem in der Minister-Conferenz am Freitag (den 11.) beschlossen war, ein Pronunciamento der Kammer zu erzwingen, wurde dasselbe in der Sitzung am Montag provocirt. Bei einer Interpellation erklärte der Kriegsminister Carlos Affonso, dass die Opposition sich besser nicht mit Kleinigkeiten abgeben, sondern lieber ehrlicherweise eine Cabinetsfrage etabliren sollte. Sobald diese Erklärung abgegeben war, erhob sich der Deputirte für Pernambulo, José Marianno, ein liberaler Dissident, und beantragte in heftigsten Ausdrücken die Abänderung der Tagesordnung mit Hintenansetzung des Militäretats, der in Discussion war. Der Minister des Aeussern stellte die Sache nun sogleich als Cabinetsfrage hin und zwar in

schroffster Weise, so dass der Zusammenstoss unvermeidlich wurde. Nach einer längern Discussion, die sehr animirt von Seite zu Seite war, schritt man zur Abstimmung, und der Antrag der Opposition ging mit 53 Stimmen gegen 40 (und zwar mit 13 Dissidentenstimmen) durch. Das Cabinet war mithin geschlagen und Paranaguá telegraphirte sogleich dem Kaiser nach Petropolis. Die Sitzung wurde aufgehoben, und die Notiz verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, ohne grössere Aufregung zu verursachen, da man in gut informirten Kreisen den Schlag erwartet hatte. Die Verantwortlichkeit für die Sache fällt auf die 13 Dissidenten zurück, die die Krisis veranlasst haben.

Am 15. fuhr Paranaguá nach Petropolis und wohnte am Abend dort dem glänzenden Ball bei, den die Gräfin von Barral im Hotel Orleans gab und der auch mit dem Besuche JJ. KK. MM. und HH. beehrt wurde. Im Augenblick, in dem ich schreibe, ist noch nichts Definitives bekannt; der Kaiser hat erklärt, er wolle sich mit Saraiva verständigen, ehe er einen Beschluss fasse. Nun sitzt aber dieser brasilianische Cincinnatus noch ganz ruhig auf seinem Engenho da Pojuca in Bahia, und so werden wohl noch 8—10 Tage vergehen, ehe etwas Definitives entschieden wird. Ich glaube daher auch nicht, dass vor Abgang dieses Briefes (am 19.) noch Etwas zu melden ist; sollte es dennoch sein, so werde ich eine Nachschrift machen. Vor der Hand wird angenommen, dass nichts geschehen wird, ehe der neue Vice-Kaiser Saraiva hier ist. Es wird in den bestinformirten Kreisen mit Sicherheit angenommen, dass Saraiva die Aufgabe zurückweist und dass sie dann — falls der Keiser darauf eingeht — auf Sousa Dantas übergehen wird. Staatsrath Dantas ist die passendste Persönlichkeit für die Aufgabe, er ist der fähigste der liberalen Politiker und auch wohl der einzige, dem es gelingen könnte, ein einigermassen lebensfähiges Kabinet zu bilden. Mit Martins und Avila steht er sich gleich gut und hat überhaupt viele Anhänger, hat sich auch während der Krisis sehr klug und zurückhaltend benommen. Octaviano ist unmöglich beim Kaiser (hauptsächlich nach der jüngsten Veröffentlichung

eines ausserordentlich compromittirenden Briefes in der Copacabana-Angelegenheit) und Sinimbú ist fertig mit der Welt, geniesst keines guten Namens und ist alt So bliebe von den liberalen Chefs ausser Dantas also nur noch Silveira Martins, gegen den der Kaiser wohl nichts einzuwenden hätte, der aber nicht wohl auf den Norden zählen kann und deshalb keine Mehrheit in der Kammer erreichen würde. Will Saraiva nicht, so bleibt also nur Dantas, aber diesem soll der Kaiser auch nicht grün sein, so dass also immer noch die Möglichkeit vorliegt, dass zu anderen Mitteln gegriffen werden müsse. Das erste dieser Mittel wäre eine Kammerauflösung mit Paranaguá an der Spitze des Kabinets, aus dem mein Freund Avila bereits geschieden ist, und aus dem der Kriegsminister Carlos Affonso „geschieden werden“ müsste. Ob der Kaiser sich hierzu entschliessen wird, bleibt dahingestellt, denn eine Auflösung der ersten Kammer, die aus dem neuen Wahlgesetz hervorging, ist immerhin eine heikle Frage. Sollte dieses der Fall sein, so würde Paranaguá bleiben und — Sousa Lima auch und dann würde, nach Avilas Rücktritt, der unwiderruflich ist, die Reaktion in Rio Grande losgehen, die bisher er allein verhindert hat, da Paranaguá mit Gewalt alle Forderungen Sousa Lima's erfüllen wollte und nur durch Avilas energisches Auftreten daran verhindert wurde. Avila ist für die liberale Partei seiner Provinz gefallen, — ein ehrendes Zeugniss, welches man ihm ausstellen muss. Er ist eben ein ganzer Riograndenser, wie er im Buche steht. Diese Lösung der Frage wäre nicht gerade erwünscht, aber sie ist nicht unmöglich, umsomehr, als Saraiva ebenfalls die Auflösung der Kammer als Hauptbedingung hinstellen würde, vom Augenblick an, wo diese sich nicht fügte.

Der letzte und am wenigsten wahrscheinliche, wenn auch nicht unmögliche Ausgang aus dem gegenwärtigen Chaos wäre die Berufung João Alfredo's und der Conservativen, doch müssten diese die Kammer ebenfalls auflösen und die Neuwahl würde ihnen auch keine compakte Mehrheit geben, da die Partei in zwei sich schroff gegenüberstehende Gruppen (die des Staatsraths Paulino und die des

Staatsraths João Alfredo) gespalten ist. In einem Jahre würden die Conservativen mithin in derselben Lage sein wie die Liberalen, d. h. ebenfalls nicht herrschen können, ohne von einer mehr oder weniger bedeutenden Gruppe abhängig zu sein, die in der Kammer den Ausschlag geben würde.

Es herrscht also augenblicklich ein wirkliches Chaos, und nie sind grössere Schwierigkeiten gewesen als gerade jetzt. Wahrscheinlich weiss der Kaiser zur Stunde selbst noch nicht, wie sein endgiltiger Beschluss ausfallen wird. Diese Lage ist die natürliche Folge des neuen Wahlgesetzes; die direkte Wahl für einen Distrikt hat überall dieselben Schwierigkeiten geschaffen, ehe das System zur vollen Geltung kommt, wie vor Kurzem noch das Beispiel Italiens bewiesen hat. In einiger Zeit wird das anders werden; man wird sich an das neue, vortreffliche System gewöhnen, und Alles wird in das passende Geleise kommen. Mir wäre die Organisirung des neuen Ministeriums durch Dantas das liebste und ich glaube auch, dass dieselbe dem Lande am besten dienen würde. In der Presse wird die Lage natürlich ausgebeutet und es werden täglich ein paar Dutzend widersprechender Gerüchte in Cirkulation gesetzt. Davon leben ja die Zeitungen und ihre Reporters, die unermüdlich in Erfindungen sind.

Rio, 16. Mai 1883.

14.

Das gelbe Fieber, an das ich im Anfang noch manchmal dachte, ist mir jetzt ganz furchtbar gleichgiltig, gerade so gleichgiltig wie den Rio-Eingebornen, und wenn ich in der Rua d'Ouvidor flanire, komme ich mir selbst gar nicht mehr wie ein provinciano vor, geschweige denn den Anderen. Die enge Angströhre von Hut, die ich einstens aus der

Provinz mitbrachte, ist längst verschwunden und hat einem breitkrämpigen, niedrigen Cylinder Platz gemacht, der stylvoll die Mitte hält zwischen einem Sonnenschirm und einem Hut; Handschuhe (die ich in meiner provinziellen Beschränktheit früher noch bei mir führte) sind längst in eine Ecke gewandert, denn hier liebt man es, sich die schweissigen Hände unbehandschuht zu drücken, und selbst beim Kaiser erscheint der echte Fluminenser ohne jene Zuthat, die in den zurückgebliebenen Ländern des alten Europas merkwürdigerweise noch immer für anständig gehalten wird. Freilich, was den Männern an Handschuhen fehlt, das haben die Damen zu viel; sie tragen nämlich jetzt (bei der hiesigen Hitze) Handschuhe aus dänischem Leder, die 25 Knöpfe haben und bis zur Achselhöhle reichen, gewiss eine vortreffliche Gewohnheit, die auch noch den nicht zu unterschätzenden Vortheil hat, dass die Damen ihre Zeit verwenden können, da zum Knöpfen eines jeden Handschuhes (bei grösserer Uebung) circa $1\frac{1}{2}$ Stunde nöthig ist.

So bin ich also, wie oben gesagt, vollständig eingebürgert und selbst die Zeitungsverkäufer verlangen nicht mehr 100 Rs. für die „Gazeta de Noticias", wie sie es bei jedem provinciano consequent thun, und in den Restaurants haben sich meine Zahlungen ebenfalls um circa ein Drittel der frühern Höhe vermindert, — ein evidentes Zeichen, dass man anfängt, mich für Rio-Vollblut zu halten. Waffen führe ich schon lange nicht mehr; denn das ist hier von schlechtem Geschmack; es passirt hier trotz der 400,000 Einwohnern nur selten eine Gewaltthat, und die berüchtigten Capoeiras kommen nur zum Vorschein, wenn Militärmusik durch die Strassen zieht. Da wirbeln sie sich dann vor dem Bataillon her durch die Strassen und — werden manchmal auch unangenehm. Bauernfänger soll es hier auch geben, doch habe ich leider die Ehre ihrer nähern Bekanntschaft noch nicht genossen. Ich bin also eigentlich schon ganz chez moi und es kommt mir manchmal vor, als ob ich überhaupt mein Leben lang auf dem Granittrottoir der Rua d'Ouvidor flanirt hätte, so bekannt ist mir da Alles, so alt und — gleichgiltig.

Die Männer sind in Rio — im Durchschnitt — liebenswürdig und zuvorkommend, lachen über Alles (auch übers Höchste und Heiligste) und sprechen nicht viel Gutes von ihrem Nächsten. Von den Frauen weiss ich nur Eins, nämlich dass sie alle, mehr oder weniger hässlich, gelblich blass und furchtbar vertrocknet sind. Ich habe in Rio noch nicht ein schönes Gesicht (von der Sorte, die es in Porto Alegre hundertweise gibt) gesehen. Man erzählt sich allerdings, dass diese oder jene Dame aus den höheren Kreisen sehr schön sein soll, doch stellt sich fast immer heraus, dass sie keine geborne Fluminenserin ist. Eine lobenswerthe Eigenschaft hat die hiesige Damenwelt (natürlich spreche ich nur von „Damen“ und nicht von der Halbwelt), nämlich dass sie im gewöhnlichen Leben sehr wenig Luxus treibt. Man sieht Damen aus den ersten und reichsten Familien in Kattunkleidern und mit sehr einfachen Hüten in der Rua d'Ouvidor; der einzige wirkliche Luxus sind die Handschuhe und das erklärt sich wohl aus dem Umstand, dass dieselben billig und nationales Fabrikat sind.

Geradezu unausstehlich ist die Plage mit den Zeitungsjungen, Grairates (Stiefelwichser) und Billet-Verkäufern. Es treiben sich da an den Strassen Tausende und Abertausende von italienischen Buben, Neger- und Mulattenjungen herum, die einem mit ihrem wüsten Geschrei fast taub machen: A „Gallegada“! olhe a „Gallegada“, 100 rs. a „Gallegada“! A defeza dos portuguezes! 100 rs. a defeza dos portuguezes! A „Gazeta de Noticias“, 40 rs. a „Gazeta de Noticias“! O „Corsario“, está bom o „Corsario“, comprem o „Corsario“! A „Folha Nova“, ali vai a „Folha Nova“, 40 rs. a „Folha Nova“! „Jornal do Commercio“, 100 rs. o „Jornal“! „Cruzeiro“, comprem o „Cruzeiro“, 40 rs. o „Cruzeiro“! A „Propaganda“, ali vai a „Propaganda“ etc. etc., so tönt es einem fortwährend in die Ohren. Dazu kommt nun das Rasseln der Menge grosser Frachtwagen, die auf- und abfahren, das Rollen der Bonds, von denen oft 6 und 8 in einer Quadra an einander vorbeifahren und die sich in den engen Strassen nach allen Richtungen hin kreuzen — so mag sich

der Leser, der nie in Rio war, eine Idee von dem betäubenden Strassenskandal bilden, der um so unerträglicher wird, je enger die Strassen der Altstadt sind. Ich glaube nicht, dass es auf der Welt eine zweite Stadt gibt, in der so viele Bondslinien arbeiten wie hier; es ist geradezu unglaublich, wie viele Tausende und Abertausende von Menschen hier in Bonds fahren. Die ganze ausgedehnte Stadt von Santa Theresa bis fast zur Tijucca, Leguas weit, ist von Bondslinien nach allen Richtungen hin durchzogen; nach jeder Richtung findet man Bonds von 5 zu 5 Minuten, und sie sind immer reichlich besetzt. Es gibt eine Menge Linien, die die ganze Nacht durcharbeiten, wie z. B. die von Botafogo. Die Geleise sind schmalspurig, die Wagen leicht und werden meistentheils nur von einer kräftigen Mula gezogen. Die Thiere sind brillant behandelt, fett und kräftig. Die Anlage der Bahnen ist vortrefflich, die Schienen sind bester Sorte und die Wagen leicht und bequem. Die Condukteure sind im Durchschnitt höflich. Der Plano Inclinado, auf dem ich den Berg von Santa Theresa am Drahtseile hinauffahre, ist ein Werk ersten Ranges, und bei Paula Mattos wird jetzt ein Elevator angelegt, um den Verkehr zu erleichtern. Ebenso wird ein Elevator auf dem Corcovado gebaut, wohin ebenfalls eine Bondslinie gehen soll, und nächstens wird wohl ein ähnliches Instrument dem alten ehrbaren Zuckerhut angepasst werden, der sicherlich sehr unwirsch werden wird ob des modernen Unfugs, den diese Menschen mit ihm, dem würdigen alten Herrn, treiben wollen. Die Zukunft wird dann vielleicht eine schwebende Brücke vom Zuckerhut nach dem Corcovado, von diesem nach dem Bico do Papagayo und von diesem wieder nach der Tijucca legen, so dass man auf luftiger Eisenbahn vom Zuckerhut nach der Tijucca fahren könne, wenn nämlich bis dahin die bewussten Luftwagen noch nicht erfunden sind, die die nächste Zukunft der vervollkommneten Lokomotive bilden sollen.

Nun zuletzt noch einige Winke praktischer Natur: Man frühstückt in Rio am besten bei Petzold oder bei

Heydtmann, und man dinirt am besten im „Globe“ und in dem „Frères Provencaux“. Soupérs en petit comité sind sehr hübsch im Chalet des Jardim Botanico, wo man ebenfalls gut bedient wird. Experto credite, ihr lieben Leser, und wenn ihr mal nach Rio kommt und meinen Rath befolgt, werdet ihr euch gewiss nicht beklagen.

In dem nächsten Brief werde ich mich zur Abwechselung mal etwas mit Politik beschäftigen.

Rio, 8. Mai 1883.

15.

Morgen gehe ich nach Petropolis und will daher noch meinem Versprechen von heute Morgen nachkommen, indem ich den Lesern einige Nachrichten über die jetzige politische Lage gebe. Wenn diese Zeilen in Porto Alegre ankommen, wird das Kabinet Paranaguá wohl schon ausgekämpft und ausgelitten haben.

Noch nie war die politische Lage so verwickelt, wie gerade jetzt, und selbst der kühnste Conjekturalpolitiker ist nicht im Stande, die nächste Zukunft vorauszusehen. Thatsache ist, dass eigentlich alle Gruppen der Kammer in Minorität sind und dass man gar nicht absehen kann, welche Combinationen möglich sind. Die Lage ist eine sehr verwickelte. Das Ministerium Paranaguá hat allerdings die Reformen vorgelegt, die es versprochen hat, ja mehr noch: die Thronrede ist ernster und wichtiger als je zuvor; sie betont die Nothwendigkeit der Descentralisation, verlangt grössere Machtvollkommenheit für die Provinz und Autonomie fürs Municip; sie verlangt ferner radikale Umformung des Unterrichtswesens und Massregeln, die die Aufhebung der Sklaverei beschleunigen. Es ist das liberalste Programm, welches jemals vom Throne aus verlesen ist, es ist das höchste der Gefühle, was der Thron in Liberalismus leisten kann, und es sind nicht nur Worte, da sämmtliche Reformen vorbereitet, sorgfältig studirt und gänzlich aus-

gearbeitet sind und zwar durch die tüchtigsten Männer der Kammer. Unter diesen Ausarbeitungen sind einige geradezu monumentaler Natur, wie die Arbeit des kleinen genialen Doktors Ruy Barbosa, die von ganz immensem Werthe ist.

Nun wohl, ein liberales Ministerium, welches mit einem so grossartigen Reformplane vor die Kammer tritt und welches so edel und offen seine Tendenzen sagt, — ein Ministerium, dessen Chef vor einigen Tagen die höchste aller Auszeichnungen erhielt, die ihm vom Kaiser zutheil werden konnte, indem derselbe der Hochzeit einer Tochter des Premier-Ministers beiwohnte und den Trauakt mit der Kaiserin, der Thronfolgerin und dem Prinzgemahl als Zeugen unterzeichnete, — ein Ministerium schliesslich, dem die öffentliche Meinung (die wirkliche und nicht die käuflicher Blätter) günstig ist und welches vom Zutrauen des Kaisers getragen wird, — — ein solches Ministerium, sage ich, tritt vor die Kammer, die eine compakte liberale Mehrheit zählt und — läuft stündlich Gefahr, gestürzt zu werden, weil liberale Dissidenten (15—16 an der Zahl) entschlossen sind, mit den Vertretern der conservativen Partei gegen das Kabinet zu stimmen! Wo bleibt da Pflichtbewusstsein und politische Logik? Ja, sagt man, die Presse verdammt das Ministerium . . . Aber welche Presse? In Rio gibt es heute überhaupt kein Blatt, welches begründeterweise politischen Einfluss ausüben könnte. Die ganze hiesige Presse ist rein spekulativer Natur; keine Zeitung hat ein festes Programm, keine gehört einer Partei an, keine vertritt eigene Ideen: die Leute wollen nur dem Publikum gefallen, um recht viele Exemplare zu verkaufen, und da das hiesige Publikum überhaupt nicht ernst sein kann, sondern immer lachen und blaguiren muss, so wird ihm die passende Speise aufgetischt. Vom „Jornal do Commercio“ abwärts bis zum „Corsario“ oder zur „Gallegada“ (ein Schimpfblatt schlimmster Sorte) richtet sich alles Sinnen und Trachten der hiesigen Blätter ausschliesslich auf Gelderdienst, und eine derartig constituirte Presse ist wahrlich nicht im Stande, politische Lagen zu kräftigen oder sie

zu stürzen. Ihr fehlt Doktrin, Charakter, festes Programm; sie ist gemacht nach dem Zuschnitt des Pariser „Figaro“ und lebt nach dessen Beispiel. Figaros können aber kein Ministerium stürzen; sie bringen Geld ein, üben aber keinen Einfluss aus.

Die Opposition einer solchen Presse ehrt das Kabinet, welches sich nota bene nicht einmal herbeilässt, Vertheidigungen zu veröffentlichen. Die Minister wollen das Geld des Staates nicht in den Schooss des „Jornal do Commercio“ für entrelinhados (Bemerkungen zwischen den Zeilen) werfen; sie sind der Meinung, dass ihre Akte ihre beste Vertheidigung sind und vertrauen auf den gesunden Sinn der Nation, allerdings nicht auf den von Rio, denn dem hiesigen Volke geht es so ziemlich wie dem von Porto Alegre, d. h. es macht immer Opposition, gleich viel wem, denn Ideen hat es nicht; es will eben nur Opposition machen. Nun heisst es zwar, „jedes Thierchen hat sein Plaisirchen,“ aber dieses Plaisirchen ist entschieden gar zu verfänglicher Natur, denn dabei geht die Zukunft des Landes in die Brüche. Ich selbst bin Gegner des Kabinets Paranaguá gewesen, wegen seiner unglücklichen Auswahl des Präsidenten Sousa Lima; heute aber, nachdem ich die Thronrede gelesen und die Reformprojecte gesehen habe, müsste ich meine ganze Vergangenheit in 20 Jahren politischer Kämpfe dementiren, müsste ich allen Ideen untreu werden, die ich stets in der Presse vertreten habe, wenn ich nicht mit Aufwand aller Kraft zum Ministerium stände, welches alle jene Ideen realisiren will. Und keine selbstischen Absichten leiten mich in dem Falle; mein Enthusiasmus für das Kabinet ist rein platonischer Natur, denn das Ministerium ist eine Leiche, es wird sich keine acht Tage mehr halten, und wenn diese Zeilen gelesen werden, wird es längst der Geschichte angehören, die es sicher gerechter richten wird, als die liberale Partei (aus der es hervorging und deren Ideen es verwirklichen wollte) es gethan hat.

Es gibt einen einzigen Ausweg, der das Kabinet retten könnte, nämlich die Auflösung der Kammern und eine Neu-

wahl mit Beibehaltung des Ministeriums; diesem aber widersetzt sich das politische Rechtsgefühl meines Freundes Avilá, der dem Visconde de Paranaguá und dem Kaiser selbst erklärt hat, er würde zurücktreten, wenn eine Auflösung dekretirt würde, da er als Liberaler nie ein Dekret contrasigniren würde, welches eine Kammer mit liberaler Mehrheit auflöst. Das ist gut und richtig gehandelt, aber sehr unbequem, denn ohne diesen Widerstand des einen Ministers würde die Auflösung erfolgt sein.

So wird also der Sturz des Ministeriums täglich erwartet. Und nun — quid inde? Was wird nun kommen?

Möglich als Organisatoren sind eigentlich nur Saraiva oder Dantas, und beide weigern sich. Ich selbst habe aus dem Munde Paranaguá's gehört, Saraiva weigere sich quand même, und Dantas hat mir noch vor einigen Tagen im Senat erklärt, er würde eher die Gewalt in die Hände der Conservativen übergehen lassen, als die Mission einer neuen Organisation übernehmen. Man spricht noch von Sinimbú oder Octaviano. Aber Sinimbú ist seit 1879 ein politischer Cadaver, der nicht mehr galvanisirt werden kann, möge man sagen, was man wolle, und Octaviano ist alt, kränklich und nicht mehr so angesehen als früher; auch er ist nicht in der Lage, die schwere Aufgabe zu übernehmen. Gaspar Martins, der Einzige, der vielleicht rettend eingreifen könnte, würde kein Kabinet organisiren können, weil er den ganzen Norden gegen sich hat.

So steht die liberale Partei also im eigentlichsten Sinne des Wortes vis-à-vis de rien. Seltsamerweise sind aber die Conservativen in keiner bessern Lage: Das Zerwürfniss zwischen Centrum und Norden (Paulino und João Alfredo) ist ein so gründliches, die Sklavenfrage steht so schroff scheidend zwischen ihnen, dass an eine Einigung nicht zu denken ist, und dass daher auch nicht die Spur von Aussicht vorhanden ist, dass eine einigermassen haltbare conservative Situation entstehen könne.

Es gibt aus diesem Labyrinth nur einen Ausweg, den einfachsten von allen und doch wieder der schwierigste, nämlich: dass die Liberalen vernünftig werden, alle ihre

kleinlichen Zänkereien über Bord werfen und wie ein Mann zu dem Ministerium stehen, welches die hauptsächlichsten Reformen des grosssprecherischen Programms von 1868 realisiren will und es durchzusetzen gewusst hat, dass der Kaiser seine Zustimmung zu demselben gab. Nichts einfacher als Das und doch auch nichts schwieriger, denn um so zu handeln, müssten die Liberalen fähig sein, sich über kleinliche persönliche Rücksichten zu erheben — und Das werden sie nie lernen.

Rio, 8. Mai, Mittags, 1883.

16.

Am 8. d. M. um 3 Uhr Nachmittags befand ich mich mit Freund Jansen an Bord des Dampfers, der die Passagiere über die Bai weg nach Mauá bringt. Ich musste zur Privat-Audienz beim Kaiser in Petropolis und sollte mithin die berühmte Sommerresidenz des Hofes, das Tusculum der hiesigen Aristokratie und das Retiro unserer diplomatischen Welt kennen lernen. Die Dampfer sind vom System Ferry, sehr gross und mit guten Commoditäten versehen; der einzige Unterschied ist, dass sie Esssäle und eine vortreffliche Küche haben. Die Abfahrt findet von der Praiinha statt und man nimmt die Passage gleich bis Petropolis. Herr Lucas, ein echter Moselaner, seit 1846 in Petropolis ansässig, wo er berühmt ist als Kutscher und Fremdenführer, übernahm in freundlichster Weise die Besorgung unseres Gepäckes, und ich überliess mich ganz dem Genuss des herrlichen Panoramas, welches der Hafen von Rio bietet. Rechts von uns lag oben auf dem Berge das Kloster der Benedictiner, die Ilha das Cobras mit ihren Docks und Werften, das grosse Marine-Arsenal mit seinen zahllosen Werkstätten; links die Handelsschiffe im sogenannten poço und vor uns die Riesendampfer der transatlantischen Linien; da lag z. B. die „Gironde“ reisefertig, und es war nicht

ohne eine gewisse Wehmuth, dass ich diesen schwimmenden Palast sah, der mich in weniger denn einem Monat nach „Europas übertünchter Höflichkeit“ hätte bringen können und zu den Lieben, deren Umarmung ich nun schon seit dreiunddreissig Jahren (ein ganzes Menschenalter) entbehre. Doch es geht eben nicht, und ich habe ja längst gelernt, das schöne Wort „paciencia“ in allen seinen Fällen zu dekliniren. Vorüber also an der „Gironde“ und — weg mit allen wehmüthigen Ideen; der Mann gehört dem Augenblick und der führt uns nach Petropolis, in die Kaiserresidenz.

Die Fahrt über die Bai ist prachtvoll; die Ilha do Governador, Paquetá und andere, alle bereits angesiedelte Inseln, bieten dem Auge die schönsten Scenerien und fortwährende Abwechselung. Die letzten Augenblicke der Ueberfahrt gingen mir, was Aussicht anbetrifft, verloren, da Freund Jansen mit nimmer rastendem Appetite nach Fisch und sonstigen Kleinigkeiten verlangte, die uns denn auch in wirklich bester Form servirt wurden. Noch war der letzte Bissen nicht hinunter, und schon legte der Dampfer im kleinen Hafen von Mauá an, von wo die erste in Brasilien angelegte Bahn (der der Unternehmer seinen Titel Visconde de Mauá verdankt) uns nach Raiz da Serra, dicht unter den steilen Felsenwänden der Serra dos Orgãos (auf deren Plateau Petropolis liegt) bringen sollte. Die Bahn ist vortrefflich, die Schienen liegen auf eisernen Kesseln und man fährt wie im Wiegestuhl; die Wagen sind gross und breit, sehr bequem; Alles ist comfortabel und die Schnelligkeit der Fahrt fällt ganz seltsam auf, wenn man an das Geträdel auf unserer gottgesegneten Leopoldenser Bahn gewöhnt ist. Mit rasender Schnelligkeit durchschnitten wir die morastige und ungesunde Niederung, in der stets Sumpffieber grassiren, und waren bald an der Station Jrajá, von wo es in circa 15 Minuten nach der freundlichen Ortschaft Raiz da Serra ging.

Ich muss gestehen, dass ich nicht ohne einen Anflug von Furcht die 800 Meter hohe schwarze Bergwand ansah, die steil emporsteigt und deren Gipfel von Wolken verhüllt

war. Und da sollten wir hinauf, per Eisenbahn, mitten hinein in die Wolken. Ich hatte einigen gelinden Zweifel daran, ob wir jemals mit heilen Knochen in jenem „Wolkenkukuksheim“ dort oben auf dem Berge ankommen würden . . . . Da stand aber der Zug und Hunderte von Passagiere drängten sich in die eleganten, grossen Wagen mit zwei Reihen zweischläfriger Sitze nach amerikanischem System. Was Andere können, können wir auch, und so sassen wir gar bald, recht bequem installirt, in einem Wagen erster Classe. Und schon begann das Ungethüm von Locomotive zu pusten und Lärm zu machen, noch ein schriller Pfiff und es ging bergauf, 800 Meter hoch, stets mit Steigung von 15 Procent. Und dennoch bewältigt die eine Maschine (die zu den stärksten gehört) diese colossale Steigung, nicht gerade mit Leichtigkeit, aber sie bewältigt sie. Die Maschine steht hinten am Zug und schiebt denselben mit riesiger Kraft, unterstützt von Zahnstangen und Kammrädern, bergauf. Und nun steigen wir ohne Aufenthalt; wilde Felspartien, dunkle Waldungen, gewaltige Abgründe umgeben uns; unser Zug klettert aber weiter und überwindet alle Hindernisse. Bald öffnet sich uns ein Blick ins Thal, wo das freundliche Städtchen „Raiz da Serra“ liegt, — ein herrlicher Blick. Neben uns, häufig durchschnitten von der Bahn, zieht sich in zahllosen Schlangenwindungen die Strasse „União e Industria“ hin, auf der früher die Diligencen von Petropolis allein den Verkehr vermittelten. Auch diese Strasse, die bis Entre-Rios führt, ist ein wahres Kunstwerk und hat Millionen gekostet; sie war einstens eine Art Weltwunder für Brasilien, heute verschwindet sie neben der gewaltigen Arbeit der Bahn, die Herr Taaffe mit Ueberwindung riesiger Schwierigkeiten als Empreteiro gebaut hat. Auf der halben Höhe der Steigung liegt die frühere Papierfabrik des Baron v. Capanema, auch ein verfehltes Unternehmen. Sie liegt prachtvoll, und hinter ihr steigen die gigantischen Felsen der „Orgelpfeifen“ viele hundert Meter hoch in völliger Nacktheit empor, was ja für Felsen nicht gerade unanständig sein soll. Und immer lauter stöhnt die Maschine und immer weiter windet sich

der Zug durch riesige Felsensprengungen hindurch an der Felswand empor. Immer näher kommen uns die Gipfel der Berge, die mir vorher unerreichbar schienen, immer mehr nähern wir uns der Wolkenkappe. Die Abgründe auf beiden Seiten werden schwärzer; wilde Gebirgsströme stürzen über Felsen herab; es ist eine herrliche Scenerie; Da endlich sind wir in „Wolkenkukuksheim“, d. h. oben auf dem Kamm und mitten in einer Wolke, die uns die Hand vor der Nase kaum sehen lässt. Die Strasse geht jetzt im Niveau, der Zug rollt schneller, die Maschine stöhnt weniger laut. Und nun ein Pfiff: Wir sind in Villa Theresa, d. h. in der Pfalz angekommen, wo umgespannt wird, d. h. die schiebende Maschine hat ihre Pflicht gethan und kann gehen; es kommt eine andere angedampft, die sich vorspannt und uns nun in rasender Eile weiterfährt. Vor uns dehnt sich das hübsche Thal der Pfalz mit seinen Colonistenhäusern aus; gelbgelockte Kinder spielen vor denselben, deutsche Wagen fahren Frucht, deutsche Weiber kehren von der Arbeit zurück. Es heimelt mich ordentlich an: das sind meine braven Bauern von Rio Grande, denke ich bei mir und rufe ihnen aus dem Zug heraus ein „n' Abend“ zu. Doch schon läutet die Glocke; wir sind am Bahnhof der Kaiserstadt und steigen aus. Das ist eine wirkliche Kaiserstadt, eine Stadt von Palästen . . . Eine elegante Bevölkerung wimmelt auf dem Bahnhof; leichte Cabs, mit Rassepferden bespannt, werden von Damen gefahren; auf herrlichen Halbbluts tummeln sich schlanke Reiter, gefolgt von galonirten Dienern. Dort hält das kaiserliche Sechsgespann mit dem Kaiser und seiner Familie.

Doch es dämmerte bereits und es blieb uns keine Zeit, das Alles anzusehen; wir nahmen einen Wagen, liessen uns schnell nach dem grossen Hotel Bragança bringen, wo wir Zimmer belegten und dann zum Diner zum Commendador (Comthur) Frederico Roxo eilten, bei dem Jansens Schwiegersohn wohnt und wo wir erwartet wurden. Ein hochfeines Diner, brillantes Service, eine geistreiche Unterhaltung, — Herz, was willst du noch mehr?

So vergingen uns die Stunden schnell, und es war

11 Uhr, als wir in den Wagen stiegen und nach dem Hotel zurückkehrten, wo wir unsere Betten aufsuchten, um auszuruhen für des kommenden Tages Lust und Leid.

Rio, 10. Mai 1883.

17.

Hôtel Bragança in Petropolis . . . .

Ja, es ist ein eigenes Ding um dieses Hôtel. Dasselbe ist in grossartigstem Style angelegt, hat mehr als hundert gut meublirte Zimmer, zahlreiche Bedienung, prachtvolle Bäder, grosse Gärten, einen enormen Speisesaal, in dem Diener mit weisser Cravatte und weissen Handschuhen aufwarten, höchst aristokratisch und fein, aber . . . . die Küche ist leider erbärmlich.

Wir hatten keine besonders gute Nacht zugebracht; ein talentvoller Diener, der den Tag über schon verschiedene Geniestreiche gemacht hatte, glaubte mir einen besonderen Dienst zu erweisen, wenn er mich um 3 Uhr Morgens zum Bade weckte. Und diese luminöse Idee führte er aus zum grössten Entsetzen von Freund Jansen, der darob wie ein Rohrsperling schimpfte. Doch was thun? Wach waren wir einmal, und so schwatzten wir bis 5 Uhr Morgens. Der Morgen war sehr frisch, fast kalt, das Wasser eisig, aber es that wohl nach 25 Tagen Hitze im Backofen von Rio de Janeiro . . .

Um 7 Uhr, nachdem wir um ½7 Uhr mit grösster Noth eine Tasse Kaffee mit frischem Brod und guter Coloniebutter bekommen hatten, nahmen wir einen Wagen und machten eine Rundfahrt durch die Stadt und ihre nächste Umgebung.

Ja, Petropolis ist eine Kaiserstadt, hier athmet man mal wieder europäische Luft. Lauter palastähnliche Häuser, prachtvolle Gärten und Villen, breite, wohlgepflegte Strassen, Canäle, die sich durch dieselben ziehen und mit zahllosen

Brücken überbaut sind, ein prachtvoller öffentlicher Garten, die grosse Quinta Imperial, das Schloss der Kronprinzessin — Alles macht einen lieblichen und doch wieder grossartigen Eindruck. Dabei sieht man lauter elegante Wagen, Rassepferde, geschmackvolle Livreen, anständige Kutscher etc., lauter Dinge, an die man sonst in Brasilien nicht gewöhnt ist.

Wir fuhren durch die ganze Stadt. In der Nähe ihres Palais trafen wir um 8 Uhr Morgens die Frau Kronprinzessin in ihrem eleganten Cab, nur mit einer Hofdame; die hohe Frau fuhr selbst und ein galonirter Lakai folgte dem Wagen zu Pferde. In „Nassau", wo wir uns das grosse Hospital ansahen, stiessen wir auf den Prinz-Gemahl Conde d'Eu; er war in Morgentoilette und ritt ein prachtvolles Halbblut; ein galonirter Diener folgte ihm. Graf von Eu sitzt gut zu Pferde und sieht auf dem Pferde am besten aus. Seine elegante Erscheinung machte einen guten Eindruck und er erwiderte unsern Gruss mit grosser Freundlichkeit. Die Stadt zählt viele ansehnliche Etablissements, hauptsächlich Hôtels, wie die grossen Hôtels Beresford, Mac Donalt, Orleans u. a., von denen das letztere das aristokratischste ist. Dort wohnt auch die alte Gräfin von Barral, die der Kaiser fast täglich besucht, und deren Sohn (der seltsamerweise Sekretär der französischen Gesandtschaft ist) er jüngst die hohe Gnade erwies, als Trauzeuge zu dienen. Er heirathete eine Tochter des Visconde de Paranaguá. (Ich weiss nicht, ob ich die Thatsache schon früher erwähnt habe, die in der hiesigen Winkelpresse viel Staub aufgewirbelt hat.) Petropolis ist also ein prachtvolles Städtchen, ein Stück europäisches grosses Leben, nach Brasilien versetzt, eine fast märchenhafte Erscheinung in den hiesigen Verhältnissen. Ja, das hätten sich die armen Colonisten, die 1828 hierher gesandt wurden, um den Wald zu roden und dem steinigen Boden spärlichen Gewinn mit riesiger Arbeit zu entlocken, — das hätten sich jene armen Colonisten wohl nicht träumen lassen, dass hier einst eine herrliche Residenzstadt erblühen sollte . . . . Auch ist das deutsche Element schon stark aus der Ortschaft verschwunden und hat sich in der Umgebung concentrirt, in der Pfalz,

in Westfalen, in Nassau, an der Mosel und wie die Gegenden alle heissen.

Gegen 9 Uhr kehrten wir ins Hotel zurück und liessen uns von feinen Dienern mit weissen Handschuhen an der fashionablen Table d'hôte ein ungeniessbares Frühstück mit schlechtem, aber sehr theurem Wein serviren. Hätten wir am Abend zuvor nicht ein feines Diner bei Frederico Roxo gehabt, so wären wir wahrscheinlich verhungert, denn Frühstück wie Mittagessen waren geradezu ungeniessbar. Selbst die weichen Eier, an die wir in letzter Instanz appellirten, hatten bereits Hinkel in einem vorgeschrittenen Stadium der Entwickelung .... An der grossen ziemlich besetzten Tafel herrschte Grabesstille; anscheinend befanden wir uns in einem Taubstummen-Institut; wahrscheinlicher aber ist, dass die Unglücklichen, die schon länger dort weilten, vor Hunger die Sprache verloren hatten ... Wir trösteten uns mit der Hoffnung aufs Mittagessen und ich warf mich in grosse Gala, um zur Privat-Audienz beim Kaiser zu gehen, der in Petropolis viel ceremoniöser ist, als in Rio. So geht er z. B. nie ohne Frack und Stern aus und empfängt auch Besucher stets in Gala. Man fährt auch hier ohne Hinderniss in die Quinta und hält direkt vor der Treppe des Schlosses. Ein einziger galonirter Diener ist im Vestibul, der den dienstthuenden Kammerherrn ruft, der sodann den Besucher einführt.

Gegen 1 Uhr verliess ich das Schloss wieder, und nachdem ich mich umgezogen hatte, machten wir eine grosse Tour zu Wagen durch die ganze Umgegend bis zur Cascatinha, einem herrlich gelegenen Ort, wo eine grosse Weberei ist, die viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt. Unterwegs kamen wir an zahllosen Colonistenwohnungen vorüber, in denen fleissig gearbeitet wurde. Alles, wie bei uns, meistens Moselaner; die Leute pflanzen fast alle Futter, machen Käse (der ganz unübertrefflich und in Rio sehr berühmt ist), Butter u. s. w., verkaufen Grünigkeiten, ziehen Früchte u. s. w., denn der Boden dient nicht für andere Culturen. Wir sahen die Cascatinha von der Höhe der „União e Industria"-Strasse, die die reine Chaussée nach

europäischem Zuschnitt ist und auf der unsere elegante Chaise wie auf Macadam dahinflog. Der Blick in das tiefe Thal ist herrlich; über gewaltige Felsmassen in mässiger Senkung stürzt sich der gährende und zischende Bach hinab, der unten die Maschine der Fabrik treibt. Diese selbst bedeckt einen grossen Raum und ist prachtvoll eingerichtet. Die Glocke erschallte gerade, als wir dort hielten, und zahllose Kinder entströmten den Fabrikräumen, um ins Esszimmer zu gehen. Nachdem wir uns satt gesehen an dem herrlichen Bild der Cascatinha, fuhren wir zurück und hielten vor der grossen Bierfabrik des Herrn Lindseit, der ein vorzügliches Schwarzbier braut, welches dem Culmbacher wenig nachsteht. Ein niedriger Tanzsaal wie auf unseren Colonien, an den Wänden Bilder von Kaiser Wilhelm, Prinz Friedrich Carl, Moltke und Bismarck, sowie auch Photographien der kaiserlich brasilianischen Familie, Bierseidel mit der Firma des Hauses — enfin, eine deutsche Wirthschaft, wie sie im Buche steht, die uns wirklich ganz ausserordentlich anheimelte, so zwar, dass wir unser Bier mit wahrem Genuss tranken. Wir kehrten nun nach dem Hôtel zurück, ruhten etwas aus und machten Toilette für das mit Ungeduld erwartete Mittagessen, in der Hoffnung, es würde besser ausfallen als das Frühstück. Ja, prosit die Mahlzeit; es war absolut dieselbe Couleur in Grün; das einzig Essbare war ein Gemüse von Abobara d'Agua . . . . . Eine weitere nicht gerade berechtigte Eigenthümlichkeit dieses Hôtels ist, dass Käse als extraordinario betrachtet und apart bezahlt wird. Daran stiessen wir uns nun nicht, sondern liessen uns einen Petropolitaner kommen und setzten ihm tüchtig zu, um wenigstens in etwas den Hunger zu stillen. Die Tischgesellschaft war noch um einen Schatten schweigsamer geworden; jedenfalls eine weitere Folge der fortschreitenden Entkräftigung durch diese Hungerkur . . . Die eleganten Diener warteten unermüdlich auf, und im Fond des Saales wurden ohne Unterbrechung die Coulissen des Buffets geschoben, um ungeniessbare Speisen durchzulassen, was Einem die Nerven natürlich noch mehr agacirte, als es schon der Fall war. Mit unbefriedigtem Magen

erhoben wir uns und ich beschloss Herrn Heinrich Lämmert einen Besuch abzustatten, fand ihn aber beim Mittagessen, wollte nicht stören und liess daher nur meine Karte da.

Am Morgen war ich beim deutschen Gesandten Herrn Le Maistre vorgefahren, er war aber gerade in Rio und so konnte ich bei ihm auch nur meine Karte abgeben. Herr Le Maistre wohnt im Diplomaten-Viertel, neben dem österreichischen Gesandten und schräg gegenüber vom englischen, in einem bescheidenen Häuschen mit grünen Jalousien.

Rio, 11. Mai 1883.

18.

Vom Hôtel Beresford, wo Herr Lämmert wohnt, schlenderten wir langsam nach dem Bahnhof, und als wir an der Quinta Imperial vorüberkamen, brauste gerade der Sechserzug des Kaisers daher. Wir machten Front und begrüssten das kaiserliche Paar. Im Fond sass die Kaiserin mit der Kronprinzessin; auf dem Rücksitz der Kaiser, im Frack mit der grossen Plaque des Cruzeiro. Der Kaiser beobachtet bei seinem öffentlichen Auftreten in Petropolis mehr die Etiquette als in Rio, was wohl mit der Gegenwart der fremden Diplomaten zusammenhängen mag. Uebrigens findet die Fahrt nach der Eisenbahn jeden Nachmittag statt: mit der Familie, wenn schönes Wetter ist, ohne dieselbe, wenn es regnet. Um 1 Uhr Mittags fährt der Kaiser gewöhnlich zur alten Condessa do Barral, die im Hôtel Orleans wohnt, und macht noch eine kleine Tour durch die Stadt, nachdem er zuvor von 11 1/2 Uhr an Besuche empfangen hat. Um 4 Uhr wird gespeist, um 5 1/2 Uhr begibt er sich im Wagen nach der Eisenbahn. Natürlich folgen ihm die Herren von seinem persönlichen Dienst in einem zweiten Hofwagen mit einer Dame der Kaiserin, doch fahren diese nur Vier lang. An der Eisenbahn halten beide Wagen, bis der Zug kommt, dann wird noch eine

Tour durch die Umgegend gemacht, bei der der Kaiser häufig aussteigt und zu Fusse geht, und bei Dunkelwerden kehrt er nach der Quinta zurück, um gewöhnlich noch den Passeio Publico zu besuchen, wo jeden Nachmittag ein gutes Musikcorps spielt. Abends ist intimer Cercle und so verläuft ein Tag wie der andere. Jetzt ist etwas mehr Leben im Schloss von Petropolis, da Graf d'Eu und die Kronprinzessin dort wohnen, während ihr Palais umgebaut wird. Ad vocem Graf d'Eu: Während der Hof am Bahnhof auf die Ankunft des Zuges wartete, kam der Graf von Eu mit den beiden kleinen Prinzen an. Diese fuhren in einem ganz kleinen Wägelchen, gezogen von einem wohlgeschorenen Hammel, und der Vater begleitete sie zu Fusse, d. h. ging neben dem Wägelchen her. Das wäre ja nun Alles sehr hübsch, ja sogar recht bürgerlich-einfach gewesen, wenn nur kein Aber dabei gewesen. Das gab es doch, denn der Prinz war, wie der Kaiser, in Frack mit der grossen Plaque des Cruzeiro, aber . . . hatte die schwarzen Hosen bis zum Knöchel aufgekrempelt, was geradezu einen komischen Eindruck machte. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Prinzen (wenn auch gerade keine berechtigte) mit aufgekrempelten Hosen umherzulaufen, entweder weil er sie zu lang trägt oder weil er sie nicht beschmutzen will, denn er ist ein sehr genauer Herr, der zu rechnen weiss, wie sein Grossvater Louis Philipp. Und im Grunde genommen hat er Recht, denn wer weiss, was die Zukunft bringen kann. Freilich, die aufgekrempelten Hosen waren zu viel des Guten, denn sie contrastirten in geradezu lächerlicher Weise mit dem Frack und Stern. Sonst machte es einen wohlthuenden Eindruck, wie sich der Prinz in recht natürlicher Weise mit den beiden hübschen Knaben beschäftigte. Wird der kleine Principe do Grão-Pará einst Peter III. heissen und über Brasilien herrschen? Das ist eine Frage an die Zukunft, die wir offen lassen. Jedenfalls ist der kleine Prinz jetzt ein hübsches, glückliches Kind und wird mit einer gewissen Anspruchslosigkeit erzogen, die wohlthuend berührt. Uebrigens werden der Kaiser und seine Familie in Petropolis mit einer Aufmerksamkeit und einem

Respekt behandelt, den man in Rio nicht bemerkt. Petropolis ist eben eine aristokratische Stadt und Zé-povinho existirt dort nicht, d. h. Janhagel, der über Alles lacht und Alles in den Staub ziehen will, was höher steht als er. Es wundert mich also gar nicht, dass der Kaiser es vorzieht, in Petropolis zu wohnen, was er auch regelmässig acht Monate im Jahre thut. Graf d'Eu freilich würde wohl lieber in Paris wohnen, aber . . . . der Bien muss; es handelt sich um die Zukunft, und er blickt recht energisch in die brasilianische Welt, gerade als ob er sagen wollte: „Du wirst mir einst gehören" . . .

Uebrigens muss ich noch einen Zug der Kronprinzessin erwähnen. Dieselbe legte im Stadttheil Nassau einen kleinen Krystallpalast an, um jährliche Blumen-Ausstellungen abzuhalten; in der Mitte zwischen dem Eingang und der eigentlichen Ausstellungshalle, die klein aber hübsch ist, steht ein grosses schwarzes Kreuz, und als ich das sah, entfuhr mir unwillkürlich die Bemerkung, dass die Prinzessin sogar bei Blumen-Ausstellungen den kirchlichen Schwindel nicht bei Seite lassen könne. Ich that ihr aber Unrecht, denn die Sache mit dem Kreuz ist anders. Es ist dieses nämlich der Platz, wo einstens die ersten Colonisten ihr Bethaus errichteten; dasselbe ist längst verschwunden, doch liess man das Kreuz stehen, um den Ort zu bezeichnen, wo die erste Kirche von Petropolis gewesen, wo die Gründer der Colonie ihre Andacht verrichtet hatten. Als nun die Prinzessin den Krystallpalast bauen liess, sollte das Kreuz ausgerissen werden; ältere Bewohner der Colonie gingen aber zu der hohen Frau und baten sie, das Kreuz wenigstens in der Nähe aufstellen zu lassen. Sie aber erklärte, es solle bleiben, wo es ist; es sei nur Pietät gegen die Gründer der Colonie, das Kreuz nicht anzurühren. Und so blieb es denn mitten in den Anlagen des Krystallpalastes als eine stille Mahnung an die Mühe und Arbeit längst vergangener Zeiten stehen. Gewiss ein hübscher und interessanter Zug von der Kronprinzessin.

Vom Bahnhof machten Jansen und ich einen grossen Spaziergang, bei dem mein Freund gehörig stöhnte, denn

seit fünf Jahren war er nicht so viel gegangen, und wir trafen die kaiserlichen Wagen wieder dicht an der Quinta. Wir begaben uns zu Frederico Roxo und brachten dort den Abend in animirter Unterhaltung zu.

Am nächsten Morgen nahm ich noch (bei 10° R.) ein erfrischendes prachtvolles Sturzbad, sodann tranken wir Kaffee und fuhren nach dem Bahnhof. Im Wagen traf ich Quintino Bocayuva, einen langjährigen Collegen, den Fürsten der brasilianischen Journalisten, mit dem ich oft, im Guten wie auch im Bösen, zu thun gehabt habe. Es freute uns Beide, dass wir uns endlich persönlich kennen lernten, und so gingen wir denn zusammen in ein Coupé und verloren uns bald in eine Unterhaltung über die hiesigen Pressverhältnisse, die allerdings traurig genug sind. Es ging nun wieder bergab; in Villa Theresa erhielten wir wieder das schnaubende und pustende Ungethüm, die Berg-Lokomotive, die beim Hinunterfahren statt zu schieben sich stämmt und das Rollen des Zuges so viel als nöthig verhindert. Es ist gerade keine beruhigende Fahrt, aber sie ist seit Januar ohne jeglichen Unfall zweimal täglich gemacht worden. Bald waren wir denn auch wieder in Raiz da Serra und liessen hinter uns die steilen Bergwände. Noch eine kurze Fahrt auf der Mauá-Bahn, und der Dampfer nahm uns wieder auf, um uns nach Rio zu bringen, dessen Umrisse da vor uns im Nebelschleier lagen. Schon war es wieder warm, man schwitzte trotz der Seeluft, nachdem am Morgen 10° R. (in Petropolis) gewesen waren. Da ich gleich nach Ankunft ins Ministerium musste, frühstückten wir an Bord und zwar in sehr anständiger Weise. Nach beendigtem Frühstück unterhielt ich mich noch etwas mit den Herren Ed. Klingelhöfer, Quintino Bocayuva und dem Haushofmeister des Kaisers, Rath Archer, und landeten bald wieder an der Praiinha. Rio empfing uns wieder mit seinem Gestank, der in jenem schmutzigen Stadttheil besonders fühlbar ist und — vorüber waren die schönen Tage von Aranjuez-Petropolis . . . . .

Rio, 12. Mai 1883.

19.

Vom deutschen Element in Rio habe ich bis jetzt nur wenig gesehen. Meine Arbeit für meine beiden Blätter zwingt mich, von 4 Uhr Nachmittags an zu Hause zu bleiben und den Morgen beschäftigen mich meine Angelegenheiten im Ministerium und im Senat mehr als genügend. Ich sehe leider wenige Deutsche, und daher ist mein Bekanntenkreis in der hiesigen deutschen Welt noch ziemlich beschränkter Natur.

Schon in den ersten Tagen meines Hierseins wurde mir das Vergnügen zutheil, den Besuch des Herrn Baron von Tautphöus, des vorzüglichen deutschen Gelehrten und Nestors der hiesigen Lehrer, zu empfangen. Herr von Tautphöus ist ein jugendlicher Greis: Greis an Jahren, jugendlich an Geistesfrische und an physischer Kraft, denn seine Spaziergänge nach dem Corcovado sind hier stadtbekannt, und das ist eine Strapaze, die nicht Jeder abhält. Dem Baron von Tautphöus dankt die brasilianische Jugend jedenfalls am meisten im Erziehungs- und Lehrfach; er hatte lange Jahre hindurch das renommirteste Lehrinstitut der Stadt und wirkt auch schon seit sehr langer Zeit am Collegio Pedro II., wo er ausserordentlich hoch geschätzt wird wegen seines grossen Wissens, seines Transmissionstalentes und seines vortrefflichen Lehrsystems. In deutschen wie in brasilianischen Kreisen ist Herr von Tautphöus unendlich hochgeschätzt, und wenige Männer mag es in Brasilien geben, denen so allgemeine Hochachtung entgegengebracht wird. Ich sehe Herrn von Tautphöus häufig, und wenn ich erst etwas mehr Ruhe habe, werde ich ihn gewiss öfter aufsuchen, denn seine Unterhaltung ist äusserst interessant.

Meinen langjährigen Collegen Herrn Gruber habe ich noch nicht gesehen, dahingegen empfing ich bereits den Besuch des Herrn Repsold, Präsident des Deutschen Hilfsvereins, Schwager des Herrn Dr. Blumenau und Vertreter von Krupp (in Essen) für ganz Brasilien. Herr Repsold

ist ein intelligenter Mann und hat ebenso viel Verständniss wie Interesse für die brennenden Fragen der Einwanderung, Colonisation, Bestrebungen des Centralvereins u. s. w. Ich brachte mit ihm einige recht interessante Stunden zu, ebenso mit dem talentvollen Architekten Herrn Schreiner, der den Kolossalbau der neuen Börse leitet, der 1700 Contos = M. 3400000 kosten soll.

Die Gesellschaft „Germania“ konnte ich trotz mehrfacher Aufforderung noch nicht besuchen, da ich des Abends nie in die Stadt gehe; ebensowenig den Club „Beethoven“, zu dessen Concert ich eine Einladung erhielt, die ich ebenfalls nicht annehmen konnte.

Alte Freunde, wie die Herren Jansen, Franz Grauert, Rahe u. A. habe ich natürlich häufig gesehen; ebenso Herrn Gustav Backheuser, Chef des Hauses Backheuser & Meyer, zu dem ich vom ersten Tage an in Beziehung trat und der mich in liebenswürdigster Weise aufnahm und behandelt hat.

Bei Müller & Petzold habe ich häufig gefrühstückt, denn nirgends bekommt man besseres Essen, als in diesem Muster-Etablissement, in dem sehr viele Deutsche verkehren, von denen mir aber nur Herr Apotheker Jensen bekannt ist. Am Tisch der Stammgäste sieht man da jeden Morgen um 11 Uhr Herrn Peckold (den bedeutenden Chemiker), Herrn Beutemeyer und Herrn Petzold selbst, die eine constante Gruppe bilden.

Ich komme eigentlich gar nicht dazu, Rio de Janeiro zu geniessen, da mir meine Arbeit keine Zeit dazu lässt. So bin ich z. B. noch immer nicht im Museum gewesen, noch habe ich die Münze besuchen können, deren Direktor Staatsrath Sobragy (auch ein Riograndenser) mich speciell zum Besuch seines Muster-Etablissements einladen liess. Das Alles sind Sachen, die ich auf den Sonntag verschieben muss, und kommt dieser heran, wie heute, so bleibe ich lieber zu Haus und unterhalte mich mit meinen Lesern. Die beiden ersten Sonntage habe ich noch Ausflüge gemacht; die beiden letzten aber blieb ich zu Haus, um zu arbeiten, und es ist leicht möglich, dass ich nach der Provinz zurück-

gehe, ohne das Museum, die Münze, das Liceo de Artes e Officios u. s. w. gesehen zu haben.

Gestern wohnte ich einer Heirath bei, die hier stets mit grossem Gepränge stattfinden. Es war Fräulein Josephina Jansen (Tochter meines alten Freundes Carl Jansen), die sich mit Herrn Francisco Torres e Alvim (Sohn des verstorbenen Admirals Visconde de Iguatemy) verehelichte. Heirathen machen hier viel Arbeit: Es herrscht in der Hauptstadt nämlich eine prononcirt klerikale Atmosphäre, und es giebt Plackereien, von denen man bei uns keine Idee hat, so dass ich wirklich zur Ueberzeugung gekommen bin, dass unser Bischof noch Gold ist im Vergleich mit dem berühmten D. Pedro de Lacerdo, der seinen wuchtigen Hirtenstab mit gewaltiger Energie über Rio schwingt. Freund Jansen hatte alle möglichen Schwierigkeiten zu überwinden, um den Consens zu erhalten, weil der Pfarrer seines Sprengels erklärte, die Familie besuche die Kirche nicht, und deshalb könne er ihr nicht die nöthigen Attestate ausstellen; auch ohne Beichte wollte Monsenhor Monte das junge Paar nicht trauen, — enfin, eine Menge Plackereien, die zeigen, wie sehr verschieden die Lage hier und in Rio Grande ist, was Macht und Einfluss des Klerus anbetrifft. Freilich gibt es ja hier auch ein ganzes Heer von Pfaffen aller Art (auch viele Jesuiten), Mönche, Nonnen, Charité-Schwestern, Brüdern und was weiss ich mehr, und alle Strassen sind voll von solchen Leuten, für die Rio natürlich ein Paradies ist. Ein Hauptrequisit für Heirathen sind Luxuswagen mit weissen Pferden und reich galonirten Kutschern und Lakaien. Jeder Eingeladene fährt in einem solchen Wagen vor, und der Scherz kostet ihm nur 50$000 Rs. Im vorliegenden Falle wurde das junge Paar in einer Kirche in Botafogo getraut und zwar von einem Geistlichen, der wirklich eine ehrwürdige Erscheinung war und auch eine recht gute, praktische und durchaus nicht fanatische Anrede hielt, Monsenhor João Manoel. Die Kirche war trotz der vorgerückten Abendstunde mit Zuschauern überfüllt und von ihr aus begaben wir uns nach dem reizenden Palacete des Bräutigams, der im malerischsten Theile von Botafogo liegt und

mit grossartigem Luxus eingerichtet ist. Eine kleine, aber gewählte Gesellschaft vereinigte sich dort und brachte dem Ehepaare ihre Glückwünsche dar, während Gefrorenes in allen Formen und canudos ohne Unterlass herumgereicht wurden. Um 9 Uhr Abends vereinigte sich die Gesellschaft um den Tisch des Hauses und es wurde ein brillantes Souper servirt, wie nur Rio mit seiner entwickelten Kochkunst es bieten kann. Es fehlte natürlich nicht an Toasten auf das junge Paar, welches wir nach Aufhebung der Tafel seinem Schicksale überliessen.

Es herrscht in Rio ein sehr feiner gesellschaftlicher Ton, und das Leben der haute volée ist ganz nach europäischem Zuschnitt. In den Zimmereinrichtungen herrschen die Boule-Meubles mit Bronze-Einfassung vor; es fehlt nicht an Ausschmückung mit Blattpflanzen, an Aquarien und anderen Requisiten. Man weiss zu leben in Rio, das ist keine Frage, aber — es ist auch Alles sehr theuer. Ein Haus, das in Porto Alegre 50$000 Rs. Miethe kostet, hat man hier nicht für 150$000 Rs. Allerdings haben fast alle schöne Gärten, Springbrunnen, Badeanstalten, Gas, Wasserleitung und grossen Comfort.

Doch genug für heute; ich habe mich da wieder einmal so recht eigentlich zum Plaudern hinreissen lassen, was bei einer Hitze von 28° R., wie ich sie hier in Santa Theresa im Zimmer habe, gewiss ein anerkennungswerthes Opfer ist, welches ich meinen Lesern bringe.

Rio, 13. Mai 1883.

20.

Das Strassenleben in Rio macht auf den Fremden, hauptsächlich wenn er aus der Provinz kommt, einen geradezu betäubenden Eindruck. Die Gesichts-, Gehör- und Geruchsnerven der Bewohner Rio's sind natürlich längst

abgestumpft gegen diese Eindrücke; der Fremde aber braucht Monate, um sich daran zu gewöhnen. Die Bewegung von Fuhrwerken in den meistentheils engen Strassen ist eine geradezu kolossale; von Minute zu Minute kreuzen sich Bonds in allen Strassen, und möge man sich befinden, wo man wolle, und hingehen, wohin es auch sei, — niemals braucht man länger als fünf Minuten zu warten, um den betreffenden Bond zu finden, der einen für 100 Rs. stundenweit von einem Ende der Stadt zum andern führt. Die Bahnen sind mit wenigen Ausnahmen schmalspurig, die Bonds fahren meistens nur mit einer Mula; freilich gibt es auch welche mit zwei Mulas und bei Steigungen sogar mit vier Mulas, die alle sehr wohlgenährt sind. Mehr als 300 Bonds arbeiten Tag und Nacht in den Strassen Rio's und kreuzen sich nach allen Richtungen; es ist etwas geradezu Unglaubliches, was hier in Bonds gefahren wird, und man behauptet, dass in keiner Stadt der Welt die Strasseneisenbahn so stark benutzt wird. Ausser den Bonds rollen nun aber permanent in den Strassen grosse Umzugswagen, Reinigungswagen, Kehrmaschinen, Frachtwagen, elegante Coupé's, Victorias, Chaisen, char à bancs, Tilburys u. s. w., so dass man nur mit grösster Vorsicht über die Strasse gehen kann und es ein reines Wunder ist, dass nicht mehr Unglücksfälle vorkommen. Das Alles rollt und rasselt durch die Strassen und macht auf dem Parallelepipeden-Granitpflaster einen geradezu höllischen Lärm. Da hindurch hört man dann das Schreien der Obst- und Pastetenverkäufer; die quietschenden Stimmen der kleinen Italiener, die alle möglichen und unmöglichen Blätter zum Verkauf ausbieten; das Schreien der Lotterieloos-Verkäufer, die Quäkerei der „Graixates“ (Stiefelwichser), die an allen Strassenecken und auf allen Plätzen dutzendweise ihre Dienste anbieten, — enfin, ein geradezu infernalischer Lärm, der im Anfang ganz betäubend wirkt. Dazu kommen nun noch die engen Strassen der Altstadt, die düster und feucht sind, das ausgetretene Granitpflaster, auf dem Unmassen von Schubkarren rollen, Lastträger ihren eintönigen Gesang ertönen lassen und Kaffeewagen stöhnen.

Was das Auge anbetrifft, so ist der Eindruck Rio's nicht minder befremdend für den neuen Ankömmling. Ausser dem gewaltigen Treiben auf den Strassen, welches an Wochentagen in der Rua d'Ouvidor geradezu zum Gewühl wird, fallen gleich die Menge von Kiosken ins Auge, die mit vielfarbigen Fahnen geschmückt und mit bunten Plakaten, Schildmalereien u. s. w. bedeckt sind, und in denen Zeitungen und Lotterieloose verkauft, Kaffee und Spirituosen ausgeschänkt werden. Es gibt auf allen Plätzen, an allen Strassenecken von Rio Comprido bis nach Botafogo derartige Kioske, die viel dazu beitragen, dem Strassenleben eine eigenthümliche bunte Färbung zu geben. Einen ähnlichen Effekt machen die riesigen Anzeigen, die, geschmückt mit Figuren aller Art und in gigantischen Lettern schön in Oel gemalt, alle Mauern und leeren Wandflächen bedecken, ja sogar das Innere der Kaffee- und Frühstücks-Häuser führt derartige in Oelfarbe gemalte Anzeigen statt der Tapeten. Man ist hier schon echt amerikanisch geworden, wie Figura zeigt. Eine andere hervorragende Face des Strassenlebens ist die Etalage der Kaufläden, die nicht nur alle riesige Schaufenster haben, hinter deren Glase Paris die elegantesten Früchte seiner Kunst und seines Gewerbes ausbreitet zum Ruin der Gatten und Familienväter, sondern auch ihre Waaren neben und über den Thüren aushängen und zwar in so reichlicher Weise, dass zum Wegräumen am Abend und zum Wiederaufhängen am Morgen Stunden nöthig sind. In diesem Aushängen der Waaren auf der Strasse zeichnen sich hauptsächlich Spielwaarenhändler, Hutmacher und Schuhwerkdeposita aus. Einen äusserst glänzenden Eindruck machen in der Rua d'Ouvidor und Rua dos Ourives die zahllosen Goldläden; da thürmen sich ganze Berge von Schmucksachen, Gold- und Silberwaaren, Brillanten und anderen Edelsteinen auf, und vielleicht bietet keine andere Stadt der Welt einen solchen Reichthum an edeln Steinen und Schmucksachen. Hunderte von solchen Läden verführen zum Kaufen, und um widerstehen zu können muss man — wie ich — kein Geld haben, denn wer etwas hat, wird es dort gewiss

los. Einen noch solidern gediegenern Eindruck machen aber entschieden die Wechslerläden, in deren Schaufenstern Berge von Gold- und Silbermünzen, Haufen von Kassenscheinen und Banknoten aus aller Herren Länder, die begierigen Blicke vieler armer Teufel fesseln, die stundenlang vor so einem Potosi stehen und es mit den Augen verschlingen. In den Strassen, in denen sich der Grosshandel concentrirt (Rua d'Alfandega, Rua do Sabão u. s. w.) ist es ruhiger und einförmiger. Da sind keine grossartigen Etalagen, keine farbenschillernden und glitzernden Schaufenster, wohl aber grosse Magazine, schwere eiserne Gitter, eisenbeschlagene Thüren u. s. w. Es ist dort bedeutend ruhiger, aber diese Ruhe imponirt, wenn man die Firmen liest, die da figuriren, weil unter ihnen gar viele sind, deren Unterschrift für Millionen gut ist. Das deutsche Geschäft hat sich meistens in Rua do Sabão und Rua d'Alfandega concentrirt und spielt eine sehr grosse Rolle am hiesigen Markte, während im Detailgeschäft in Rua do Ouvidor, Rua dos Ourives u. s. w. die Franzosen vorherrschen. Ueberhaupt hört man in den belebteren Strassen fast ebensoviel Französisch wie Portugiesisch sprechen. Die Kunsthandlungen, die Buchhandlungen (unter denen das Etablissement unseres Landsmannes Lämmert das bedeutendste ist), die Tabaks- und Cigarrenläden, die Conditoreien und Kaffeehäuser geben den Strassen ebenfalls ein besonderes Air und tragen zur Erhöhung des Eindrucks bei, den der Fremde empfängt. Eine Specialität sind ferner die Fruchtläden, in denen Früchte aller Zonen zum Verkaufe ausliegen: Aepfel, Birnen, Trauben, Mangos, Abacaxis, Fruta do Conde, Brodfrüchte, Jacas, Bananen, Bergamotten, Orangen u. s. w. Sehr fesselnd sind für den Fremden die Specialitäten-Handlungen mit ihren schillernden Kolibris in allen Farben, farbenprächtigen Käfern, ausgestopften Thieren, Blumen aus Fischschuppen u. s. w. Ich bin kein Mensch, der gern Zeit verliert und habe auch keine zu verlieren, denn ich muss hier in Rio mehr arbeiten, als in Porto Alegre, um in permanenter Wechselbeziehung zu meinem Publikum der Provinz zu bleiben, aber

ich stehe oft stundenlang in solchem Geschäft in der Rua d'Ouvidor und bewundere diese Schätze der Tropenwelt.

Was nun die anderen, neueren Theile der Stadt betrifft, muss ich sagen, dass sie wirklich reizend sind. Als Baustyl herrscht in ihnen das Schweizer-Chalet vor, und im reizenden italisch-schweizerischen Style entzücken Tausende von herrlichen Villas das Auge des Fremden. Es gibt auch solide Prachtbauten, wie z. B. das Palais des Baron von Nova Friburgo, welches (ausgeführt von einem Berliner Architekten) die Kleinigkeit von 4,000,000 Dollars kostete, und viele andere; aber die anmuthigen Formen der Chalets entzücken das Auge am meisten, auch schon deshalb, weil sie alle in reizenden Gärten liegen, deren tropischer Blüthenflor, deren herrliche Palmen und Blattpflanzen im Verein mit schillernden Grotten, Canälen mit Brücken, rauschenden Cascaden und Springbrunnen einen gar anmuthigen Eindruck machen. Es ist viel Geld hier in Rio; die Kaffee-Barone leben hier mit einem Luxus, dem man es nicht ansieht, dass sein Ursprung auf die „Sansala" der Neger und die Peitsche des Sklavenaufsehers zurückzuführen ist. Ueberhaupt ist Rio grossartig schön, reich und bietet alle Genüsse der Welt, und Freund Jansen hatte nicht ganz Unrecht, als er mit mir zum ersten Male auf den Balkon meines Salons im Hotel von Santa Theresa trat und das grossartige Bild, welches Stadt und Hafen zu unseren Füssen liegend bilden, mit der Hand bezeichnend sagte: „Siehst Du, Das hat der Teufel Christus gezeigt, als er ihn versuchen wollte!" Im vorliegenden Falle war ich also — Bescheidenheit bei Seite — Christus, und Jansen — wie immer — Mephisto.

Rio, 20. Mai 1883.

21.

Die Zeit naht sich, in der Sr. Maj. Schiff „Olga“ unter dem Donner der Geschütze in den Hafen von Rio einlaufen wird. Wie die Leser wissen, befindet sich an Bord dieses Schiffes der junge Prinz Heinrich, Sohn des deutschen Kronprinzen, der als Marinelieutenant diese Uebungsfahrt mitmacht. Das Schiff ist jetzt in Bahia und hat vorher bereits Pernambuco besucht, wo der hohe Gast eine glänzende Aufnahme fand. Freund Rösch, der gerade dort war, erzählt mir, dass die Einfahrt des stolzen deutschen Kriegsschiffes einen glänzenden Effekt machte. Die „Olga“ salutirte mit 21 Kanonenschüssen, und von allen Festungen wurde der Gruss erwidert. Sämmtliche deutsche Schiffe im Hafen hatten geflaggt und die englischen zeichneten sich durch überaus reichen Flaggenschmuck hauptsächlich aus; ist ja doch Prinz Heinrich nicht nur ein deutscher Prinz und Enkel des deutschen Kaisers, sondern auch Sohn einer englischen Prinzessin und Enkel der Königin von England. Der deutsche Consul und der deutsche Handel in Pernambuco boten Alles auf, um ihrer Freude über die Ankunft des Prinzen passenden Ausdruck zu geben. So fand z. B. an Bord der „Olga“ ein glänzendes Frühstück statt, dem der deutsche Handel beiwohnte, und zu dem, als einziger Brasilianer, unser Freund Tobias Barreto de Meneses geladen war, der den jungen Fürsten in einer zündenden Rede in deutscher Sprache begrüsste und hoch leben liess. Uebrigens thut Prinz Heinrich auch in den Häfen regelmässig seinen Dienst. Als Freund Rösch die „Olga“ besuchte, wurde er an der Schiffstreppe von einem jungen Offizier empfangen, der ihm, auf seinen Wunsch, den Commandanten zu sprechen, in gefälligster und zugleich bescheidenster Weise Bescheid gab und ihm sagte, wo er den Commandanten finden könnte. Als Dr. Rösch nun dem ebenfalls sehr liebenswürdigen Commandanten den Wunsch aussprach, dem Prinzen Heinrich vor-

gestellt zu werden, entgegnete der Commandant, das sei bei jener Gelegenheit unmöglich, da der Prinz gerade im Dienst sei. Der junge Lieutenant, der Dr. Rösch in so höflicher und bescheidener Weise empfangen und zurechtgewiesen hatte, war Niemand anders als der wachthabende Prinz Heinrich . . . Ich habe diesen Vorgang auch in meinem Briefe an die „Gazeta“ erzählt, da darin eine vortreffliche Lektion liegt. Die preussischen Prinzen werden streng erzogen, sie müssen von der Pike auf dienen und erlernen den Dienst in allen Details; sie lernen gehorchen, um einstens befehlen zu können; sie stehen auf kameradschaftlichem Fusse mit Denen, die sie einstens beherrschen sollen. Welcher Unterschied gegen Brasilien! In demselben Alter, in dem Prinz Heinrich als Lieutenant zur See strengen Dienst thut und nur an Tagen Prinz ist, an denen der Dienst ihn nicht zurückhält, wurde der Herzog August von Sachsen zum brasilianischen Admiral ernannt, nur weil er eine brasilianische Prinzessin geheirathet hatte! Doch genug hierüber; hören wir, wie unsere Pernambucaner Landsleute den Prinzen geehrt haben. Das „Diario de Pernambuco“ erzählt die Sache wie folgt:

„Die dem Prinzen Heinrich offerirte Vergnügungstour war ebenso bescheiden als interessant durch ihre Originalität. In Wahrheit hat die deutsche Colonie eine glückliche Idee gehabt. Die Begleitung des Prinzen bestand aus dem Commandanten und dem Offizierscorps der Corvette „Olga“ und den hier ansässigen Deutschen. Der einzige Fremde unter ihnen war der aufgeklärte Dr. Tobias B. de Meneses, der eingeladen war, an der Partie theilzunehmen. Hier eine Auseinandersetzung: Diese Einladung — die einzige — an jenen berühmten Brasilianer, ging nur aus dem Wunsche hervor, ihm einen Beweis der Dankbarkeit für seine wohlbekannte Hinneigung zu Deutschland zu geben. Um 7 Uhr 50 Minuten am Morgen des 3. Mai verliess die Station von Cinco Pontos der Extrazug, der Se. Hoheit und Dero Begleitung führte, und kam um 9½ Uhr Morgens in Escada an. Die Fahrt war herrlich, hauptsächlich für Jemand, wie Se. Hoheit,

der noch keine Gelegenheit gehabt hatte, die splendide Vegetation unserer Campos zu bewundern. Die Winterzeit, in der wir uns befinden, trug ebenfalls zur Schönheit des Festes bei, denn die ganze Fahrt fand bei herrlichem Wetter statt. Bei der Ankunft am Bestimmungsort wurde Se. Hoheit an der Station vom Obristen Marcionillo da Silveira Lins empfangen. Wagen und vorzügliche Reitthiere waren besorgt, und so setzte sich die Gesellschaft in Bewegung und begab sich, nachdem sie die Stadt besichtigt hatte, in das Palais des Obristen Marcionillo, wo sie von der würdigen Gattin Sr. Excellenz empfangen wurde. Die reiche Einrichtung der Wohnung sowie die glänzenden Vorbereitungen, die für den Empfang Sr. Hoheit getroffen waren, nahmen Niemanden Wunder, der bereits Gelegenheit gehabt hatte, die chevalereske Gastfreundschaft Sr. Excellenz des Coronel Lins kennen zu lernen. Es fehlte an nichts, Alles war grossartig. Nach einem vortrefflichen Essen fanden verschiedene Vergnügungen statt, während deren das magnifique Musikcorps der „Olga" spielte, welches ebenfalls mitgekommen war. Nachmittags sprach der Prinz den Wunsch aus, trotz des heftigen Regens einen Spazierritt durch den Campo zu machen, und so setzte sich die Gesellschaft mit Begleitung des Herrn Obristen Marcionillo Lins in Bewegung. Dieser Ritt unter strömendem Regen dauerte recht lange. Um 7 Uhr nahm die Gesellschaft wieder den Zug und kam um 8½ Uhr in Recife an, wo die Wagen des Ferro Carril wie am Morgen auf Ordre des Gerenten Herrn G. A. Schmidt zur Verfügung des Prinzen und seiner Begleitung standen. Se. Hoheit begab sich sogleich an Bord der „Olga". Wie während der ganzen Partie die liebenswürdige und anspruchslose Weise bewundert wurde, in der Se. Hoheit sich mit Allen unterhielt, wie der Jubel gross, den man in den Zügen aller Landsleute des Prinzen las, weil sie ihn begleiten durften, — so waren nicht minder gross die Beweise von Dankbarkeit, die sich Alle bestrebten Sr. Excellenz dem Obristen Marcionillo und seiner achtbaren Familie für

das Interesse und die freundliche Aufnahme zu geben, die sie den zahlreichen Gästen entgegen gebracht hatten. Die hier ansässige deutsche Colonie kannte bereits die sprichwörtliche Gastfreundschaft, mit der alle Brasilianer die Fremden empfangen; es freut sie aber Gelegenheit gehabt zu haben, einem Mitgliede der in ihrem Vaterlande herrschenden Dynastie die Cordialität und Hochschätzung zu beweisen, mit der sie hier von den brasilianischen Familien behandelt werden. Der Obrist Marcionillo da Silveira Lins, seine würdige Familie, der berühmte Dr. Tobias Barreto und alle Eigenthümer von Engenhos (Zuckerfabriken), die in so liebenswürdiger Weise zu den Vorbereitungen für diese Vergnügungstour beigetragen haben, können jederzeit sagen: „Die deutsche Colonie schätzt uns hoch und ist uns dankbar.“ Das ist Recht.“

So weit das „Diario de Pernambuco“ und man sieht aus obigen Zeilen, dass Prinz Heinrich in Pernambuco in bescheidener, aber herzlicher Weise aufgenommen und von der deutschen Colonie gefeiert wurde. Aus Bahia, wo er sich jetzt befindet, fehlen uns noch Nachrichten. Hier hört und sieht man nichts, was auf irgend welche Empfangsfeierlichkeiten Bezug hätte. Ob die Regierung — jetzt, wo Avila nicht mehr Minister ist — offiziellerweise Etwas für den Empfang des Prinzen thun wird, weiss ich nicht; von Avila wurde es beabsichtigt. Der Kaiser wird den jungen Gast wohl nach Petropolis führen und dort so liebenswürdig als möglich gegen ihn sein. Wie sich aber die ebenso zahlreiche als begüterte deutsche Colonie in Rio zu der Sache stellen wird, weiss ich noch nicht, habe auch noch nichts darüber gehört. Jedenfalls aber wird etwas geschehen, wenn es auch nur ein ländliches Banket in dem herrlichen Picknick-Hain des heute verwaisten Jardim Botanico ist.

Ich sage, dass der Jardim Botanico verwaist ist, weil der hochgebildete und treffliche Dr. Glasl, sein langjähriger Direktor, der den Garten zu Dem machte, was er jetzt ist, in den letzten Tagen einer langwierigen Krankheit erlegen

ist. Er war Schweizer von Geburt und vortrefflich in seinem Fach, stand auch in hohen Ehren beim Kaiser.

Rio, 21. Mai 1883.

22.

Heute ist der Tag des Herrn . . . Saraiva, d. h. der Tag, an dem der Bahianer Oedypus ankommt, dem die Aufgabe wurde, das grosse Räthsel der Sphynx auf dem Kaiserthrone zu lösen. Nun, wir werden ja sehen, was der Fazendeiro von Bahia thun wird. Es wird gut sein, unseren Lesern den Mann vorzuführen, dem der Wille des Kaisers eine Bedeutung beigelegt hat, die vor ihm kein Brasilianer hatte, nicht einmal Caxias, der doch auf den Stufen des Thrones stand.

Saraiva ist wohlhabender Fazendeiro (Grossgrundbesitzer) in Bahia; er hat die Rechte studirt, war früher Conservativer und wurde später einer der Schöpfer und Leiter der Progressisten-Partei, mit der er nachher in der liberalen Partei aufging. Er ist kein grosses Talent, aber ein fester Charakter und ein Ehrenmann, was ihm allerdings weniger hoch anzuschlagen ist, als Anderen, da er reich ist, keine Kinder und keine Verwandte hat, so dass jeder Grund zu Missbräuchen fehlt. Infolge dieser vollständig unabhängigen Stellung ist es ihm leicht geworden, die Stelle eines Cato respektive Splitterrichters zu spielen, und diese Rolle hat ihn gross gemacht. Denn als Diplomat hat er 1864, durch Präsentirung seines Ultimatums in Montevideo, einen schlimmen Fehler begangen, hat das Völkerrecht durch einen Einmarsch in Feindesland ohne Kriegserklärung verletzt und das Reich in den 5jährigen Krieg verwickelt, dessen Wunden heute noch bluten. Als Minister hat er die Wahlreform auf sehr beschränkter Grundlage geschaffen und die praktische Ausführung im Interesse seines Catonen-Rufes in der Weise geleitet, dass er die Gegner der Situation offen begünstigte

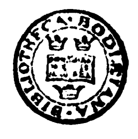
und es so dahin brachte, dass zur Erhöhung seines Ruhmes zwei Minister geschlagen und weit mehr Conservative gewählt wurden, als bei einer wirklich unparteiischen Haltung der Regierung jemals möglich gewesen wäre. Hiermit hat er die Situation geschaffen, die wir jetzt durchleben, und die die schwierigste der ganzen Regierung des jetzigen Kaisers ist. Wir haben eben eine Kammer, mit der keine Partei und kein Staatsmann regieren kann, denn acht oder zehn Deputirte genügen, um ein Ministerium zu stürzen. Diese Lage hat Saraiva geschaffen, und deshalb finde ich es eigentlich ganz natürlich, dass der Kaiser ihm die Verantwortlichkeit für dieselbe direkt aufbürdet. Wie wird er sich aber herausziehen? Das ist die grosse Frage. Nimmt er die Bildung des Kabinets an, so wird er es nur mit der Bedingung thun, die Kammer auflösen zu können, wenn sie sich nicht fügt. Er würde dann der nächsten Wahl präsidiren, die Conservativen noch mehr protegiren und ihnen Mehrheit in der zukünftigen Kammer geben, nur um den Ruhm zu haben, unparteiisch (aber nach seiner Façon) gewesen zu sein. Nimmt er die Aufgabe nicht an, weil er vielleicht die Kammer nicht auflösen will, die aus seinem Wahlgesetz hervorgegangen, so wird er wahrscheinlich dem Kaiser rathen, Paranaguá am Ruder zu lassen und nach erfolgtem Austritt von Avila, Carlos Affonso und Moura das Kabinet zu reconstruiren, ebenfalls mit der Berechtigung, die Kammer aufzulösen, falls sich dieselbe nicht schicken sollte. Ich halte beide Eventualitäten für unglücklich; das Beste wäre noch ein Ministerium Dantas, aber es heisst, der Kaiser wäre nicht sehr dazu geneigt. Nun, wir werden ja sehen, was von heute auf morgen geschehen wird.

Gestern ist der „Cruzeiro“ eines seligen Todes verschieden; er war das einzige doktrinäre Blatt der grossen Presse und ist den Weg allen Fleisches gegangen, weil das Volk von Rio persönliche Angriffe, descompostura und die chronique scandaleuse allen, auch den besten Doktrinen vorzieht. Der verdorbene Magen unseres Janhagels (so auf portugiesisch Zé-povinho heisst) verträgt den schweren doktrinären Brei, das Resumé des Gedankens nicht; er

braucht den scharfen Pfeffer des Skandals, das prickelnde Gewürz der Malice, den heissen mock-turtle der descompostura (Zersetzung). So ist denn der „Cruzeiro“ trotz seines grossartigen eigenen Palais in Rua d'Ouvidor an einer ganz gemeinen Krankheit zu Grunde gegangen, der schon so viele kleinere Blätter erlegen sind und die einfach — Mangel an Papier heisst. Der „Corsario“ und andere Gesellen ejusdem furfuris, wenn auch grösseren Formates, haben immer Papier genug, nicht nur Druckpapier, sondern auch Banknoten und Kassenscheine. Sie kennen eben den Geschmack des Publikums und richten ihre Küche nach demselben ein. Gerade jetzt wird den Gourmands der Rua d'Ouvidor wieder ein exquisites, brillant gepfeffertes Ragout servirt. Die pornographische Presse hat nämlich den Kaiser wieder einmal zum Zielpunkt ihrer Manipulationen gemacht. Es wird ihm vorgeworfen, er habe ein Liebesverhältniss (der alte, gebrochene Mann!!) mit einer Dame aus dem high-life von Rio oder Petropolis, deren Gunstbezeugungen er durch den Abschluss des Copacabana-Contraktes erlangt habe. Nun stellt man ihn als alten Dandy hin, der sich als verliebter Narr auf dem Balle der Gräfin von Barral lächerlich macht und die höchsten Interessen des Landes in den Armen der cubanischen Circe (die besagte Dame ist eine Cubanerin) vergisst und missachtet. An der ganzen Geschichte ist natürlich kein wahres Wort. Der Kaiser ist ein Ehrenmann, wie es in Brasilien nur wenige gibt; er hat grosse politische Fehler begangen, er ist aber das Modell eines guten Familien- und Hausvaters, und derartige Verleumdungen sind geradezu infam. Wohl mag er eine junge hübsche und geistreiche Dame hie und da auszeichnen, indem er sich länger als mit anderen mit ihr unterhält. Wer liebt die Jugend, Schönheit und Geist nicht? Aus diesem so natürlichen Penchant folgt aber noch lange nicht, dass der alte Herr seinen Pflichten als Herrscher, als Gatte und als Familienchef untreu wird, und am allerwenigsten kann er die Voraussetzung motiviren, dass der Kaiser unehrlich gehandelt und seine Regierung gemissbraucht habe, um den Privatinteressen Irgendjemandes zu dienen. Das

ist eine Verleumdung gemeinster und niedrigster Art, die wirklich revoltirt, denn Kaiser D. Pedro ist ein Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes, ein Mann, der in den bescheidensten Verhältnissen lebt (so bescheiden, wie kein Präsident einer kleinen Republik sie annehmen würde) und von den 800 Contos Civilliste mehr als 700 für Zwecke der Wohlthätigkeit verausgabt und sie verwendet zur Unterstützung des öffentlichen Unterrichts, zur Heranbildung junger Talente etc. Wenn der Mann Geld brauchte, um feile „Liebe" zu kaufen, so brauchte er wahrlich die Hand nicht in den Staatssäckel zu stecken; er würde dann nur seine eigene Wohlthätigkeit zu beschränken haben. Und trotzdem verleumdet man ihn in so schamloser Weise. Häufig verzweifle ich an der Zukunft dieser Nation, die in ihrem noch kaum den Kinderschuhen entwachsenen Organismus alle Laster und schlimmen Leidenschaften alter Wüstlinge birgt und in Wahrheit als „greisenhafter Jüngling" inmitten der Nationen dasteht. Und es gibt da nur ein Mittel, — Beschränkung der Pressfreiheit. Das ist eine seltsame Proposition aus der Feder eines Mannes, der aus der Presse hervorgegangen ist und ihr seit mehr denn einem Vierteljahrhundert angehört, aber sie ist gerechtfertigt, denn der Ruin des Landes ist diese schrankenlose Pressfrechheit (nicht Pressfreiheit, Herr Setzer!), die Alles in den Schmutz zieht, die das Höchste entweiht und das Erhabenste besudelt, die nie Tugend und Verdienst anerkennt, sondern immer nur verleumdet, beleidigt und fremde Ehre schändet! Deshalb bin ich in vollem Rechte, mich zu erklären, wie ich es eben thue.

Rio, 21. Mai 1883.



23.

„Hat ihn schon!“, so konnte Kaiser D. Pedro gestern ausrufen, als er endlich nach langem Hangen und Bangen einen liberalen Conseil-Präsidenten in der Person des Staatsraths Lafayette, Freund und Schwager von Silveira Martins, gefunden hatte. Wie weiland Diogenes mit der Laterne in der Hand einen Menschen suchte, so hat der Kaiser ebenfalls gesucht und gesucht, bis er endlich — gefunden hat.

Mein letzter Bericht ist von dem Tage datirt, an dem Saraiva hier ankam. Seitdem sind abermals vier Tage vergangen, und erst heute, am Frohnleichnamstage, ist das neue Kabinet gebildet worden. Saraiva war der Oedypus nicht, der das Regierungsräthsel lösen konnte oder — wollte. Er kam an, conferirte mit Paranaguá und einigen anderen Chefs, ging dann zum Kaiser und entschuldigte sich. Der Kaiser insistirte, aber Saraiva blieb fest und entzog sich sogar der Verantwortlichkeit, einen andern Organisator anzugeben, so dass der Kaiser den armen Paranaguá von Neuem rufen liess, der nun den Staatsrath José Bonifacio — den grössten Redner Brasiliens und ein unbedingt bedeutender Mann — nannte. Somit wurde José Bonifacio aus S. Paulo berufen, wo er noch weilte, und erhielt Ordre, sich am Dienstag Morgen um 9 Uhr in S. Christovão einzufinden. Er kam, conferirte mit einigen Freunden und Parteigenossen und kam zu der Ueberzeugung, dass der Mann, der die grössten Chancen habe, ein starkes liberales Ministerium zusammenzubringen, der Staatsrath Dantas sei (wie ich meinen Lesern schon in früheren Berichten erklärt hatte). Es scheint, als ob Dantas nicht gerade persona grata sei; aber der Kaiser, der dieses Mal eine geradezu exemplarische Geduld zeigte und als echt constitutioneller Fürst handelte, liess ihn dennoch um 7 Uhr Abends (Dienstag) nach S. Christovão kommen. Dantas erfüllte, was er mir vor einem Monat im Senat gesagt

hatte: Er nahm die Aufgabe nicht an; der Kaiser, dem es wahrscheinlich anfing flau zu werden (denn er wollte entschieden die Conservativen nicht berufen), gab ihm aber bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit. Dantas conferirte nochmals mit Silveira Martins und anderen Freunden, blieb aber fest und um 9 Uhr Morgens (Mittwoch) erklärte er Sr. Majestät kategorischerweise, dass er die Aufgabe nicht annehme. Auf die bezügliche Anfrage des Kaisers schlug er vier Namen vor: Silveira Martins, Sinimbú Lafayette und Affonso Celso. Der Kaiser liess nun Paranaguá rufen und befahl ihm, den Staatsrath Lafayette zu senden. Lafayette conferirte mit seinem Schwager Martins, mit Affonso Celso und einigen anderen Freunden, und da nach einer neuen Zurückweisung seinerseits der Kaiser nicht anders konnte, als die Conservativen ans Ruder rufen, sah man ein, dass die Sache ernst sei und die ganze liberale Mehrheit der Kammer versicherte Lafayette, dass sie ihn stützen und halten würde. Dantas wäre besser in der Lage gewesen, ein Kabinet zu bilden; er hatte nicht gewollt, und somit musste Lafayette sich dem Interesse der Partei opfern. Er suchte allerdings auch der Aufgabe aus dem Wege zu gehen, schliesslich aber nahm er sie doch an und nun war der grosse Augenblick gekommen, in dem D. Pedro ausrufen konnte: „Hat ihn schon!“ Ja, er hatte einen und konnte nun ruhig schlafen, nachdem er zuvor die Preciosa in der Tochter der Mad. Angôt gesehen hatte. Ich muss nämlich bemerken, dass der Kaiser die drei letzten Nächte den Schlaf verloren hatte, so sehr afficirte ihn die Lage, die in Wahrheit schlimm genug war, denn das Land ist volle zehn Tage ohne Regierung gewesen. Hätte es in seiner Absicht gelegen, die Conservativen zu berufen resp. die Kammer aufzulösen, so wäre nichts leichter gewesen; das wollte er aber unter keiner Bedingung; er will, dass die nöthigen Reformen von den Liberalen gemacht werden und zeigte deshalb eine Langmuth, die wirklich zu bewundern war.

Lafayette verständigte sich nun gestern Abend mit seinen Parteigenossen und legte heute einer Versammlung

der liberalen Deputirten (bei Lima Duarte) die Namen der neuen Minister vor. Natürlich hat Silveira Martins die entscheidende Stimme in der Sache gehabt, und man könnte ihn wohl den eigentlichen Bildner des Kabinets nennen. Die Provinz Rio Grande wird in dem neuen Kabinet durch Staatsrath Francisco A. Maciel vertreten, der vom Chef vorgeschlagen wurde, trotz der eventuellen Schwierigkeit seiner Wiederwahl. Die Wahl des Dr. Maciel war eine sehr glückliche; er ist nach Silveira Martins unbedingt der bedeutendste der riograndenser Staatsmänner, hat eine vollständig unabhängige Stellung und ist hochintelligent, auch ein Redner ersten Ranges.

Im Augenblick, in dem ich schreibe, ist die Vertheilung der Portefeuilles unter die Mitglieder des Kabinets (Lafayette, Maciel, Soares Brandão, Prisco Paraiso, Almeida Oliveira, Rodrigues Jun. und Affonso Penna) noch nicht veröffentlicht, doch ist bestimmt, dass Lafayette die Finanzen, Soares Brandão (unser Ex-Präsident) das Aeussere, Prisco die Justiz, Delamare die Marine und Affonso Penna den Ackerbau übernehmen. Ob Maciel das Portefeuille des Krieges oder des Innern bekommt, ist noch unbestimmt, und Almeida Oliveira wird dann das andere der beiden Portefeuilles übernehmen. Das Ministerium ist in beiden Häusern des Parlaments stark und läuft keinerlei Gefahr; es wird bis zu Ende der Sitzung gehen und sich dann mindestens bis zum Mai nächsten Jahres halten, so dass die Herren Conservativen vor der Hand wieder einmal vis-á-vis de rien sind.

Heute Morgen war ich bei unserm jungen Minister, der in dem aristokratischen „Grand Hôtel de Versailles“ in Botafogo wohnt. Eine schöne Allée führt zu dem Hause, welches auf hoher Terrasse mit prachtvoller Freitreppe liegt und dessen Ess-Salon sich auf die Terrasse öffnet. Maciel und Camargo wohnen beide dort und der Chef war ebenfalls da. Maciel ist etwas contrariirt, denn das Portefeuille auferlegt ihm grosse Opfer, aber er entzieht sich dem Dienste des Vaterlandes nicht und verspricht ein echter und rechter riograndenser Minister zu sein. Nachdem ich

mir dort Gewissheit über die Organisation des Kabinets geholt hatte, fuhr ich schnell nach dem Telegraphenamt; als mein Tilbury aber in die Nähe der Capella Imperial kam, hatte sich dort eine derartige Menschenmenge (wohl mehr als 10,000 Köpfe) angestaut, dass wir nicht durchkonnten und ich mir zu Fuss den Weg durch die Menschenmenge bahnen musste, um nur ein Telegramm mit der frohen Nachricht nach Porto Alegre expediren zu können. Man glaube aber ja nicht, dass diese Menschenmenge dort versammelt war, um das neue Ministerium zu begrüssen; nein, sie wollte der klassischen Frohnleichnamsprozession beiwohnen, bei der früher der berühmte heilige Georg, schwer gewappnet, auf hohem Ross und mit dem bekannten Drachen ausgestattet, erschien und bei der jetzt noch der Kaiser und seine Minister etc. den Himmel tragen, unter dem das Sakrament geführt wird. Dabei trägt der Kaiser das halb-mönchische Ornat des Christusordens und alle Staatsbeamte und Hofbedienstete sind in grosser Gala, — Grund genug für den Zusammenlauf von Volk. Ich hätte die Prozession auch sehen und mithin beschreiben können, wenn sie nämlich stattgefunden hätte; doch es regnete, und so zog man nur um die Kapelle herum und die ganze Herrlichkeit war in 10 Minuten vorüber. Bei dieser Gelegenheit erschienen die Ex-Minister zum letzten Male in ihren glänzenden Uniformen und benutzten auch zum letzten Mal ihre Coupés, gefolgt von Ordonnanzen. Nach Mittag war dann Alles vorbei, wie um 9 Uhr in der Shakespeare'schen Komödie. Die armen Ex-Minister zogen nach Haus und - die neuen traten in ihre Stelle. Freund Avila war nicht erschienen; er betrachtete sich schon seit dem 14. nicht mehr als Minister und ist auch bei keiner Conferenz etc. erschienen. In der Rua d'Ouvidor fluthete das Menschenmeer auf und ab, trotz allen Regens, und ich hörte da die wunderbarsten Combinationen; ich hatte die Namen in der Tasche, schwieg aber wohlweislich und lachte herzlich über alle diese Menschen, die so viel wissen wollten und schliesslich gar nichts wussten.

Rio, 24. Mai 1883.

24.

Am 26. Mai, dem Tage, an dem sich das neue Kabinet den Kammern präsentirte, war ich in der Deputirtenkammer. Nie habe ich einen ähnlichen Zulauf von Volk gesehen: Schon um 8 Uhr Morgens waren alle Thüren von Leuten aus den besseren Ständen belagert, und sobald sie geöffnet wurden, füllten sich alle Tribünen mit Leuten, die um 9 Uhr Platz nahmen und — horribile dictu — bis 2 Uhr warteten, um die Reden der verschiedenen Kämpen beider Parteien zu hören. Mit Noth und Mühe gelang es mir um Mittag, als ich ankam, einen Platz auf der kleinen Gallerie der Provinzialdeputirten zu erlangen, auf die meine Einlasskarte lautete.

Das Kammergebäude ist gross und ansehnlich, doch nimmt der Sitzungssaal nur einen kleinen Theil desselben ein. Ein Theil der Gelasse hat sogar Verwendung gefunden, die gar nichts mit dem Parlamente gemein haben, wie z. B. zur Sparkasse. Der Sitzungssaal ist nicht sehr geräumig und mit einer halbrunden Decke versehen, die nicht dazu angethan ist, die akustischen Bedingungen zu verbessern. Das Arrangement ist ungefähr wie das in unserer Assembléa Provincial, nur dass Platz für 120 Deputirte ist. Das Präsidium, die Sitze der Minister, die des Bureaus, die Redner-Tribünen — Alles macht unbedingt einen parlamentarischen Eindruck, so einfach auch sonst der Saal ist. Auf jeder Seite sind zwei grosse Tribünen für die Zuhörer angebracht und in den kurzen Fronten die einzelnen Tribünen für den Hof, für die Diplomaten, Damen, Senatoren und Provinzial-Deputirten.

An den Sitzungssaal stossen zwei Säle: einer, in dem sich die Deputirten und ausserdem Alle aufhalten, die in irgendwelcher Beziehung zur Presse oder zur Politik stehen (oder auch nicht!), und ein anderer, der speciell für die Minister bestimmt ist und in dem diese ihre Besuche empfangen. Der Luxus, der im Senat herrscht, ist in der

demokratischen Kammer unbekannt: Rohr-Stühle und -Sophas sind das ganze Meublement; die Wände sind nackt und nicht mit Oelbildern geschmückt, wie die des Senats; nur in dem Sprechsaal der Deputirten hängen an der Wand herum die Portraits sämmtlicher Präsidenten, die die 2. Kammer gehabt hat, in herzlich schlechten Lithographien. Ein gar seltsames Stück Möbel ist da noch zu erwähnen, nämlich ein riesiger Wandschrank mit 120 verschliessbaren Fächern (nach Art der Schränke, die bei den Barbieren üblich sind), in dem die „Väter des Landes" ihre Hüte aufheben. Es scheint, dass man dem Frieden nicht recht traue und fürchte, dass selbst aus diesem Heiligthume noch Hüte gestohlen werden könnten. Besagte „Väter des Vaterlandes" bilden nun eine gar seltsame Mischung aller Elemente; da sieht man Junge und Alte, Weisse und Gelbe, Grosse und Kleine, — eine ganze Sammlung von Originalen. Da sitzt auf der Ministerbank unser kleiner Streithahn Maciel, der noch immer seinen kleinen Schnurrbart liebkost, auch als Minister; neben ihm sieht man Affonso Penna, auch nicht gross, noch nicht alt, ebenfalls Streithahn-Natur und eine sympathische Erscheinung, trotz seiner ernsten Miene, die immer 10 Tage Regenwetter anzusagen scheint. Der bekannte Bezerra de Meneses, Ex-Präsident der hiesigen Municipalkammer, ist ein ältlicher, kräftiger, untersetzter Mann mit weissem Haar und Bart, eine gesunde, markvolle Erscheinung, und so ist er auch als Redner. Dort im Winkel sitzt Paulino de Sousa, der Mann, den die Conservativen ihren „Marechal do Futuro" nannten, dessen Aktien aber (da er definitiver Vertheidiger der Sklaverei ist) sehr gesunken sind; es ist ein Charakter-Kopf, eiserne Strenge in den Zügen, und eine hohe, eckige, kahle Stirn, die auf viel Charakter und noch mehr Eigensinn schliessen lässt. Der lange, unschöne Mensch, der schleppend und schlecht spricht und ebenso langweilig aussieht wie seine Rede ist, heisst Baron v. Canindé, conservatives Mitglied für irgend eine Provinz. Der Mann war ein dunkler Ehrenmann und seines Zeichens ein Arzt ohne Patienten. Eine Heirath mit einer reichen Wittwe machte

ihn zum Millionär, er baute sich ein prachtvolles Palais in Rua Conde d'Eu, erwarb seinen Titel für 10 Contos Unterstützung ans Unterrichtswesen und sein Diplom als Deputirter — wer weiss für welchen Preis. Freilich, er ist nicht der einzige Vertreter der goldenen Mittelmässigkeit: Ganz im Gegentheil ist diese aurea mediocritas das eigentliche Niveau der Kammer, in physischer wie auch in intellektueller Beziehung, und die wirklich bedeutenden Männer zählen dort wahrlich nicht nach Dutzenden. Da ich „zum Kampf der Wagen und Gesänge" ohne Opernglas gezogen war, konnte ich nur einen geringen Theil der Deputirten näher beobachten und muss mir daher die Charakteristik der meisten für spätere Gelegenheit aufbewahren; nur einiger Bekannten will ich hier noch erwähnen; erstens unserer Leute aus der Provinz, Camargo, galant wie immer, Felisberto mit seinem entschieden intelligenten Gesicht, Ribas mit dem verwegenen Schnauzbart, Severino mit seiner Caboclo-Physiognomie und den energischen Zügen sitzen dort, wie in unserer Assembléa — tout comme chez nous. Mein Freund Taunay, mit seinem genialen Kopf und seiner eleganten Tournure, ist etwas gealtert; er ist nicht mehr der Adoniskopf von früher, aber hat an männlichem Ausdruck und auch an Schlagfertigkeit gewonnen. Dort sitzt Ferreira Vianna, der in Rio naturalisirte Riograndenser und der frömmste Mann des Kaiserreichs (auch Advokat aller reichen Klöster . . .); er ist älter, kahler, magerer als 1875, wo er zum letzten Male in Porto Alegre war, aber noch immer der bestrickende Redner, der Mephisto mit dem beissenden Witz, der so gefürchtet ist. Da ist auch João Augusto de Padua Fleury, der früher Municipalrichter in Porto Alegre war; auch er ist gealtert, aber noch immer eine hübsche Erscheinung. Generoso Marques, von Paraná, ist gross, kräftig, von gesunder Farbe, hat blaue Augen und braunes Haar, eine fast deutsche Erscheinung; neben ihm sitzt Souza Queiroz, Deputirter für S. Paulo, ein älterer Herr mit sympathischer Physiognomie und vielem gesunden Menschenverstand, der, wie seine ganze Familie deutsch spricht.

Das Benehmen der Herren Deputirten ist nicht gerade parlamentarisch; es herrscht da eine Unruhe und ein Geschwätz, die es unmöglich machen, irgend einen Redner zu verstehen, wenn derselbe nicht über eine durchdringende Stimme verfügt. Die neuen Rednerbühnen benutzt nur der Sekretär Matta Machado (ein junger talentvoller Arzt mit Figur und Haltung eines eleganten Flaneurs) und zwar auf allgemeines Verlangen, sintemalen er ihre Errichtung verbrochen hat; sonst spricht Jeder von seinem Platze, und die Collegen reden so viel als möglich hinein, damit Stenographen und Berichterstatter so wenig wie möglich von den Debatten verstehen. Früher traten die Vertreter der Presse in den Saal selbst ein und machten dort ihre Notizen; jetzt sind für dieselben eine Art von Käfige errichtet worden, in denen man sie wie wilde Thiere hinter Gitterwerk sieht — wahrscheinlich ein Avis au lecteur, der an die Artikel des Kriminal-Codex erinnern soll, die sich speciell mit der Presse befassen, aber längst nicht mehr beobachtet werden, da das Land keine Staatsanwälte besitzt, die Muth hätten, mit der Presse anzubinden. Schlimm genug, denn was z. B. „Gazeta da Tarde“ an Herabwürdigung Alles und Aller leistet, die eine hohe Stellung einnehmen, streift ans Fabelhafte. Herr Patrocinio hat jetzt mit dem Kaiser persönlich angebändelt und zwar in der insolentesten Weise, die man sich nur denken kann; thäte er Das in einer x-beliebigen Republik, so sässe er sicher nicht hinter dem Holzgitter der Journalistenloge in der Assembléa, sondern hinter dem Eisengitter eines guten Gefängnisses.

Alles, was recht ist; der Kaiser ist der erste Beamte Brasiliens und kann getadelt werden, verdient es auch wohl oft genug, was seine Politik anbetrifft; er ist aber ein Ehrenmann und eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, und es berührt wirklich höchst unangenehm, wenn man einen solchen Mann in so unfläthiger Weise angegriffen sieht.

Doch genug für heute; ich ziehe morgen früh um nach dem „Grand Hôtel“ in Botafogo und muss packen.

Rio, 28. Mai 1883.

25.

Da bin ich ja wieder in nächster Nähe meines alten, kahlköpfigen Freundes Zuckerhut, der immer noch so windschief steht, wie zu jener Zeit, als ich als kaiserlich brasilianischer reitender Kanonier zu Fusse in der Kaserne von Praia Vermelha lag .... Ich bin nämlich seit drei Tagen umgezogen und befinde mich jetzt im „Grand Hôtel" in der Rua Marquez de Abrantes, fast am Ende von Botafogo, nicht auf Kanonenschussweite von der Kaserne von Praia Vermelha. Eine herrliche Wohnung, ein Palais im wahren Sinne des Wortes. Es ist die bekannte „Chacara das Mangueiras", einstens das grossartigste, heute unbedingt noch das stylvollste Palais von Rio, in dem einstens Paraná, Itaborahy, der Gesandte Nóel mit seiner schönen Gattin, der russische Botschafter, der englische Gesandte etc. in nicht unterbrochener Reihe wohnten, bis es Conde d'Eu kaufte und mit praktischem Sinne dem jetzigen Inhaber Herrn Aurelio Vidal zum Hôtel vermiethete. Das Haus liegt weit zurück von der Strasse, wo ein Thor mit zwei Pavillons steht. Durch dasselbe tritt man in die herrlichste Mango-Allée, die Rio besitzt und die mindestens drei Quadras lang ist. Neben ihr läuft eine Eisenbahn mit automatischem Trolly, den die Gäste bei Regenwetter benutzen. Unter den Jahrhunderte alten Mangueiras geht man nun zum Hause, zu dem eine grosse Freitreppe aus weissem Marmor in fünf Absätzen (nach dem Vorbilde der Treppe von Versailles) hinaufführt; Tritonen werfen hohe Wasserstrahlen in die Luft; Marmorbänke mit Muschelschmuck, Grotten mit Springbrunnen, Vasen mit tropischen Gewächsen schmücken die Seitenwände der grossen Treppe, die auf eine grosse, mit Marmormosaik gepflasterte Esplanade führt, auf die sich der grosse Saal des Hauses in der ganzen Ausdehnung derselben öffnet. Hier wird bei gutem Wetter gegessen. Es ist ein Riesensaal mit grossen, weiten Bogenfenstern, die nach allen Seiten hin einen grossartigen Blick



Die Vorstadt Botafogo.

auf die schönste Gegend der Welt gewähren: Gerade vor uns der Zuckerhut und das Meer; dort die Gloria; hier der Bico de Papagayo und der Corcovado . . . . . Das Haus liegt auf dem Niveau der Wipfel der hundertjährigen Bäume, so dass man über dieselben weg das Meer sieht und die frische Brise von demselben empfängt. Die ganze Einrichtung des grossartigen Hôtels ist vortrefflich. Die Zimmer sind brillant möblirt; ausgezeichnete Betten, aufmerksamer Dienst, Gasbeleuchtung, Bäder, Telephonleitung etc. — Alles ist da; Tisch und Wein sind gut, es ist eben ein Hôtel ersten Ranges und zwar speciell das Hôtel, welches die Riograndenser vorziehen: Hier hat Avila monatelang gewohnt, ebenso früher Silveira Martins, mein verstorbener Freund Hermann Hasslocher, die Herren Breyer und Bromberg mit ihren Familien, José Carvalho Bastos und viele andere Riograndenser. Jetzt wohnen hier: unser kleiner, aber energischer Minister Maciel, Camargo und ich.

Ein Tisch in der Mitte des Salons vereinigt dort täglich zum Frühstück und zum Diner Maciel, den Ackerbauminister Penna, die Generaldeputirten Camargo, Rodrigues Peixote und Candido de Oliveira, und mich; oft erscheinen auch Silveira Martins, Gustavo Macedo u. A. und die Unterhaltung ist stets eine höchst animirte. Die wichtigsten Fragen der politischen Lage werden da besprochen und hin und her erörtert, während andererseits auch manches witzige und geistreiche Wort fällt. Ueber den riograndenser Minister sage ich nichts, denn er ist dem grössten Theile der Leser aus der Assembléa Provincial genügend bekannt; dahingegen will ich ihnen den neuen Ackerbauminister Penna, den Nachfolger meines Freundes Avila, vorstellen. Penna ist ein junger Mann von circa 30 Jahren, eher klein als gross (wenn auch grösser als Maciel), eine elegante Figur mit einem energischen Zug im Gesicht. Er ist dem Publikum gegenüber ebenso kurz angebunden, wie er im intimen Kreise expansiv und liebenswürdig sein kann. Mit den Pflichten seines Amtes nimmt er es sehr ernst und ist von einer Ehrlichkeit, die über jeden Zweifel erhaben ist. Man behauptet, der Kaiser habe ihm gerade deshalb das Porte-

feuille des Ackerbaues bestimmt, trotzdem es ja sein Specialität nicht gerade ist. Er ist aber fleissig, hat den besten Willen, studirt die Fragen und löst sie erst nach reiflicher Ueberlegung; es ist von ihm also viel Gutes, wenn auch vielleicht nicht viel Wichtiges für Colonisation zu erwarten, denn dieses Ressort seines Amtes scheint ihn viel weniger zu interessiren. Freilich, er ist Mineiro, kennt nichts von Colonisation und hat daher nicht das mächtige Interesse Avila's, der entschieden der beste Agriculturminister gewesen ist, den das Land bisher gehabt hat. Es ist weidlich über ihn geschimpft worden, er vertheidigt aber alle seine Handlungen mit grösster Energie und niederschlagenden Beweisen im Senat, und die Schimpfer müssen stets wieder anerkennen, dass sie Unrecht hatten, d. h. die halbwegs anständigen Schimpfer, denn die anderen — lügen eben weiter. Unter dem ganzen Personal des Ministeriums ist wohl kein Mensch, der Avila's Rücktritt nicht bedauert; ebenso bedauern ihn alle Unternehmer, Ingenieure u. s. w., denn er war gerecht, thätig, stets zugänglich und hatte aufrichtiges Interesse für alle die wichtigen Fragen, die von seiner Beschlussfassung abhängig waren. Der riograndenser Minister hat einen vortrefflichen Namen hinterlassen und es wird noch oft genug an ihn gedacht werden, wenn Andere Schwierigkeiten schaffen und den ganzen Geschäftsgang unsinnigerweise erschweren, wie es leider nur zu oft geschieht. Was nun unsern kleinen Maciel, den „niedlichsten Minister“ Brasiliens, anbetrifft, so zeigt er einen Ernst und eine Energie, die seiner grossen geistigen Natur entsprechen. Dass Maciel, nach Martins, das grösste Talent der liberalen Partei auch als Redner ist, wissen meine Leser; dass aber in seinem kleinen Körper eine Energie steckt, die der des Staatsraths Gaspar gleichkommt, wissen Viele wohl nicht. Maciel ist ein Mann von Charakter und Ueberzeugung; er ist das Musterbild eines constitutionellen Ministers und hat als solcher das Vollbewusstsein seiner Verantwortlichkeit. So hat er gleich in den ersten Tagen seiner Amtsthätigkeit bewiesen, wie ernst er es nimmt mit Allem, was auf sein Amt Bezug haf. Da war bekanntermassen der Pädagogische

Congress im Gange (er sollte heute eröffnet werden); als Maciel aber den Casus bei Licht besah, stellte es sich heraus, dass die auf circa 59 Contos steigenden Ausgaben nicht gesetzlich ermächtigt waren. Infolgedessen verschob Maciel den Zusammentritt des Congresses und verlangte von der Kammer den nöthigen Kredit, da er keine Ausgabe macht, die nicht gesetzlich dekretirt und autorisirt ist. Bedenkt man, dass der Kaiser sich sehr für die Sache interessirt, dass sein Schwiegersohn Präsident des Congresses ist und dass sich hier schon viele Abgesandte befinden, auch die pädagogische Ausstellung bereits stark beschickt ist, — so begreift man die Tragweite dieses Beschlusses, der wie eine Granate in der Kammer platzte. Der Kaiser soll sich erboten haben, die Ausgaben zu tragen, aber Maciel wird trotzdem erst gesetzliche Ermächtigung für Abhaltung des Congresses einholen. Dieser Vorgang wird natürlich nach allen Seiten hin diskutirt, gibt dem jungen Minister aber entschieden ein bedeutendes Relief.

Rio, 1. Juni 1883.

26.

Heute war ich im Museum. Die Zeit meiner Abreise kommt heran, und bisher habe ich nur wenig von Allem gesehen, was ich sehen muss, um an meine Leser berichten zu können. Vor Allem lag mir das Museum, die Schöpfung meines Freundes Ladislau Netto, am Herzen, der mich schon oft aufgefordert hatte, meine Besuche in seinem Etablissement zu beginnen. Ich ging also heute um 10 Uhr nach dem Museum, welches sich in einem grossen, alterthümlichen Gebäude am Campo de Sant'Anna befindet. Das Gebäude ist gross, solid gebaut, aber nichts weniger als schön und schon längst unzureichend für alle die herrlichen Schätze, die es birgt.

Ich suchte Ladislau Netto, den General-Direktor des Museums, in seiner Wohnung auf, die die eines wahren

Sammlers ist, nämlich voll von interessanten Gegenständen, unter denen aber den Ehrenplatz über dem Sopha im Empfangssalon das Ehrendiplom einnimmt, welches ihm vom Berliner Vereine für Fischerei etc. bei Gelegenheit seiner Ausstellung zugeschickt wurde, die Netto in reichem Masse beschickt hatte. Der ebenso talentvolle wie liebenswürdige Mann übernahm es, mich persönlich zu führen, und aus seinem Saal traten wir gleich in den berühmten Salon der „Mundurucus", des wildesten und kriegerischsten aller brasilianischen Indianerstämme, der sich auch in Gewohnheiten, Gebräuchen, Waffen und Schmuck am meisten den grossen Stämmen Nordamerikas nähert. Welcher Reichthum an ethnologischen Schätzen in diesem einen Saale! Ich müsste vier oder fünf Artikel schreiben, wenn ich diese Schätze nur annähernd beschreiben wollte. (Ich muss hier noch vorausschicken, dass das Museum seit der Anthropologischen Ausstellung noch nicht geordnet und daher auch dem Besuche des Publikums nicht zugänglich ist.) In dem erwähnten Salon reiht sich nun Schrank an Schrank, und alle enthalten die seltensten ethnologischen Gegenstände, die fast alle von den Mundurucus herrühren. Da sind Massen von Bogen und Pfeilen aller Grösse, Vara-Páos (Keulen), mit denen sie die Feinde erschlagen, Lanzen, die sie im Kriege führen, Pusterohre, mit denen sie Vögel tödten; Hunderte von bunten Ornaten aus Vogelfedern, von der Federkrone auf dem Kopf bis zum Arm- und Fussring aus Federn; Musik-Instrumente von den wunderbarsten Formen. Die grösste Seltenheit bilden aber die Trophäen der todten Feinde, die die grössten Chefs führen. Es macht wirklich einen ganz merkwürdigen Eindruck, wenn man da eine Art von Mico-Köpfchen sieht, mit lang herabfallendem Haar, und erfährt, dass es der eigenartige Skalp ist, welchen die Mundurucus aus dem Kopf des gefällten Feindes bereiten. Sie ziehen nämlich nicht — wie die nordamerikanischen Indianer — einfach die Kopfhaut ab, noch begnügen sie sich mit den Ohren, wie die Indianer am obern Paraguay: Der Mondurucu schneidet dem todten Feinde den Kopf ab, nimmt die Knochentheile heraus, wendet die Haut dann um

und entfernt mit Taquaramessern dieganzenFleischtheile, so dass nur die Haut übrig bleibt. Diese reibt er dann mit Andiroba-Oeleinund hängt sie zum Trocknen in die Sonne, nachdem er sie mit Bast etc. ausgestopft hat. Die Einen beschränken sich darauf, die Köpfe so zu trocknen, ohne sie zu reduciren; die Finesse der Kunst aber und die höchste Wonne der Rache ist: die Köpfe zu verkleinern, bis sie nur so gross wie ein Mico-Kopf bleiben. Nachdem nämlich die erste Oelung abgetrocknet und die Haut schon mehr zusammengeschrumpft ist, wird sie von Neuem mit Andiroba-Oel eingerieben, wieder der Sonne ausgesetzt und so fort bis sie nicht mehr einschrumpfen kann. Auf diese Weise präpariren die Mundurucus die Köpfe ihrer Feinde, und ich sah im Museum einen, der wirklich nicht grösser als der Kopf eines kleinen Mico (Affen) war und doch einem circa 20jährigen Manne angehört hatte, auf dessen zusammengeschrumpfter Oberlippe man noch die ersten Sprossen des Bartes sieht. Das lange, glänzend schwarze Haar hängt weit herunter, Nase, Mund, Ohren und Augenhöhlen sind wohlerhalten



Mumificirter Kopf im Museum von Rio.



Durch die Mundurucus mumificirter Kopf eines 19-jährigen Mannes.

(1/3 der natürl. Grösse.)



Ein Mundurucu im Kriegsschmuck.
(Zeichnung des Museums in Rio.)

und durch die Lippen sind Fäden gezogen, die sie zusammenhalten. Es ist geradezu ein Kunstwerk, dieser so präparirte Kopf, und die Kunst der Egypter erscheint gewaltig klein gegenüber dieser Leistung der Wilden. Von dieser Sorte, die sehr selten ist, befindet sich nur ein Exemplar im Museum, dahingegen mehrere von den in natürlicher Grösse präparirten Köpfen, die grauenhaft aussehen, und denen die Indianer, zur Erhöhung des Effektes, Raubthierzähne in die Augenhöhlen setzen. Die so präparirten Köpfe der Feinde führen sie dann als Trophäen auf Lanzen mit sich, und je mehr ein Mann davon besitzt (natürlich eignes Werk), um so grösser ist sein Ruhm. So wild und blutgierig die Mundurucus sind, so sind sie doch unbedingt derjenige wilde Stamm, der am besten in Ornaten

arbeitet, denn ich sah im Museum ganz prachtvolle Arbeiten in Kopfputz, Gürtelschürzen etc. Ich werde diesen Saal noch öfter besuchen und auch noch eingehender darüber berichten. Für jetzt muss ich meine Wanderung mit dem Direktor beschreiben.

Wir besuchten nun die Säle der Töpfer-Arbeiten, wo ebenfalls gewaltige Schätze aufgespeichert sind: thönerne Gefässe aller Art, Götzenbilder aus Thon, Graburnen in den wunderbarsten Formen etc. Da giebt es Götzenbilder mit rein japanesischen Zügen; andere, die den Götzen der Buddhisten ähnlich sehen, — kurz, eine unendliche Varietät von derartigen Arbeiten, die auf eine hochentwickelte Industrie in dem Genre hinweisen. Da sind Geschirre mit vollendet schönen Zeichnungen dabei, andere von Formen, die von denen des europäischen Alterthums copirt scheinen etc. Wir gingen nun in den Saal Lund, wo Skelette und Schädel von Bugres aufgestellt sind, unter ihnen der berühmte fossile Schädel von Lagôa Santa, — lauter Gegenstände, die ich noch einer nähern Prüfung resp. Besprechung unterziehen werde, und sodann gingen wir über zu der grossen Sammlung von Steinwaffen und Geräthschaften aller Art, die ich dieses Mal auch nur flüchtig besehen konnte, und unter denen sich ebenfalls die seltensten Formen befinden. Eine besonders interessante Seltenheit fand ich dort, nämlich ein Steingeräth, welches einen Schollfisch (linguado) repräsentirt und zwar in vortrefflicher Ausführung. Dasselbe soll aus Rio Grande gekommen sein, doch glaube ich nicht daran; wohl mag es jetzt aus Rio Grande gekommen sein, gefunden wurde es aber jedenfalls in Sambaquys (Muschelhaufen) einer andern Provinz. Direktor Netto zeigte mir noch die Proben der Illustrationen des in Druck befindlichen Kataloges der Ausstellung, die im Museum selbst und unter seiner Leitung (er selbst zeichnet die Croquis auf dem Blatt) von deutschen Xylographen vortrefflich ausgeführt werden. Ich begab mich nun, geführt von dem betreffenden Sektions-Chef Dr. Freitas (dem Begleiter des verstorbenen Hartt), in das untere Stock, wo ich zuerst das vortrefflich eingerichtete und von dem berühmten Dr. Lacerda (dem Entdecker des Antidots

gegen Schlangengift) geleitete physiologische Laboratorium besuchte. Dr. Lacerda empfing mich in freundlichster Weise und ich wohnte verschiedenen höchst interessanten Experimenten mit Schlangengift und Gegengift, sowie der Vivisektion eines Kaninchens bei, wurde auch von ihm mit allen seinen Broschüren und Relatorien über die Arbeiten des Instituts beschenkt. Dasselbe ist brillant eingerichtet und enthält die neuesten Instrumente, viel mehr wie die Medizinschule. Von dort begaben wir uns nun in Dr. Freitas' Dominium, nämlich in die mineralogische und paläontologische Abtheilung. Und abermals — welche grossen Schätze! Die mineralogische Sektion ist weniger interessant; sie ist sehr vollständig in Specimina aus Europa und Nordamerika, enthält aber wenig aus dem Lande selbst, so z. B. nur einen fossilen Pflanzenabdruck, wo es doch viele Hunderte gibt. Aus unserer Provinz sind Mineralien von Lavras und Kohlen von S. Jeronymo (mit Bohrproben etc.) vertreten, sonst nichts. Aus mancher andern ist gar nichts da. Dahingegen ist die Sektion der Diamanten höchst interessant und lehrreich, da Specimina von dem Erdreich der hauptsächlichsten Fundorte und Copien der grössten gefundenen Diamanten vorhanden sind. Die Sektion der Edelsteine und Topase aus Minas ist auch sehr interessant. Am meisten aber interessirten mich die Reste vorweltlicher Thiere, die in grosser Zahl vorhanden sind: Megatherium, Mylodon, Toxodon und Glyptodon. Der grösste Theil ist hier noch nicht qualificirt, doch ist es zweifellos, dass die vorhandenen Reste jenen Gattungen angehören. Ich fand dort auch einen andern Theil meines vorweltlichen (beim Ausstellungsbrande verloren gegangenen) Thieres von Pedras Altas; Dr. Hilario Gouvêa hatte ihn aus Pelotas erhalten; existirte mein Theil davon noch, so hätte man das Bild des Thieres fast zusammenstellen können. Schicksals oder — anderer Leute Tücken! Die paläontologische Sammlung ist überaus reich, und in ihr hat Dr. Hartt sich ein ewiges Monument gesetzt und der Wissenschaft enorme Dienste geleistet, denn er hat Hunderte und Aberhunderte von neuen Gattungen vorweltlicher Organismen entdeckt und classi-

ficirt, die alle dort in vortrefflicher Ordnung aufgestellt sind. Auch diese Säle werde ich noch öfters besuchen, denn sie enthalten gar viel des Interessanten und Wissenswerthen.

Es war 2 Uhr, als ich das Museum verliess, und die Zeit war mir im Fluge vergangen.

Ladislau Netto leistet dem Lande einen grossen Dienst, indem er diese Schätze alle der Wissenschaft rettet und erhält. Als er die Leitung des Etablissements übernahm, war fast nichts vorhanden. Heute ist Alles noch ungeordnet, in chaotischer Form, aber schon sieht man, wie die Ordnung einzieht in diese Hallen, die in nicht gar ferner Zeit von unendlichem Interesse für alle Männer der Wissenschaft sein werden, die Brasilien besuchen.

Rio, 1. Juni 1883.

27.

Ein Abend in der „Germania“ . . . Also endlich ist es mir möglich gewesen, auch die deutsche Gesellschaft von Rio kennen zu lernen. Ich erhielt nämlich eine Einladung zu dem ersten, gestern stattfindenden Gesellschafts-Abend der hiesigen „Germania“, der ältesten deutschen Gesellschaft Rios, die eng verwachsen ist mit der Geschichte des hiesigen Deutschthums in seinen ersten Anfängen, und leistete derselben Folge.

Die Gesellschaft besitzt ein grossartiges Lokal in der Rua d'Alfandega, ein grosses massives Gebäude mit zwei Stockwerken, die von der Gesellschaft benutzt werden. In der ersten Etage sind die Ball- und Gesellschaftsräume, Buffets, Ess- und Spielzimmer, in der oberen Billardzimmer und Bibliothek. Das Haus ist nicht neu, die Einrichtung ist aber vortrefflich und die Gasbeleuchtung ausgezeichnet. Der für mich unbedingt interessanteste Theil ist der grosse Bibliotheksaal, in dem eine Zahl von Glasschränken mehr als 8000 Bände enthalten, die die herrliche Bibliothek des

Vereins bilden, wohl die grösste deutsche Bibliothek in ganz Südamerika. Zwei gewaltige Lesetische nehmen die Mitte des Saales ein, und auf ihnen liegen Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Sprachen, sowie Prachtwerke etc. zur Benutzung aus. Die Bibliothek wird permanent vermehrt und erhält von drüben alle erscheinenden Novitäten, die von belletristischem oder wissenschaftlichem Belang sind. Für die Deutschen von Rio ist die Bibliothek der „Germania“ ein grosser Vortheil, und auch dem besuchenden Fremden bietet sie erwünschte Unterhaltung. Herr Repsold, Schwager meines alten Freundes Dr. Blumenau und Vertreter von Krupp, hatte die Güte, mich an der Treppe zu empfangen und mich in die heiligen Hallen zu führen, wo man Hut und Stock, Rock und Mantel ablegt. Dann zeigte er mir das ganze Lokal, und in der Bibliothek trafen wir meinen verehrten Freund Baron von Tautphöus, den vorzüglichen Lehrer, der seit 41 Jahren die Jugend von Rio erzieht und unterrichtet und als hochgelehrter Mann und ausgezeichneter Charakter in allen Classen der Gesellschaft die höchste Achtung geniesst. Ein ruhiger, prächtiger alter Herr, dem man seine 70 Jahre nicht ansieht, und der heute noch zu Fuss auf den Corcovado geht. Er hat in seinem Vaterlande (Bayern) Jus studirt und entfloh der damaligen Demokratenriecherei (er war überzeugungstreuer Burschenschafter), indem er nach Brasilien auswanderte, wo er nunmehr seit 41 Jahren Lehrer ist. Früher hat er mit glänzendsten Erfolgen grosse Schulen geleitet, jetzt ist er Professor am Imperial Collegio Pedro II. und steht, wie schon weiter oben bemerkt, in allen Kreisen in höchster Achtung, die er ebenso durch sein tiefes Wissen wie durch seinen makellosen Charakter verdient. Nach einer längeren interessanten Unterhaltung in der Bibliothek gingen wir hinunter, denn der Vortrag hatte bereits begonnen. Dieser wurde von einem jungen deutschen Chemiker, Dr. Anscheit, gehalten und behandelte die Gegenwart und Zukunft der Chemie in Brasilien. Der junge Mann sprach nicht gerade besonders gut, und was er sagte hatte auch nicht immer Hand und Fuss, man hörte ihm

aber mit Wohlwollen zu, und es wunderte mich vor Allem, dass die Damen es über sich gewannen, diesem für sie gewiss nicht interessanten und erquicklichen Thema gewissenhafte Aufmerksamkeit zu schenken. Uebrigens wurde der Vortrag abgebrochen, weil sich der Redner plötzlich unwohl fühlte, und ich glaube nicht, dass die Unterbrechung im Allgemeinen unerwünscht kam, obwohl man ja selbstverständlich den Redner ob seiner plötzlichen Erkrankung bemitleidete. Kaum war der Vortrag vorbei, als auch schon die treffliche (uns Porto-Alegrensern wohlbekannte) deutsche Kapelle ihre schmetternde Aufforderung zum Tanz ertönen liess, und bald wirbelten in den beiden nicht grossen Sälen (denn einen eigentlichen Tanzsaal hat die Gesellschaft nicht) die Paare dahin und drehten sich in den eleganten Windungen des Tanzes. Herr Repsold und der alte Baron führten mich zum Buffet, wo wir einige Seidel „Culmbacher vom Fass" genossen und uns sodann in das anstossende Conversationszimmer zurückzogen, wo sich bald eine animirte Unterhaltnng entspann. Dort wurde mir der Präsident der Gesellschaft, Herr Weber, vorgestellt, ebenso Herr Joppert, Herr Fr. Palm und viele andere Herren aus dem deutschen Kaufmannsstande von Rio, denn die „Germania" ist hier die Gesellschaft der exklusiven kaufmännischen Kreise. Alle diese Herren waren ausserordentlich liebenswürdig gegen mich und ich unterhielt mich vortrefflich mit ihnen. Mich selbst kannten die Herren alle dem Namen nach, dahingegen fand ich fast bei Allen eine absolute Unkenntniss der Verhältnisse in Rio Grande und merkte so recht, wie unsere dortigen Kämpfe doch nur Stürme im Glase Wasser sind, denn hier sind sie fast gänzlich unbekannt. Wurde ich doch hie und da gefragt, wie es Herrn Soundso ginge, und auf meine ablehnende Antwort fragte man mich ganz verdutzt, ob wir uns denn nicht gut ständen? Rio ist eben ein Welthandelsplatz, und da hat der Kaufmann keine Zeit, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern. Uebrigens bin ich hier in Rio abermals auf meinen Doppelgänger vom deutschen Journalistentag gestossen. Damals nämlich wurde mir von mehreren Seiten aus Deutschland zu meiner grössten

Verwunderung mitgetheilt, dass ich auf dem deutschen Journalistentag gewesen sei, und es stellte sich schliesslich heraus, dass dort wirklich Jemand unter meinem Namen erschienen war. Hier habe ich nun die Spur jenes Jemandes ebenfalls gefunden, denn ich erfuhr von Herrn Fr. Palm zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass ich kurz vor jener Zeit in Rio und im Hôtel Wals wohnhaft gewesen sei, wo er „mein“ Tischnachbar gewesen. Nun, ich war es nicht, und so muss es wohl ein Anderer gewesen sein, der unter meinem Namen gereist ist. Doch zurück zum Gesellschafts-Abend der „Germania“: Es ging dort just her, wie bei uns auch: in den Pausen kamen die Damen an den Armen ihrer Cavaliere ins Conversationszimmer und — nahmen einen Schoppen „Culmbacher“, wobei die allgemeinste Heiterkeit und Fröhlichkeit ohne eine Spur von ceremoniellem und steifem Tone herrschte. Ich hatte bisher in Rio nur sehr wenige einigermassen hübsche Damen-Erscheinungen gesehen, denn im Grossen und Ganzen gibt es hier ungemein viel hässliche Frauen und Mädchen; fast alle sind schmächtig gebaut, mager und blass, so dass ich wirklich eine recht ungünstige Meinung von der Schönheit der hiesigen Damen gefasst hatte. Von diesem Urtheil hat mich das Kränzchen der „Germania“ zurückgebracht, denn ich habe da viel Jugend und blühende Schönheiten gesehen. Prächtige, gesunde Figuren, frische Farben, Lebenslust und ungenirte Fröhlichkeit, dabei geschmackvolle, aber bescheidene Toiletten, machten das Bild des Saales zu einem reizenden, und ich muss gestehen, dass einige wirkliche Schönheiten unter den Damen waren. Nachdem wir noch ein Stündchen mit Freund Jansen in der Bibliothek verplaudert hatten, empfahl ich mich den Herren Baron von Tautphöus und Repsold und machte mich auf den Heimweg nach der Rua d'Uruguayana, wo ich den Bond für Botafogo nehmen musste. Es war 11 Uhr Nachts, und die Fahrt nach Botafogo war sehr hübsch, da der Himmel sternenhell war und jetzt, in der Nacht, eine gesunde trockne Kälte (nach hiesigen Begriffen nämlich) den feuchten Nebel des Morgens substituirt hatte.

Das also war der Verlauf meines Besuches in der „Germania“.

Rio, 3. Juni 1883.

28.

Heute Morgen war ich an Bord des „Rio Negro“, der um 10 Uhr nach Rio Grande auslief. Ich begleitete einen Freund an Bord, und mit unserer Dampfbarkasse fuhren wir vom Quai der Alfandega ab, und hatte ich Gelegenheit, die gewaltigen Gebäude dieses Etablissements zu sehen, welches schon mehr als 10,000 Contos de Reis (M. 20,000,000) verschlungen hat und mit dem noch immer Geld ausgegeben wird, da man immer noch anbaut. Daher kommt es auch, dass keine Harmonie in dem gewaltigen Gebäude-Complex ist, der verschiedene Style zeigt. Der Quai mit dem dazu gehörigen Canal, in dem grosse Schiffe ankern können, ist eine sehr hübsche Arbeit und hat ein Werk ersten Ranges in der eisernen Brücke, die ihn mit den Magazinen verbindet. Diese geht über den Canal und kann zurückgezogen werden, sobald es nöthig ist, dass Schiffe passiren. Diese mechanische Brücke soll circa 1000 Contos gekostet haben, allerdings ein etwas theures Vergnügen. Auch an den Regierungswerften fuhren wir vorüber: Augenblicklich wird der Rumpf für eine neue Corvette gebaut, und es macht Vergnügen zu sehen, wie tüchtig dort gearbeitet wird; freilich die beiden Schiffsbauer Level und Trajano sind ganz vorzügliche Männer, und ihnen danken die Werften der Regierung gar viel. Dort liegt auch das von der betreffenden Commission verurtheilte Panzerschiff „Bahia“, welches noch ganz gut sein soll; mit neuen Kesseln und einigen sonstigen Ausbesserungen hätte es noch 20 Jahre dienen können, aber — die Käufer alter Schiffe wollen auch leben, und das schöne Geschäft, welches der Käufer der alten Fregatte „Constitution“ gemacht hat, der 40 Con-

tos für dieselbe gab und im Raum allein für 80 Contos Eisen als Ballast fand, hat vielen Leuten den Mund wässerig gemacht, so dass der selige Hannibal Fischer hier an seinem Platz sein würde, sintemalen man in nächster Zeit wohl so viele Kriegsschiffe als möglich unter den Hammer bringen wird. Es ist ein eigenthümliches Land, dieses Brasilien: was unvernünftige Wirthschaft nur leisten kann, wird gemacht; aber das Land ist so kolossal reich, dass es eben gar nicht zu ruiniren ist. Wäre es überhaupt zu ruiniren, so hätten es die Menschen schon längst unter den Hammer gebracht, gerade wie die alte „Constitution". Uebrigens ist es Pflicht zu bemerken, dass das neue Ministerium sich in dieser Hinsicht vortheilhaft auszuzeichnen scheint vor allen seinen Vorgängern, denn es hält streng an dem Prinzip fest, keine Ausgabe zu machen, die nicht speciellerweise im Budget aufgeführt ist. Viele bereits dekretirte Ausgaben sind zurückgenommen worden, ausserordeutliche Gratifikationen, die verfügt waren, wurden nicht gezahlt, und Staatsrath Maciel hat sogar einen Lieblingsplan des Kaisers durchkreuzt, weil die bezügliche Ausgabe nicht autorisirt war. Dieses energische Vorgehen unseres kleinen Ministers ist so selten hierzulande, dass ich nicht umhin kann, näher darauf einzugehen.

Die Abhaltung eines „Pädagogischen Congresses" ist ein Lieblingsplan des Kaisers und könnte auch dem Lande sicher manchen Nutzen bringen. Der Plan wurde also inscenirt; der Prinz-Gemahl Graf v. Eu wurde zum Präsidenten, des Kaisers alter ego Bom Retiro zum Vice-Präsidenten ernannt, und die Arbeit ging los. Am 1. d. M. sollte der Congress zusammentreten, und schon waren viele Abgesandte aus den Provinzen hier, als Maciel am 21. vor. Mts. sein Amt antrat und gleich am ersten Tage verificirte, dass die sich auf 58 Contos belaufenden Ausgaben mit dem Congress nicht gesetzlich autorisirt waren. Er kam nun bei den Kammern um die nöthige Autorisation ein und vertagte zu gleicher Zeit den Zusammentritt des Congresses, bis diese gegeben sei. Seinem Vorgänger hatte der kaiserliche Wunsch genügt, um ungesetzliche Ausgaben zu machen;

der riograndenser Minister will aber mit dem Gesetz gehen und abstrahirte ganz vom Wunsche des Kaisers. Infolge dieses Vorgehens des Ministers trat Graf v. Eu mit dem ganzen Vorstand zurück, und Se. Majestät der Kaiser liess erklären, er würde die Kosten aus seiner Privatchatoulle decken. Der Minister aber blieb fest und erklärte, der Congress könne überhaupt nur stattfinden, wenn er gesetzlich ermächtigt sei, — gewiss ein seltenes Beispiel von Unabhängigkeit. Wenn das Ministerium so fortfährt, wird es bald die Sympathie des ganzen Landes erwerben.

Doch zurück zum „Rio Negro“: So klein nun dieser Dampfer ist (er soll der schnellste der Linie sein, ist aber auch der kleinste), so konnte ich mich dennoch eines tiefen Bedauerns nicht erwehren, wieder an Land zurückkehren zu müssen. Am liebsten wäre ich gleich mitgefahren. Es war ein geradezu wehmüthiges Gefühl, mit dem ich daran dachte, dass dieses Schiff, auf dem ich mich befand, in 5 Tagen in Rio Grande einlaufen würde .... Wie schön, wenn ich jetzt schon die Reise machen könnte; doch noch halten mich hier einige Angelegenheiten zurück, mit denen ich meinen „Freunden“ ein besonderes Vergnügen zu machen gedenke; sobald diese liquidirt sind, gehe ich zurück nach unserm schönen Rio Grande, wohin mich alle Affektionen meines Herzens ziehen.

. . . .

Rio, 6. Juni 1883.

29.

Die Münze von Rio, die der bedeutende riograndenser Ingenieur Dr. Sobragy leitet, ist ein Institut ersten Ranges, wie ganz Südamerika kein zweites besitzt. Schon das herrliche Gebäude am Campo de Sant'Anna in der Nähe des Senats, welches mitten in üppig grünenden Gärten liegt

und ganz aus Granit und Marmor construirt ist (es hat 1400 Contos oder M. 2800000 gekostet), ist ein Unikum in der südlichen Hälfte unseres Welttheiles. Dr. Sobragy leitet die Münze seit 1876 und ihm dankt dieses Institut den grossen Aufschwung, den es genommen hat. Staatsrath Sobragy, der meinen Besuch schon seit Tagen erwartete, empfing mich mit ausserordentlicher Liebenswürdigkeit und legte mir Proben von allen Arbeiten vor. Er hat das Ressort der Stempel- und Postmarken geschaffen und zeigte mir die neuen Stempelmarken von 50$, 40$, 25$, 20$, 10$, 5$, 4$ und 3$000, sowie von 100 Reis, die noch nicht in Circulation sind, und an deren Aufmachung soeben gearbeitet wird. Es werden jährlich für 5000 Contos Stempelmarken gemacht und ungefähr die Hälfte an Postmarken, und die Arbeit ist prachtvoll; auch ist es ihm gelungen, eine Farbe zu combiniren, die sich bei der geringsten Berührung mit Salzsäure verändert, so dass von diesen Marken die Tinte nicht gelöscht werden kann, ohne die Marken zu inutilisiren. Ebenso beschenkte er mich mit verschiedenen Exemplaren von Medaillen, die im Etablissement gefertigt wurden, in Holz gepresst, eine ganz wundervolle Arbeit. Unter diesen befindet sich auch die Medaille unserer Ausstellung. Sodann befahl er dem Vice-Direktor, mich durch das ganze Etablissement zu begleiten, und an dessen Seite trat ich die Wanderung an. Zuerst besuchten wir im obern Stockwerk die Werkstätten der Graveure, worin die Chapas (Platten) für Stempel- und Briefmarken gravirt werden, sowie die Matrizen für Medaillen, Münzen u. s. w. In zwei grossen Sälen arbeiten dort einige 30 vortreffliche Künstler, und die neuesten Guillochir- und andere Maschinen stehen ihnen zur Verfügung. Die Stempel werden in Relief gravirt, dann auf eine schmale Walze übertragen und mit dieser in fortlaufender Reihe auf die Stahlchapa transportirt, die zum Druck dient. Von hier aus besuchten wir den grossen Ehren-Saal des Etablissements, den ein Standbild und eine Büste des Kaisers schmücken, und gingen sodann in das hochinteressante Museum des Hauses, in dem die Wahrzeichen der Münzer-

zunft (Helm und Schwert) bewahrt werden, sowie eine riesige Sammlung von Münzen und Medaillen aus allen Ländern und aus allen Zeiten. Da sind Münzen von Kleopatra's Regierung, etruskische und griechische Münzen, Goldmünzen des Tiberius u. s. w. neben Münzen aus aller Herren Länder im Mittelalter und in der Jetztzeit. Ich hatte nie eine nur annähernd so grosse Münzsammlung gesehen und dieselbe interessirte mich über alle Begriffe. Ausserdem enthält das Museum noch zahlreiche Modelle menschlicher Figuren, Basreliefs, einzelne Glieder des Körpers etc., interessante alte Gewichte und Masse aus der Zeit des D. João VI. u. s. w. Von dort aus traten wir in den Saal, in dem die Sellos (Stempelmarken) perforirt und gummirt werden, eine Arbeit, bei der hauptsächlich Kinder beschäftigt werden. Der Druck der Sellos geschieht in einer andern Werkstätte in den unteren Räumen, wo man gerade an der Arbeit war, auf zahlreichen lithographischen Pressen Estampilhas (Stempel) zu drucken. Hier waren die meisten Arbeiter Deutsche. Diese ganze Markenfabrikation ist von Dr. Sobragy eingerichtet worden, der heute alle Stempel- und Postmarken liefert, deren das Land bedarf, und die es vor Kurzem noch für theures Geld aus Nordamerika importirte. Doch nun zur Münze: Da trat ich in eine wahre Cyklopen-Werkstätte; Gluthöfen auf allen Seiten, mächtige Maschinen zum Heben der riesigen, rothglühenden Schmelztiegel, Maschinen zum Bereiten der Barren u. s. w., geschwärzte Gestalten mit riesigen Fausthandschuhen, die die Schüreisen und Haken regieren, — wie gesagt: eine Cyklopen-Werkstatt. Man war gerade am Fabriciren von Nickelmünzen. In grüner Flamme brannte das glühende Metall im Schmelztiegel, und bald darauf wurde der rothglühende grosse Tiegel herausgehoben und der flammende Strom begann sich in die Maschine zu ergiessen, die die Barren bereitet; auf der einen Seite läuft die glühende Lava hinein, auf der andern kommen die fertigen Barren in wenigen Momenten heraus. Von hier aus gehen sie in das Walzwerk, werden dünn gewalzt, dann kommen sie in eine andere Maschine, die die runden Stücke herausschlägt, die in wieder einer andern

geräudert werden, um dann in einen der zahlreichen Prägstöcke zu kommen, von denen über 30 vorhanden sind. Ich besitze ein Nickelstück, welches in meiner Gegenwart geprägt wurde und alle obigen Prozesse in weniger denn einer halben Stunde durchmachte. Die beiden grossen Räume, in denen diese Maschinen arbeiten, haben eine gemeinsame Transmission, und alle Maschinen werden von einer Dampfkraft von 24 Pferden getrieben. Die betreffende Maschine ist in der Münze selbst gebaut worden, ebenso wie alle Prägstöcke und alle übrigen Maschinen. Es ist darunter nichts aus Europa Gekommenes, und einer der Prägestöcke hat sogar auf der Ausstellung von Philadelphia den ersten Preis erlangt. An diese Räume schliessen sich: die Maschinenbauwerkstätte, die Werkstatt der Monteurs, die Schmiede- und Schlosserwerkstätte, Deposita, chemische Laboratorien, Waage-Räume mit zahllosen Waagen aller Kaliber, die Bureaux mit ihren Beamten, die grossen Packräume, in denen die geprägten Münzen emballirt werden, — kurz, es ist eine ganze kleine Welt, ein wahrer Mikrokosmos, diese grosse Münze mit ihren prachtvollen Einrichtungen. Mir hat es grosse Freude gemacht, dieses herrliche Etablissement zu sehen, und mehr noch die überall herrschende Ordnung und Ruhe, sowie die Freundlichkeit, mit der mir die Chefs der verschiedenen Abtheilungen überall entgegenkamen. Ich kehrte nach einem dreistündigen Aufenthalte in den Räumen des Instituts nach dem Kabinet des Staatsraths Sobragy zurück, der mir noch Specimina von verschiedenen Postkarten, Marken u. s. w. nach erfolgter Inutilisation zum Andenken an den Besuch gab, und trug meinen Namen in das Album der Besucher ein, in dem gar mancher bekannte Name steht.

Es ist wirklich der Mühe werth, dieses Muster-Etablissement kennen zu lernen; das ist wenigstens einmal eine ganze Leistung, etwas wirklich Solides und Praktisches. Und dass der eigentliche Schöpfer des Etablissements, Staatsrath Sobragy, ein Riograndenser ist, trug natürlich noch dazu bei, das Wohlgefallen zu erhöhen, das ich an dem grossartigen Unternehmen fand. Ja, wenn Brasilien

lauter solche Beamte hätte, wie Staatsrath Sobragy, dann würde es anders aussehen in diesem gesegneten Lande.

Morgen werde ich die Kliniken in der Caridade und die medizinische Akademie in Begleitung einiger riograndenser Studenten und speciell des Herrn Wallau besuchen. Ich muss meine Zeit wahrnehmen, denn die Epoche der Abreise naht mit Sturmschritten, und an Heimweh fehlt es mir nicht.

Soeben wurde ich durch den Besuch des neuen Präsidenten von Rio Grande, Staatsrath José Julio, unterbrochen, der mich mit Silveira Martins und dem Minister des Innern, Dr. Maciel, in meinem Zimmer aufsuchte. Wie ich schon zu bemerken Gelegenheit hatte, ist Staatsrath José Julio ein ebenso kluger und bedeutender, als liebenswürdiger Mann, von dem die Provinz die besten Dienste erwarten kann.

Rio, 7. Juni 1883.

30.

Die Zeit der Abreise naht heran, und so beeile ich mich zu sehen, was noch gesehen werden muss. Heute Morgen hat mich mein junger Freund, Herr Carl Wallau, der das vierte Jahr Medizin studirt, abgeholt, um mich nach den Kliniken der Santa Casa und nach der Akademie der Medizin zu begleiten. Wir besuchten zuerst die Santa Casa, dieses Riesen-Etablissement, in dem Betten für 1500—2000 Kranke existiren und in welchem ausserdem täglich Hunderte und Aberhunderte von Kranken untersucht werden und Arzneien geliefert bekommen. Eine Idee von der Grösse und Wichtigkeit des Etablissements gibt der Umstand, dass die Apotheke allein täglich mehr als 1000 Recepte ausführt. Als wir in die grosse Vorhalle traten, waren da Hunderte von Armen, die auf Arznei warteten, und in den fünf Kliniken des Etablissements war es ebenfalls überfüllt von

Kranken, die dort bei den besten Aerzten Rio's Linderung ihrer Schmerzen suchten. Die skrupulöse Reinlichkeit und Ordnung, die in dem gewaltigen Etablissement herrschen, ist fast unglaublich. Ich bin durch eine grosse Zahl von Corridoren und Sälen gewandelt und fand überall die peinlichste Reinlichkeit, auch nicht den leisesten üblen Geruch. Das ist ein unleugbares Verdienst der Charité-Schwestern, die den Dienst als Krankenwärterinnen versehen und die wirthschaftliche Leitung desselben haben. Diese Frauen leisten dort vortreffliche Dienste, und ich will es ihnen gern verzeihen, wenn sie hie und da einen Sterbenden zur Beichte zu bringen suchen, denn Reinlichkeit und freundliche Behandlung der Kranken sind im Hospital entschieden die Hauptsache. Und dafür sorgen sie gründiich, das muss man ihnen lassen.

Die Akademie hat in der Santa Casa eine Augenklinik, eine Klinik für Kinderkrankheiten, eine chirurgische und eine medizinische Klinik, eine Klinik für Frauenkrankheiten und eine für Männerkrankheiten; die Klinik für Geisteskrankheiten ist im Hospiz, die für Obstetrik im Gebärhause der Rua d'Ajuda. Das Hospiz werde ich noch besuchen; die andere interessirt mich nicht. Die Stunde der verschiedenen Kliniken war schon vorüber, als wir ankamen, und nur in der Augenkranken-Klinik fanden wir den Dr. Hilario de Gouvêa noch in voller Arbeit, umgeben von wissensdurstigen Schülern, denen der grosse Arzt die Geheimnisse der Wissenschaft klar legte. Seine rechte Hand in der Augenklinik ist eine Charité-Schwester, Namens Ursula, eine Deutsche, die er gar nicht genug loben konnte ob ihrer Intelligenz und Hingebung. Die vielen Kranken mit verbundenen Augen, die da liegen, machen einen traurigen Eindruck; dahingegen ist entschieden erfreulich zu sehen, wie die Studenten an den Lippen ihres Lehrers hängen, und wie er ihnen die neuesten Prozesse der Wissenschaft mit überzeugender Klarheit darlegt. Der grosse Arzt nahm mich ausserordentlich freundlich auf, zeigte mir Alles und begleitete uns auf unserm Rückweg durch die verschiedenen Säle und Corridore dieses Riesen-Etablissements,

bis zur Thür. Im Vestibul stiessen wir auf die Leiche eines Gelben, der soeben ausgelitten hatte; kein Wunder in diesem Hause, wo fast stündlich Menschen sterben, so enorm ist die Zahl der Kranken. Die Leiche wurde nach dem Depositum gebracht, welches auf der einen Seite des Etablissements ist, während auf der andern die Remisen der Leichenwagen sind, die eine Goldgrube für das Haus bilden. Von der Charité begaben wir uns nach der angrenzenden Akademie, in der gegenwärtig 1200 Studenten immatriculirt sind. Die Akademie hat in letzter Zeit durch Beschaffung alles nöthigen Materials und Erweiterung der Lehrcurse einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen, zu dem auch die Unterrichtsfreiheit beiträgt, die armen Studenten erlaubt, anderweitige Stellungen einzunehmen und zum Examen zu kommen, ohne die Aulas frequentirt zu haben. Leider sucht der Director, Staatsrath Saboia, jetzt diese Bestimmung wieder rückgängig zu machen, doch haben mehr als 800 Studenten in einer Eingabe an den Minister des Innern dagegen protestirt, und allem Anscheine nach wird ihre Bitte erhört werden. Dieselbe ist gerecht, denn die Befreiung vom Collegien-Zwang hat nur Gutes gethan, in keiner Weise geschadet. Dafür hatte ich den Beweis in der ausserordentlichen Frequenz der Studenten in den fungirenden Aulas, wo schon um 8 Uhr Morgens Hunderte von Studenten die Worte der Lehrer hörten oder experimentirten. Herr C. Wallau hatte die Güte, mich durch das ganze Etablissement zu leiten und mit aufrichtiger Freude sah ich die herrliche Ausstattung der verschiedenen Cabinette. Da waren u. A. das zoologische und das botanische Cabinet mit brillanten Sammlungen; das histologische Cabinet, in dessen Aula 70 Studenten mit Mikroscopen arbeiteten; das physiologische Laboratorium, ebenso das physikalische, welches einen wahren Schatz an allen möglichen Instrumenten und Maschinen besitzt. Ferner das Cabinet für organische Chemie, in dem Dr. Freire gerade seine Studien über die Mikrobios des gelben Fiebers an inficirten Hühnern machte, sowie das Cabinet für anorganische Chemie, in dem der bedeutende Chemiker Dr. Ribeiro de Costa arbeitet. Ebenso

interessant und mit allen modernen Hilfsmitteln der Wissenschaft versehen sind die Cabinette für Chirurgie und Zahnarzneikunde. Der Saal für anatomische Studien ist brillant eingerichtet; auf 20 Marmortischen werden dort die Leichen secirt, die die Santa Casa à 7$000 Rs. pro Stück der Akademie ablässt. Natürlich fehlt es dort nicht an Zeichnungen, Skeletten, Reproductionen in Gummi etc., nur Leichen waren noch nicht vorhanden, da die Aula noch nicht begonnen hatte. Bis diese nämlich beginnt, werden die Leichen in Eisschränken aufbewahrt, so dass sie frisch bleiben. Ich sah noch mehrere grosse Hörsäle mit Amphitheatern, auf denen 600—700 Schüler Platz haben, das Secretariat der Akademie, den grossen Thron-Saal, in dem die Grade ertheilt werden u. s. w. Das ganze grosse Etablissement machte einen vortrefflichen Eindruck auf mich, der noch erhöht wurde durch die Lust und Liebe, mit der ich Hunderte von Studenten arbeiten sah, sowie durch die Ruhe und Ordnung, die überall herrschten. Nur auf den Höfen und in den Corridoren standen Gruppen zusammen und discutirten laut die Reglements-Affaire, die allerdings tief einschneidet in die Interessen Vieler, die arm sind und nur studiren können, wenn ihnen auch ferner erlaubt wird, auf eigene Hand zu studiren, so dass sie in anderen Aemtern sich die Mittel zum Unterhalt erwerben können. Vom fröhlichen Leben und dem burschikosen Ton der deutschen Universitäten ist hier wenig zu sehen; die jungen Leute sind ernst und ruhig, man sieht aber, dass sie mit wirklicher Lust und Liebe arbeiten und zum grossen Theile von Wissensdurst beseelt sind.

Von der Akademie gingen wir nach der gegenüberliegenden Bibliothek, die circa 25,000 Bände fachmässiger Werke in allen Sprachen, auch viel sehr Bedeutendes in deutscher Sprache enthält. Die grosse Bibliothek ist sehr gut eingerichtet, nur ist der Raum etwas beschränkt, und es machte mir Freude, so viele gute deutsche Autoren dort vertreten zu sehen. Auch hier waren die Tische dicht besetzt mit jungen Leuten, die eifrig studirten und sich Notizen machten. Die Bibliothek ist ein vorzügliches Hilfsmittel

für die studirende Jugend und entschieden sehr reich, auch an Fachblättern aus aller Herren Ländern. Der grösste Theil der jetzigen Studenten hat grosses Interesse für Naturwissenschaften und sehr, sehr viele sind Darwinisten reinsten Wassers. Der Positivismus, der früher dort stark grassirte, steht jetzt auf dem Aussterbe-Etat und blüht nur noch in der Polytechnischen Schule. Hier, in der Medizinschule, gewinnen Darwin, Häckel und Moleschott täglich mehr Terrain, wenn auch nur in studentischen Kreisen, denn der grösste Theil der Professoren ist noch von der alten Schule, und das Messer, mit dem er die Leichen zerlegt, hat ihm noch nicht gelehrt, dass die Materie eine ist in der ganzen Welt, und dass der Sitz der Seele ebenso wenig auffindbar ist, wie einstens für Laplace der persönliche Gott in den Himmelsregionen des Weltalls. Noch muss ich einen hübschen Zug erwähnen: circa 300 Studenten haben einen Hilfsverein gegründet, der 12 Contos Capital hat und armen Studenten die Matrikel zahlt und sie auch sonst subventionirt. Herr Carl Wallau ist Schatzmeister dieses Vereins, der Zeugniss ablegt von dem menschenfreundlichen und kameradschaftlichen Sinn, der unter den jungen Leuten herrscht.

Doch genug von der Medizinschule; das Thema ist für meine Leser nicht das interessanteste, doch wollte ich nicht unterlassen, darüber zu berichten, da die Akademie ja von entschiedener Wichtigkeit für das Land ist.

Rio, 8. Juni 1883.

31.

Gestern (Sonnabend) war ich zum letzten Male in S. Christovão, um mich vom Kaiser zu verabschieden. Ich fuhr um 5 Uhr vom „Grand Hôtel“ in Botafogo fort und war um $5^3/_4$ in der Quinta. Dieses Mal war die Reihe der Wagen bei weitem länger, und schon im Corridor sah

man eine Menge Uniformen von Offizieren. Es war das Offiziercorps eines Contingents, das nach Pernambuco geht, und die Anwesenheit der vielen schillernden Uniformen und der ordenbedeckten Brüste gab dem Palais einen etwas kaiserlicheren Anstrich als sonst. Von Wachen war auch dieses Mal keine Rede; D. Pedro II. ist kein Fürst, der sich mit geladenen Gewehren, gefällten Bajonetten, gezogenen Säbeln und spionirenden Polizisten zu umgeben braucht; keine Dynamitbombe bedroht seine Existenz, kein Revolver wird für ihn geladen. Sein Volk vergöttert ihn nicht, aber es hasst ihn auch nieht; viele seiner Unterthanen schätzen den wohlthätigen, leutseligen und gutintentionirten Fürsten sehr hoch, er hat sogar — eine Seltenheit bei regierenden Fürsten — einigo wirkliche Freunde; der Rest des Volkes betrachtet ihn als eine Landes-Institution und ist indifferent für seine persönlichen Eigenschaften. Menschen, die ihn wirklich hassen, gibt es nicht, und er verdient wahrlich auch keinen Hass, denn er ist vor Allem ein guter Mensch. Hierzu kommt nun noch, dass unser Volk auch keinen verbissenen Charakter hat; dazu fehlt es eben an einem wirklichen Nothstande im Volke; ganz elend ist hier nur der gänzlich verkommene Mensch, der Trunkenbold oder Vagabund. Wer arbeiten will, findet immer sein tägliches Brod. Es fehlt daher am schlimmsten Element, dem Nothstande; ein verhältnissmässig gut genährtes und bekleidetes Volk, dem das Klima des Landes erlaubt, im Nothfall auf einer Bank im Jardim Publico zu schlafen, wirft nicht mit Dynamit, wohl aber lacht es gern, macht gute und schlechte Witze und respectirt die irdische Majestät nicht allzusehr. Die einzigen „Dynamitbomben“, die sein Volk gegen D. Pedro schleudert, sind die Argriffe der Zeitungen und der beissende Witz der Carrikaturblätter, die allerdings nicht viel Respect vor der kaiserlichen Machtvollkommenheit zeigen, denn noch kürzlich brachte „Revista Illustrada“ den Kaiser im Krönungs-Ornat und auf dem Thronsessel, der von Ratten zernagt wird, während der Kaiser sich mit einem hübscheu kleinen Liebesgott beschäftigt, der ihm auf den Knien sitzt und seine Pfeile

gegen sein altes Herz richtet .... Die Sache liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und war wohl der stärkste Angriff, der dem Kaiser in diesem Genre geworden ist, um so mehr, als böse Zungen behaupten, dass hinter der Maske des Scherzes bitterer Ernst steckt. Enfin, die Wahrheit ist: dass D. Pedro nicht zu den Fürsten gehört, die von ihrem Volke vergöttert werden, dass er aber auch nicht gehasst wird und — ohne Wachen leben kann, trotzdem er ja bekanntermassen gar nicht so unschuldig ist wie er aussieht, denn es wird wenige Fürsten auf der Welt geben, deren Wille so bestimmend eingreift in die Schicksale der Nation, wie der D. Pedro's, der im wahren Sinne des Wortes „herrscht, regiert und verwaltet".

Doch genug von diesem Thema; kehren wir zurück nach S. Christovão und begeben uns hinauf in das Audienz-Zimmer. Dieses Mal war es wirklich überfüllt; mehr als 70 Personen waren zur Audienz erschienen, unter ihnen Senatoren, Deputirte, Generäle, andere hohe Offiziere, Celebritäten der Kunst und Wissenschaft etc. Auch Damen waren wieder in grösserer Zahl vorhanden. Die für die Audienz bestimmten Stunden sind von 5 bis 7 Uhr, und darüber hinaus kann der Kaiser sie nicht ausdehnen, weil jeden Sonnabend Abend Dispacho mit den Ministern ist, d. h. die Vorlagen dieser erledigt werden. Gewöhnlich erscheint der Kaiser um 5 oder kurz nach 5 Uhr, und oft schon ist es Leuten passirt, die um 6 Uhr kamen, die Audienz geschlossen zu finden. Dieses Mal war er nicht pünktlich wie gewöhnlich, denn wir warteten in der Gallerie bis 1/4 7, und als er endlich erschien, drängte sich eine ganze Fluth Menschen ihm entgegen. Den Vortritt haben selbstverständlich die Damen; nachdem diese nun abgethan waren und sich zur Kaiserin begeben hatten, kam eine Commission von Studenten der medizinischen Akademie (in ihrer Reglements-Angelegenheit), mit der sich der Kaiser in freundlichster Weise unterhielt und welcher er versprach, die Angelegenheit genau zu studiren. Sodann traten zwei Generäle heran, die ihm nur die Hand küssten und dann zur Kaiserin gingen. Ebenso schnell wurde ein blasser

Jüngling abgefertigt, der dem Anscheine nach „mit den Göttern wandelt" und eine grosse Rolle Manuskript mit mächtigem grünem Seidenbande überreichte. Nun trat ich vor, und ehe ich noch meine Anrede vollendet hatte, zog er mich an der Hand in den Hintergrund der Gallerie und begann sogleich eine lebhafte Auseinandersetzung, wie angenehm es ihm sei, dass ich noch einmal gekommen, denn er wollte gern noch mit mir sprechen, nicht nur über Angelegenheiten der Provinz, sondern auch über meine „Cartas da Corte" (Briefe vom Hofe) in der „Gazeta", die er alle gelesen habe, wie er überhaupt die „Gazeta" stets lese und in ihr die Bewegung in der Provinz Rio Grande verfolge, Die „Cartas da Corte" seien recht gut und er habe auch gesehen, dass ich mich darin bestrebe, gerecht zu sein. Einzelne Sachen seien aber nicht in der Ordnung; er wolle nicht von einer oder der anderen Wiederholung banaler Phrasen sprechen, die ein geistreicher Mensch dem Journalisten hingehen lassen müsse . . . „Die ein anderer geistreicher Mensch aber nicht hätte schreiben dürfen," unterbrach ich Sr. Majestät, denn ich wusste bereits durch den Ex-Minister Staatsrath Avila, dass eine Phrase in einer der Cartas von ihm als höchst unpassend bezeichnet worden war, und muss gestehen, dass er Recht hatte; das Wort war die Wiederholung einer ganz landläufigen Banalität und es war meiner nicht würdig, es zu wiederholen. Ich gestand das auch freimüthig ein und bemerkte nur zu meiner Entschuldigung, dass jene Carta lange vor dem mir von seiner Seite gewordenen, so äusserst gütigen Empfang geschrieben sei, zu einer Zeit, wo ich infolge gewisser Präcedenzen glaubte persona ingrata bei ihm zu sein.

Er entgegnete: „Ich weiss, ich spreche auch gar nicht davon, das sind Sachen, die in der Presse unterlaufen, aber in Ihrer Carta XIV. sind Sie ungerecht gegen mich gewesen, indem Sie sagten, ich läse Darwin und glaubte doch an den aus Thon geformten Adam der Bibel . . . ."

Ich entgegnete, dass ich dies nicht hätte schreiben können, da mir die grossen naturwissenschaftlichen Kenntnisse Sr. Majestät nicht unbekannt seien. Der Kaiser in-

sistirte und sagte, er könne die Nummer holen, um mich zu überzeugen, wogegen ich natürlich Protest erhob, indem ich erklärte, ich würde die Sache zu Haus verificiren, denn dass jene Phrase nicht von mir geschrieben, dessen war ich sicher, konnte aber nicht weiter darauf bestehen, da Se. Majestät sich ereiferte und immer wieder auf das unter dem Briefe stehende „K." zurückkam. Er fuhr nun fort mir in sehr lebhafter Weise auseinanderzusetzen, wie er sich nie über politische Fragen incommodire, das seien eben Meinungsverschiedenheiten und er respektire jede Meinung; sobald aber seine Person besprochen würde, verlange er Gerechtigkeit von der Presse, und ein Journalist, der so intelligent sei und dem Lande so viele Dienste leiste, wie ich, müsse vor Allem espirito de justiça (Gerechtigkeitsgefühl) haben. Im Uebrigen sei Alles, was ich über die erste Audienz in S. Christovão und über Petropolis gesagt habe, ganz gut und wahr und ich sei auch so gerecht wie nur möglich gewesen. Ueberhaupt sei die „Gazeta" ein gutes Blatt, da sie sich viel mit den materiellen Interessen der Provinz, mit Industrie etc., beschäftigte.

Hierauf ging der hohe Herr zur Lage der Provinz über, informirte sich nochmals bei mir über verschiedene Verhältnisse, namentlich über Weizenbau, Anlage von Mühlen, italienische Colonien etc. und zeigte hauptsächlich Interesse für die Ansiedelung und Bebauung unseres Hochlandes der Missionen. Schliesslich bat ich um Erlaubniss, ihm ein Exemplar meiner National-Oekonomie überreichen zu dürfen, die er gütigerweise gab. Er kannte das Buch noch nicht, trat gleich unter ein Gaslicht, blätterte es durch, und als ich ihm sagte, es sei bereits 1870 erschienen und das erste Lehrbuch der National-Oekonomie in Brasilien gewesen, warf er ein, dass ein Marquez Soundso schon früher national-ökonomische Studien veröffentlicht habe. Ich bemerkte hierzu, dass mir dieses Werk unbekannt sei, dass ich aber allerdings ein älteres national-ökonomischses Werk besässe, nämlich die Memorias economo politicas von Antonio José Gonçalves Chaves, die Se. Majestät vielleicht nicht kenne.

„Wie ist der Name?“ — Ich wiederholte denselben. — „Ah, ja, ich kenne davon nur Auszüge, die ich in Ihrer „Gazeta“ gelesen habe.“

Nach einer längeren Unterhaltung über den Gegenstand sagte mir Se. Majestät, er würde mein Buch lesen und verabschiedete mich mit einem langen Händedruck, indem er mir glückliche Reise wünschte. Die Unterhaltung hatte über 20 Minuten gedauert und die wartenden 60 bis 70 Menschen guckten gar verwundert den allemão an, der die Aufmerksamkeit Sr. Majestät so lange gefesselt hatte. Der Widerglanz der Majestät, in deren strahlendem Lichte ich mich gesonnt hatte, musste wohl an mir haften geblieben sein, denn beim Hinausgehen waren die Anwesenden alle viel höflicher gegen mich, als vor meiner Audienz. Ich stieg in meinen Wagen, nachdem ich vorher noch einige Worte mit Herrn José Julio, dem neuen Präsidenten von Rio Grande, gewechselt hatte, der ebenfalls zur Audienz kam, und vergegenwärtigte mir auf der Rückfahrt nochmals alle Phasen dieser gewiss höchst seltsamen Unterhaltung, die mir die Gewissheit gegeben hatte, dass Se. Majestät der Kaiser, wenn ich auch nicht persona grata bei ihm bin, meinem Blatte grosse Aufmerksamkeit schenkt und sich um mein Urtheil über seine Person kümmert, — eine Ehre, die er wohl nur wenigen Journalisten angedeihen lässt. Vielleicht mag er mich nicht, aber ich bin ihm nicht gleichgültig, er beschäftigt sich mit mir und sogar viel, wie der Umstand beweist, dass er die einzelnen Nummern der „Cartas da Corte“ im Kopfe hatte. Das ist immerhin ein Trost. Sobald ich zu Hause ankam, suchte ich Nr. 14 meiner Cartas und siehe da, wir hatten Beide Recht gehabt: der Kaiser, denn die Phrase stand wirklich in dem besagten Briefe, — ich, denn sie war nicht von mir geschrieben, sondern gehörte einem Artikel an, den ich aus der „Gazeta de Noticias“ übertragen hatte, — Das war es, was Se. Majestät übersehen hatte.

Rio, 10. Juni 1883. K.

32.

Heute sind es gerade zwei Monate, dass ich auf dem „Rio de Janeiro“ die Barre der Provinz passirte und das letzte Stückchen riograndenser Erde am Horizont verschwinden sah. Zwei Monate erst und schon verzehrt mich die Sehnsucht nach der Provinz und ich wünsche so schnell als möglich zurückzukehren. Es ist ja schön hier und ich habe mich wahrlich nicht zu beklagen über den mir gewordenen Empfang, aber — Rio Grande ist Rio Grande, und nur dort fühle ich mich wohl in Brasilien. Ich weiss selbst nicht einmal, ob ich mich heute (abgesehen von der Sehnsucht nach Mutter und Geschwistern) drüben, im alten Vaterlande, wohlfühlen könnte, ja ich bezweifle es sogar, denn — Rio Grande ist Rio Grande, und dort ist das ganze Feld meiner Thätigkeit, dort habe ich ein Menschenleben hindurch gelebt und gewirkt und dorthin zieht es mich mit aller Kraft der Sehnsucht. Dass ich mich in die hiesigen Verhältnisse nicht hineinfinde, ist natürlich, denn dieselben sind eben grundverschieden von den unseren. Im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es hier kein Deutschthum, sondern ein Deutschländerthum, wie man bei uns auf den Colonien sagen würde. Die Deutschen von Rio sind eben nur Fremde; sie interessiren sich für Brasilien und seine Schicksale nur so weit, als diese mit ihren unmittelbaren Interessen collidiren. Daher kommt es auch, dass eine geradezu unbegreifliche Unwissenheit hinsichtlich der Verhältnisse der Deutschen Rio Grande's und Santa Catharina's fast ganz allgemein herrscht. Man hat mir z. B. die naivsten Fragen in dieser Hinsicht vorgelegt, und es gibt in Rio im Ganzen vielleicht keine 20 Deutsche, die wirklich eine Idee von einer Colonie haben. Von dem Einfluss, der Ausdehnung und Gliederung des riograndenser Deutschthums, d. h. des deutschen Elementes in Rio Grande, hat kaum Einer eine blasse Idee. Es sind eben Dinge, die den Leuten zu fern liegen. Sie sind ins Land gekommen,

um Geld zu verdienen; den Tag über arbeiten sie, Abends fahren sie nach ihren Landhäusern, und wenn sie Etwas beschäftigt, so ist es wahrlich nicht die Stellung der riograndenser Deutschen, sondern die Lage in Deutschland. Sie haben ihre „Germania“, ihren „Turnverein“, ihren „Hilfsverein“, ihre deutsche Schule und ihr projektirtes Hospital; — sie haben also der patriotischen Pflicht in nobler Weise genügt und mehr ist von ihnen nicht zu verlangen. Kommen diese Leute mit mir zusammen, so schwebt es ihnen dunkel vor, dass ich in irgend einem Zusammenhange mit der riograndenser Politik und der Lage des deutschen Elementes in Rio Grande stehe, und sie halten sich dann für verpflichtet, mir einige darauf bezügliche Fragen vorzulegen, so z. B. ob es in Rio Grande schon (in den Coloniedistrikten!) deutsche Kammerräthe gibt? Ob die Colonien auch Etwas exportiren? Ob in Rio Grande schon Bier gebraut oder Wein fabricirt wird? u. s. w. Nun, derartige Fragen genügen ja, um die gänzliche Unkenntniss, in der die Leute leben, ins grellste Licht zu setzen. Es besteht eben keine Spur von Zusammenhang zwischen den beiden Gruppen. Die hiesigen Deutschen betrachten Brasilien meistentheils als Uebergangsstation; der Schwerpunkt ihrer Interessen liegt in Deutschland; sie lassen sich matrikuliren und vertrauen hinsichtlich des nöthigen Schutzes auf die deutsche Macht. Wir dort sind ein Colonistenvolk, welches im Lande bleibt, Grundbesitz erwirbt und Familien gründet; der Schwerpunkt unserer Interessen liegt hier in Brasilien; wir lassen uns naturalisiren, und begreifen, dass wir uns am politischen Leben des Landes betheiligen und Einfluss gewinnen müssen, um uns respektirt zu machen. Der Unterschied ist so kolossal, dass es schliesslich ganz natürlich erscheint, wenn zwischen beiden Theilen keine näheren Berührungspunkte bestehen und der Unterhaltungsstoff zwischen Vertretern der beiden Gruppen — natürlich abgesehen von andern Gesprächsstoffen — gerade nur für die Zeit ausreicht, die man auf ein oder zwei Glas Culmbacher verwendet. Was wissen die Leute hier von den Kämpfen, die das deutsche Element in Rio

Grande durchzumachen hatte, ehe es zu einem politisch und sozial schwerwiegenden Faktor wurde! Coursschwankungen und Kaffeepreise, — ja, da können sie mitsprechen, auch über Zollverhältnisse und deutsche wirthschaftliche Politik, unsere Verhältnisse aber interessiren sie nicht und gewinnen nur einzelnen Persönlichkeiten, die mehr und weiter denken — wie Herren Repsold, E. Weber, Baron von Tautphöus etc. —, einige Aufmerksamkeit ab. Jetzt, wo ich die hiesigen Verhältnisse kenne, wundert mich die Haltung meines verehrlichen Collegen Herrn Ferdinand Schmid gar nicht mehr; bei den hier herrschenden Meinungen kann er gar nicht anders urtheilen und muss sogar gegen die Einwanderung sein, denn von der bekommen die hiesigen Deutschen meistentheils nur Bettler und Vagabunden zu sehen, die sie enorm incommodiren. Könnte ich Herrn Schmid einmal in Rio Grande haben, ihn auf unsere Colonien begleiten und ihn einen Einblick gewinnen lassen in das herrliche Stück Culturgeschichte, welches wir dort machen, — so möchte er bald anders urtheilen und lebhaft an Altmeister Goethe's Wort von der grauen Theorie und dem frischen Grün des Lebens erinnert werden. Wer daran zurückdenkt, unter welchen schwierigen Verhältnissen sich die deutschen Colonien in Rio Grande entwickelten, und sieht, auf welchem Punkt sie heute stehen, — der muss Respekt vor dieser Culturarbeit bekommen. Einstens wurden dort ein paar Tausend deutsche Einwanderer in den Urwald gesteckt und mussten jahrelang gegen Noth und Elend kämpfen; ihren Erntesegen mussten sie auf dem Rücken aus den Picaden tragen; es gab weder Weg noch Steg, und wilde Menschen und reissende Thiere bedrohten sie täglich. Noch vor 20 Jahren, wo das materielle Elend längst vorüber war, stand der deutsche Bauer fast rechtlos da, hatte keinerlei Bedeutung in der Verwaltung des Landes, wurde um Nichts gefragt und musste nur brav Steuern zahlen; hatte er doch nicht einmal eigene Vertretung in den Kammern der Municipien, die fast ausschliesslich von deutscher Arbeit leben . . . Im Innern des Landes wurden Deutsche maltraitirt, beraubt und ermordet, ohne dass nur corpus delicti

aufgenommen wurde; verwundete oder tödtete aber ein Deutscher zur Vertheidigung seines Lebens einen Brasilianer, dann war er sicher, fürs ganze Leben Galeerenstrafe zu erhalten. So war es noch vor 20 Jahren; und es erfüllte die Brasilianer mit tiefem Staunen, als ich in den eklatanten Fällen von Zweibrücker und Carl Closs das Recht der Deutschen vor der Jury vertrat, und es kostete mich harte Verfolgungen und böse Angriffe, als ich in der Presse den Kampf aufnahm gegen Bastos in S. Leopoldo und andere Blutsauger auf den Colonien. Fast ging ein Entrüstungsschrei durchs Land, als ich im Anfang der sechsziger Jahre kategorisch in der Presse Municipalvertretung fürs deutsche Element in S. Leopoldo verlangte und nach hartem Kampf erreichte, und als es mir 1865 und 1866 gelang, Hunderte von deutschen Familienvätern, die man widerrechtlicherweise mit in den Krieg schleppen wollte, zu befreien, da stieg die Wuth noch höher. Ja, es waren damals harte Tage des Kampfes, aber wir siegten, und heute ist das deutsche Element ein gewichtiger Faktor in Rio Grande do Sul. Heute ist die Gleichberechtigung vor dem Gesetz eine Wirklichkeit, und nur selten ist es noch nöthig, mit einem Donnerwetter dazwischen zu fahren, um Uebergriffe zu verhindern. Die deutschen Colonisten sind hineingezogen ins öffentliche Leben, sie zahlen Steuern, aber sie verwalten sie auch. In den Kammern von S. Leopoldo, Santa Cruz, Estrella, Monte Negro, S. Sebastião, Santa Christina, Santa Maria u. s. w. sitzen deutsche Räthe; die Offiziersposten der deutschen Nationalgarde-Corps sind mit Deutschen besetzt, die Polizei- und Substitutrichterstellen ebenso, und das deutsche Element hat sogar seine eigene Vertretung in der Assembléa Provincial. Es greift entscheidend ein in die Wahlen des ersten Distrikts und wird respektirt, weil es ein Faktor ist, mit dem gerechnet werden muss. Das sind die Errungenschaften eines noch nicht zwanzigjährigen „Kampfes ums Recht“, und davon haben die guten Leute hier in Rio auch nicht die leiseste Spur einer Idee. Wohl aber wissen wir es, die wir den Kampf durchgekämpft haben, und nicht immer nur gegen das einheimische Element,

denn auch von deutscher Seite hat es leider nicht an Gegnern und an Angriffen, Beleidigungen und Verleumdungen gefehlt. Wenn ich mich länger in Rio aufhielte, würde ich einer an mich ergangenen Bitte Folge geben und in der hiesigen „Germania“ einen Vortrag über Leben und Stellung der Deutschen in Rio Grande do Sul halten, um den Herren Fluminensern wenigstens eine kleine Idee von der wirklichen Lage der Dinge beizubringen. — —

Rio, 13. Juni 1883.

33.

Unsere riograndenser Colonie im Grand Hôtel de Botafogo (zu dem ich übrigens trotz seines herrschaftlichen Aussehens keinem Freunde rathen möchte, denn es ist sehr theuer und die Bedienung ist viel schlechter als im Hôtel von Santa Theresa) hat sich bedeutend vermehrt. Nach unterschiedlichen Abenteuern sind nämlich hier die Passagiere des „Rio de Janeiro“ angelangt, die eine ziemlich unbequeme Reise hatten, da sie erst vier Tage an der Barre verloren und dann bei S. Sebastião festfuhren und drei Tage sitzen blieben. Besonders gutmüthigen Dampfer-Commandanten geht es gewöhnlich so, wenn sie früh aus Santos ausfahren. Die Küste von S. Sebastião ist nämlich ganz reizend, das herrlichste Landschaftsbild, welches man sich denken kann, und die Passagiere betteln natürlich immer, daran vorbei zu fahren, statt die Travessia auf hoher See zu machen, wie es den Dampfern von der Compagnie aus vorgeschrieben ist, denn die Küste hat bei S. Sebastião sehr gefährliche Sandbänke. Der Commandant unseres „Rio de Janeiro“ (mit dem ich jetzt nach der Provinz und wieder zurück gehe) ist nun ein ebenso liebenswürdiger wie gutmüthiger Herr, und die Familien, die an Bord waren, haben natürlich nicht unterlassen, die übliche Bitte vorzubringen. Er hat ihr gewillfahrtet und — ist festgefahren.

An Bord befanden sich viele Leute aus der Provinz, u. A. die Familie des Ministers Maciel, der hier

„Wüthend den Boden stampfte
Mit den Stiefeln
Und klagend ausrief:
Das ist zum Verzwiefeln“ —

wie es im alten Liede vom Rittersmann heisst, während er Tag für Tag vergebens auf die Familie wartete. Er hatte schon eine ganze Masse Papierfiguren für die Kinder fertig geschnitten und fürchtete wahrscheinlich kein Papier mehr aufzutreiben, um weiter zu schneiden, denn er wurde zuletzt ganz unverdaulich. Da endlich kam die Nachricht, dass der „Rio de Janeiro“ losgeeist sei mit Hilfe des „São Diogo“, der geleichtert hatte, und siehe da, am nächsten Tage liefen die „Schiffbrüchigen“ im Hafen des Januar-Flusses ein und wurden mit Jubel von ihren Angehörigen empfangen.

. . . .

Gestern (Sonnabend) Nachmittag fuhr ich bergauf nach Santa Theresa, um in meinem alten Hôtel Zimmer zu belegen für meine Familie, die ich hole, da ich gezwungen bin, bis Ende September hier zu bleiben. Ich fand denn auch das Nöthige und nahm die Gelegenheit wahr, um unsern grossen Dichter Dranmor (Ferd. Schmid) in seinem Heim aufzusuchen, wo ich noch nicht gewesen war, denn in seinem Bureau in Rua Alfandega 58 (wo auch die Druckerei der „Allg. D. Ztg.“ ist) hatte ich ihn bereits besucht. Und es ist ein wahres Dichterheim, in dem Herr Schmid dort mit seiner Gattin (einer Französin) wohnt ... Ein hübsches Haus, mit herrlichem Garten, fast versteckt unter grossen Bäumen, mit herrlicher Aussicht nach allen Seiten hin — Das ist das Heim Dranmor's, der dort die Stunden des Tages verträumt, die nicht der materiellen Arbeit gewidmet sind. Ich empfahl mich ihm und seiner Frau Gemahlin bis zur Rückkehr und ging dann mit Freund Rahe den herrlichen Weg nach dem Wasserbehälter der Carioca aufwärts, denn ich hatte versprochen, Herrn Dr. Weinelt zu besuchen, der dort oben im Hause des Herrn Joh. Noth haust. Ein herrlicher Weg . . . Man hat dort

einen Blick auf die schönste Bai des Weltalls, der ganz unbeschreiblich ist. Was nun die alte Burg des Senatspräsidenten Visconde de Jaguaribe anbetrifft, in der Herr Noth (ein reicher Fabrikant am hiesigen Platze) mit Herrn Weinelt haust, muss ich aufrichtig gestehen, dass sie für eine eventuelle Vertheidigung gegen Feinde vortrefflich liegt, denn zu ihr gelangt man auf einem Felsenpfade, der bei hellem lichtem Tage gefährlich, des Nachts aber geradezu halsbrecherisch ist. Prustend und stöhnend hatte ich mich endlich ohne weitere Fährlichkeiten hinauf geschleppt, und siehe da — die Lage des Hauses entschädigte allerdings für die mühevolle Kletterei. Herr Weinelt empfing uns mit gewöhnlicher Freundlichkeit, Herr Noth erwies sich als liebenswürdiger Wirth, und bald erschien noch ein hiesiger Kaufmann, Herr Riemer mit Frau, so dass wir einen recht vergnügten Abend zubrachten. Auf dem Rückwege, bei Vollmondschein, schwelgte ich ordentlich in dem prachtvollen Bilde, welches die Bai bot.

Ja, es ist schön hier in Rio, am schönsten aber auf den Bergen, von wo man die Stadt in der Ferne sieht ...

Rio, 17. Juni 1883.

34.

Das kaiserliche Collegio D. Pedro II. ist ein Muster-Etablissement. Es ist die einzige höhere Lehranstalt des Staates Brasilien und der Kaiser widmet derselben ganz besonderes Interesse. Es besucht sie fast wöchentlich, wohnt häufig dem Unterricht bei, ja sogar den Sitzungen der Lehrer-Conferenz (congregação de lentes), wenn dieselbe wichtige Beschlüsse zu fassen hat. Er hat das Institut auch dadurch geehrt, dass er seine Enkel in demselben erziehen lässt und bethätigt überhaupt auf alle nur mögliche Weise das grosse Interesse, welches er an dieser eigensten Schöpfung nimmt, mit der er einen grossen Dienst geleistet hat.

Ueberhaupt geht der Kaiser, in richtigem Verständniss der wahren Lage des Landes, von dem Grundsatze aus, dass die Hauptsache in Brasilien die Verbreitung des Lichtes durch Schulbildung und literarische Erziehung ist. Er begreift sehr gut, dass Freiheit nicht mit Unwissenheit Hand in Hand gehen kann, ohne in Anarchie zu degeneriren, und dass ein analphabetes Volk jeder politischen Bildung baar sein muss, ohne die ja die parlamentarische Regierungsform einer Nation steht, wie die Kleider eines Erwachsenen einem 10jährigen Kinde, welches durch dieselben nur in der Bewegung behindert wird. Das Hauptbestreben des Kaisers richtet sich also auf Hebung des Unterrichtswesens und Verbreitung allgemeiner Bildung. Deshalb protegirt er alle pädagogischen und wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine; deshalb wünscht er die Abhaltung eines Pädagogischen Congresses mit einer dito Ausstellung verbunden; deshalb gibt er stets und gern Orden und Titel für Dienste, die dem Unterrichtswesen geleistet werden, und deshalb schliesslich wohnt er persönlich allen Conkursen bei, die für Besetzung von Lehrerstellen am Collegio Pedro II. oder an den Akademien stattfinden. Die grössten Opfer bringt der Kaiser an Zeit wie an Geld entschieden der Hebung der nationalen Bildung, und Das ist in hohem Grade anerkennenswerth und dient als Gegengewicht für manche seiner politischen Schachzüge, die nicht durch das Gemeinwohl motivirt sind.

An dem Tage, an dem ich das Collegio besuchte, fand der Conkurs für die Besetzuug des Lehrstuhles der vaterländischen (brasilianischen) Geschichte statt und mein talentvoller Freund Capistrano d'Abreo (Redacteur der „Gazeta de Noticias“), der eine brillante These vorgelegt hatte, gehörte zu den Conkurrenten. Als ich um 10 Uhr im Collegio ankam, war der Kaiser noch nicht da, und so nahm ich denn, nachdem ich dem Rektor Staatsrath Carmo und verschiedenen Professoren vorgestellt war, eine Besichtigung des zugänglichen Theiles des Etablissements vor. Es ist ein grosses Gebäude, welches ein kollosales Viereck bildet, solid und mit Geschmack gebaut. In demselben befindet

sich das Externat, welches von vielen Hunderten von Schülern besucht wird. Es hat einen siebenjährigen Kursus, der alle Fächer der deutschen Gymnasialbildung begreift. Den gleichen Kursus hat das am Engenho Novo, mehr als eine Stunde vom Centrum der Stadt gelegene Internat, welches ebenfalls Hunderte von Pensionären zählt. Letzteres werde ich erst nach meiner Rückkehr aus der Provinz besuchen, da es mir bisher an Zeit gefehlt hat. Rings um den Hof des Externates herum liegen die verschiedenen Classen; auf dem Hofe ist ein grosser Raum mit eleganter Kuppel überdeckt, in dem sich die Schüler in den Pausen und Freistunden aufhalten, und ich sah sie dort in freiester und fröhlichster Weise ohne jede Spur von Duckmäuserei verkehren, was einen recht wohlthätigen Eindruck machte und vortrefflich absticht gegen das in vielen anderen Collegien herrschende System, welches die Kinder zu Heuchlern und Duckmäusern macht. Ein Viertel nach 10 Uhr erschien der Kaiser, wie immer im Frack mit der grossen Plaque des Cruzeiro. Die Professoren waren auch alle im Frack und die Besternten unter ihnen trugen ihre Orden. Der Kaiser trat in den Examensaal, einen grossen, einfach möblirten Raum mit Sitzplätzen für das Publikum, und begrüsste die Anwesenden in leutseliger Weise, worauf er seinen Platz in der Mitte des grünen Tisches der Examinatoren einnahm. An seiner Rechten sass der Generalschuldirektor Bandeira Filho, an seiner Linken der Rektor des Collegio, Conselheiro Carmo. An diese beide Herren reihten sich dann die Examinatoren, die Doktoren Mattoso Maia und Moreira de Azevedo, sowie mein Freund Sylvio Romero. Die übrigen Professoren des Collegs, die dem Conkurs beiwohnten, nahmen auf einer Reihe von Stühlen hinter den Examinatoren Platz, und sobald dies geschehen, gab der Kaiser das Zeichen zum Beginn des Conkurses. Zuerst erschien mein Freund Capistrano d'Abreo, der an einem kleinen Tische (Katzentisch) Platz nahm und nun seine Thesis vertheidigen sollte. Es herrscht hier nämlich noch das alte System der Vertheidigung der These; mag dieselbe noch so gut sein, so sind die Examinatoren gezwungen,

sie dennoch in einzelnen Punkten (häufig gegen ihre bessere Ueberzeugung) anzugreifen, damit der Examinand seine Proposition vertheidigen könne. Capistrano's These, die die Entdeckung Brasiliens und die Entwickelung desselben im 16. Jahrhundert mit wahrer Meisterschaft und grosser Gelehrsamkeit behandelte, war unbedingt die beste und so vortrefflich, dass sie weit über den Horizont der beiden höchst beschränkten Examinatoren Moreira d'Azevedo und Matoso Maia ging. Ja, hätte mein Freund Sylvio, der auch zur Commission gehörte, examinirt, so wäre die Sache gewiss ganz anders ausgefallen. So aber war es ein wirkliches Schauspiel, zwei unwissende und geistig beschränkte Lehrer zu sehen, die der betreffende Examinand weit übertraf, und die daher auch jeden Augenblick mit ihm hineinfielen und sich compromittirten. Sie machten die wunderbarsten, theilweise geradezu dummen Ausstellungen an der These des talentvollen jungen Mannes, und man sah es dem Kaiser deutlich an, wie er sich über die Unfähigkeit der Examinatoren ärgerte. Der Examinand schlug dieselben auf der ganzen Linie und glänzte wirklich auf Unkosten seiner Examinatoren. Jeder derselben examinirte auf diese nichts weniger als erfreuliche Weise eine halbe Stunde, und sowie die festgesetzte Stunde abgelaufen war, gab der Kaiser das Zeichen zum Aufhören des „grausamen Spieles". — Der zweite Examinand, Dr. Berquó, der den Lehrstuhl interimistischerweise inne hat, ist nicht so befähigt, wie Capistrano d'Abreo und seine These ist viel unbedeutender, als die des talentvollen Redacteurs der „Gazeta de Noticias"; trotzdem aber war er den Examinatoren noch bedeutend überlegen und bestand das Scheingefecht mit Glanz. Im Grossen und Ganzen machte der Conkurs einen traurigen Eindruck, denn er zeigte recht klar, in welchen unfähigen Händen theilweise der Unterricht im Collegio noch immer liegt. Freilich hat das Etablissement auch vorzügliche Lehrer, wie die Herren Baron Tautphöus, Schiefler, Carl Jansen und Sylvio Romero, aber die grössere Zahl ist von der Art der beiden Examinatoren. Sylvio, der als Richter diente, aber nicht zu examiniren hatte, war ausser sich

über die Blamage, und noch lange nachher schimpfte er noch immer. Ich will hier noch erwähnen, dass Sylvio in der Congregation eine Massregel angeregt hat, die sehr vernünftig ist, nämlich den Ersatz der bisher gelehrten Philosophie durch einfache Logik, — eine sehr vernünftige Idee, für die ich längst eingetreten bin, denn Philosophie ist ein akademisches Studium, aber keine Disciplin fürs Gymnasium. Sylvio hat also die Streichung der Philosophie vorgeschlagen und hat in der Congregation die Mehrheit der Stimmen für sich, auch soll der Kaiser seine Auffassung der Frage theilen, und somit wird die Philosophie aus dem Lehrplan des Collegio Pedro II. und mithin auch aus dem Präparatorien-Programm verschwinden, was sehr vernunftgemäss ist. Ein Viertel nach Mittag erhob sich der Kaiser und erklärte das Examen für beendet, zog sich aber noch nicht aus dem Etablissement zurück, sondern wohnte noch den Lehrstunden in einigen Classen bei. Das Interesse, welches der Monarch dem Unterrichtswesen widmet, ist höcht anerkennenswerth und eine der besten Seiten seiner 40jährigen Regierung.

Rio, 19. Juni 1883.

35.

Gestern habe ich einige Einkäufe gemacht und mich längere Zeit in dem grossen Geschäft „Notre Dame de Paris“ in Rua d'Ouvidor aufgehalten. Es ist dies jedenfalls das grösste Detailgeschäft Brasiliens, vielleicht auch ganz Südamerikas, und während ich seine verschiedenen Rayons durchschritt und das Leben und Treiben in denselben sah, erinnerte ich mich lebhaft an Zola's neuestes Buch „Au bonheur des dames“, in dem ja der Mechanismus eines solchen grossen Geschäftes mit dem bewundernswürdigen Talent des Verfassers bis in die kleinsten Details hinein beschrieben wird. „Notre Dame de Paris“ occupirt ein ge-

waltiges Gebäude am oberen Ende der Rua d'Ouvidor und hat auch einen Eingang vom Largo de S. Francisco her. Das ganze Gebäude mit seinen zehn riesigen Schaufenstern ist in schwarzem Marmor aufgeführt und mit einem Luxus ausgestattet, den man fast nicht suchen sollte in Südamerika. Die Ornamentirung des Gebäudes, bis hinauf zur Trophäe, die das Ganze krönt, ist in vorzüglichster Bildhauer-Arbeit ausgeführt, und das ganze Haus ist unter Brüdern wohl seine 800 Contos de Reis — nur als Gebäude — werth. Die Etalage in den zehn Schaufenstern, die an und für sich schon riesige Proportionen und Spiegelscheiben haben, von denen eine jede Contos de Reis kostet, ist etwas Brillantes. Der leitende Grundsatz dabei ist nicht Varietät und geschmackvolle Anordnung, sondern massenhafte Auslage. Jedes einzelne der Fenster gehört zu einem der 10 Rayons des Geschäftes und enthält grosse Massen von Mustern des betreffenden Artikels. Da ist z. B. ein Schaufenster, welches nur Stoffe, ein anderes, welches nur Schuhzeug, wieder eins, welches nur Damenhüte und Mode-Artikel u. s. w. enthält, und jedes dieser Schaufenster zeigt ein Sortiment des betreffenden Artikels, wie es in Porto Alegre keine ganze Loja (Laden) aufweisen kann. Es ist ein Riesengeschäft, in dem man eben Alles findet, was in das betreffende Fach einschlägt, nämlich Stoffe und Bekleidungsgegenstände für Herren und Damen — Pardon: für Damen und Herren, wie man anständigerweise sagen muss —. Natürlich ist die ganze Einrichtung, das ganze Verkaufssystem auf europäischem Fusse; jeder Rayon hat seinen Chef, seinen second und einige Commis; man macht seine Einkäufe, erhält eine „Nota“ und hört dann das obligate: „Passez à la caisse, s'il vous plait.“ An der Kasse zahlt man, erhält eine neue Nota und gegen diese liefert der Chef des Rayons die gekaufte Waare aus. Sehr umständlich, aber ganz à la Grossstadt. Ich entsinne mich noch recht gut, welchen Eindruck es auf mich im Jahre 1846 (mehr oder weniger) machte, als ich in Berlin das damals eben auf grossartigen Fuss reformirte Geschäft von Gerson besuchte, wo dasselbe System herrschte, von dem der Klein-

städter natürlich keine Idee hatte, und deshalb amüsirte es mich nicht wenig, nach einem Menschenalter hier denselben Eindruck zu empfangen. Dessau und das damalige Berlin — Porto Alegre und Rio von heute stehen ja ungefähr in derselben Proportion und — Kleinstädter bin ich immer noch, gewöhne mich auch gar nicht hinein in die grossstädtische Atmosphäre. Enfin, das grosse Geschäft des Herrn Noël Décap, welches den seltsamen Titel „Notre Dame de Paris" führt, ist eine der Sehenswürdigkeiten Rio's und hat mich sehr interessirt. Der Umsatz in dem Hause soll sich täglich auf 100 Contos (M. 200000) de Reis belaufen, was wohl aber etwas hoch gegriffen sein wird, denn 36500 Contos pro Jahr wäre ja ein kolossaler Umsatz. Grosse Geschäfte aber machen die Leute sicher, und grosse Werthe haben sie auch im Hause, so wenigstens muss man aus den Vorsichtsmassregeln schliessen, die angewandt werden. Nachts und an Sonntagen sind Thüren und Fenster des ganzen gewaltigen Etablissements mit Eisenplatten bedeckt, so dass der Vorübergehende glaubt vor einem riesigen Geldschrank zu stehen.

Aehnlich, selbstverständlich aber von viel geringerer Ausdehnung, ist das Goldwaarengeschäft von Luiz de Resende, Ecke der Rua dos Ourives, ebenfalls in schwarzem Marmor aufgeführt und auch mit riesigen Schaufenstern versehen, in denen es allerdings noch ganz anders glänzt und glitzert, als in „Notre Dame de Paris", denn hier bei Resende ist z. B. ein Schaufenster, welches nur Brillanten enthält, und zwar liegen da täglich mehr als tausend Contos in Brillanten. Ein anderes Schaufenster enthält Silberarbeiten herrlichsten Genres und wieder ein anderes Emaille-Arbeiten, wie man sie schöner nicht sehen kann. Auch dieses Geschäft ist mit riesigem Luxus ausgestattet. Das innere Gewölbe betreten nur Käufer, denen man Vertrauen schenkt, die übrigen bleiben in dem äussern Laden; doch hat das innere Gewölbe breite Thüren nach der Rua d'Ouvidor, deren höchst elegantes und ebenso starkes eisernes Gitterwerk erlaubt, die im Gewölbe ausliegenden Schätze, die sich auf viele Tausende von Contos belaufen, von der

Rua d'Ouvidor aus (allerdings in respektvoller Entfernung) zu bewundern.

Doch genug von den glänzenden Läden in Rua d'Ouvidor, wir haben dem weltlichen Tand jetzt genug Aufmerksamkeit gewidmet, mehr vielleicht, als unserem Seelenheile gut ist, und wollen uns daher einem ernsteren Thema zuwenden, welches eines guten Christen würdiger ist, nämlich den Klöstern. Rio ist die Stadt Südamerikas, die noch die meisten Klöster hat; dieselben stehen zwar auf dem Aussterbe-Etat, aber Mönche und Nonnen sind eine zähe Sorte und Fasten und Beten hält bekanntlich Leib und Seele zusammen, so dass die Aussterberei sehr langsam geht. Da ist z. B. das riesige Nonnenkloster da Ajuda, eines der grössten und werthvollsten Gebäude Rio's, in prachtvoller Lage, mitten in der Stadt, ein Gebäude, in dem Medizinschule, Polytechnikum und Bibliothek unterzubringen wären, und dieser ganze enorme Häuser-Complex liegt unbenutzt und wird bewohnt von drei alten Nonnen, die, vertrockneten Pomeranzen gleich, sich ewig zu halten scheinen. Da der Staat auf ihr Aussterben lauert, thun sie ihm den Gefallen nicht, und nun hausen sie in jenem unendlich grossen Gebäude allein mit ihren Sklaven und Sklavinnen, denn die haben die frommen Nonnen noch. Das Kloster hat ein grosses Vermögen und besitzt eine Menge Häuser in den besten Strassen der Stadt, und die armen alten Nönnelein gehen in ihrer Frömmigkeit so weit, die Miether ihrer Häuser alle sechs Monate um einige hundert Milreis zu steigern. Wenn da der Staat einmal mit einem Donnerwetter dazwischen führe oder — wenn Gott sich der frommen Damen erbarmen und sie an den Zähnen oder an sonst etwas zu sich nehmen wollte, so wäre dem Nothstande der medizinischen Fakultät augenblicklich abgeholfen und man brauchte nicht Millionen mit dem Bau der neuen Universität auszugeben. Das reichste Kloster ist übrigens das herrlich gelegene „Convento de S. Bento", dessen Mönche gewaltig reiche Grundbesitzer, Fasendeiros, Sklavenhalter etc. sind; sie geben auch Geld auf Zinsen und treiben allerlei sonstiges frommes Handwerk.

Das Vermögen des Klosters, welches noch 7 oder 8 Mönche zählt, beläuft sich auf viele, viele Tausende von Contos, die dem Staate sehr wohl thun würden. Die Franciscaner haben auch noch ein schön gelegenes, werthvolles Kloster, sind im Uebrigen aber arm. Muss dieses Rio im vorigen Jahrhundert ein Pfaffennest gewesen sein! Nicht weniger als 29 Klöster hat es damals besessen mit mehr als 12,000 Mönchen und Nonnen, und dabei hatte es keine 60,000 Einwohner, so dass also ein Mönch oder eine Nonne auf je fünf Einwohner kam. Es ist ein Glück, dass die Tage nunmehr vorüber sind; da kein Mensch mehr in einen Mönchsorden aufgenommen werden kann, werden die letzten Reste der Klosterbewohner nächstens verschwunden sein, und dann fällt ihr Eigenthum an den Staat, der es sehr wohl brauchen kann. Minister Maciel meinte neulich in der Kammer, als wir uns gerade mit dem talentvollen Deputirten Ferreira Vianna unterhielten, der geborener Pelotenser ist, er (Maciel) würde den drei alten Nonnen von der Ajuda anbieten lassen, ihnen eine Pension bis ans Lebensende zu geben, wenn sie jetzt schon ihr Kloster dem Staate übergeben wollten. Da sprang aber Ferreira Vianna, der sehr fromm und — Advokat der beiden reichen Klöster ist, die ihm mehr als 30 Contos jährliches Honorar bezahlen, da sprang er wie ein junges Böcklein auf der Weide, und Maciel suchte vergebens ihn zu beruhigen, indem er versicherte, es sei Scherz gewesen. Ferreira Vianna traute dem Frieden nicht (vielleicht gerade meinetwegen, denn er hatte mich im Gespräch mit dem Minister gefunden) und lief gleich nach dem Senat, um sich hinter Lafayette zu stecken und zu bitten, er möge doch ums Himmelswillen die lieben, frommen, herzigen alten Nonnen vor dem kleinen Minister schützen, der so eigenthümliche Ansichten hat. Ja, ja, Frömmigkeit ist ein schönes Ding, — noch schöner, wenn sie 30 Contos jährlich einbringt. Mein Freund Ferreira Vianna (wir sind nämlich langjährige Freunde, trotz unserer Differenzen in Religions-Angelegenheiten) ist ein grosses Talent, vielleicht das grösste der brasilianischen Gegenwart, unbedingt aber der erste Redner der Kammer;

schade nur, dass er ein unverbesserlicher Ultramontaner ist. Kürzlich noch hat er die Kammer zwei Stunden lang an den Lippen hängen gehabt, denn eine gewaltigere, eindruckreichere Rede als die, in der er an jenem Tage die ungesetzliche Intervention des Kaisers und die gänzliche Absorption des Parlaments durch denselben geisselte, ist vielleicht noch nie in der Kammer gehört worden. An einer der Stellen wandte er sich an beide Seiten der Kammer und forderte sie solennerweise auf zu erklären, ob ein Deputirter, Liberaler wie Conservativer, da sei, der diese ungesetzliche Intervention des Kaisers in der Angelegenheit des Parlaments und der Regierung leugnen könne, und — keine Stimme erhob sich, denn Ferreira Vianna hatte die Wahrheit, die reine Wahrheit gesagt. Schade, wie gesagt, dass solcher Mensch ultramontan sein muss; wäre er das nicht, so würde er Brasiliens grösster Staatsmann sein. Aber ein Mensch, der wirklich noch auf dem Standpunkte des Syllabus steht und die Astronomie als anti-biblische Wissenschaft bekämpft, kann in Brasilien keine erste Rolle spielen, möge er sonst noch so freisinnig und talentvoll sein. Uebrigens wird Ferreira Vianna auch hochgehalten von der Kurie; ist er doch der einzige Mensch, der ohne ordinirt zu sein das Recht hat, die Kanzel zu betreten und zu predigen, eine Auszeichnung, die er sich häufig zu Nutze macht, und seine Predigten sollen wirklich hinreissend schön sein. Wenn der Mann Missionen halten und sein herrliches Rednertalent als Missionär missbrauchen wollte, da könnte er staatsgefährlich werden . . .

Rio, 19. Juni 1883.

36.

Da bin ich wieder auf der Rückreise nach meinem geliebten Rio Grande, freilich — leider — nur auf wenige Tage, denn erst Ende September werde ich ganz nach

Porto Alegre zurückkehren; heute handelt es sich nur um eine kleine Spritztour nach Rio Grande, ein Intermezzo in meiner Reise.

Gestern Morgen um 7 Uhr verliess ich mein berühmtes „Grand Hôtel“ in Botafogo, nachdem ich eine riesige Rechnung bezahlt hatte, denn der Mann versteht es Rechnungen zu schreiben . . . . Dagegen war mein herrliches Hôtel in Santa Theresa Gold, denn dort konnte man für 10$000 Rs. den Tag sehr gut leben, während ich in dem berühmten „Grand Hôtel“ 20$000 Rs. bezahlte und — täglich bei Petzold gefrühstückt und im „Globo“ zu Mittag gegessen habe, denn in dem Hôtel der Minister können andere Menschenkinder, die an eine einigermassen anständige Kost gewöhnt sind, gar nicht essen. Doch lassen wir diese Misère, die ich nur im Interesse meiner Mitmenschen erwähne, denn Allen, die nicht gerade mit Ministern und Deputirten zu thun haben, möchte ich rathen, irgend wo anders als in dem (allerdings prachtvoll gelegenen und reich ausgestatteten) „Grand Hôtel“ zu wohnen. Ich ging also gestern Morgen um 7 Uhr dort weg und frühstückte um 8 Uhr mit verschiedenen Freunden bei Petzold, der sein Möglichstes gethan hatte, um dieses letzte Frühstück so solenn als möglich zu machen. Um 9½ Uhr begaben wir uns nach dem Quai Faroux, wo unser die Lancha (ein grösseres Boot) wartete, die uns an Bord des „Rio de Janeiro“ brachte. Da war ich also wieder auf dem Dampfer, der mich vor wenig mehr als zwei Monaten nach Rio gebracht hatte. Zwei Monate nur — aber was hatte ich in diesen zwei Monaten Alles gesehen und erlebt, wie viel Sehnsucht hauptsächlich hatte ich nach Rio Grande gehabt. Und dennoch, als ich jetzt auf Deck stand und Rio langsam meinen Blicken entschwinden sah, da wurde es mir fast wehmüthig zu Muthe; liess ich doch hinter mir gar manche wahre Freundschaft, gar manche spontane Dedication zurück. Es ist seltsam, wie der Mensch sich schnell eingewöhnt in einen fremden Ort; Rio hat mir nicht gefallen — ich habe überhaupt kein faible für grosse Städte —, und dennoch war mir wehmüthig zu Sinn, als ich von der grossen Reichs-

hauptstadt schied und jetzt aus der Entfernung alle diese Orte wieder sah, in denen ich so oft vergnügte Momente zugebracht hatte. Dort der Passeio Publico (das Bijou von Rio), hier die Lapa, weiterhin Cattete, Gloria, Largo dos Leões, Botafogo, S. Clemente, Jardim Botanico, Praia Vermelha . . . Und jetzt fahren wir am Fusse meines alten Freundes Zuckerhut vorüber, der mich immer noch so ehrbar anguckt, wie Anno dazumal . . . Da liegt schon die Copacabana, die in letzter Zeit so oft erwähnte Insel, die Freund Avila so viel Kopfweh gemacht hat, trotzdem er nur nach Recht und Gewissen entschied. Noch einige Augenblicke und wir sind über die Barre weg, mitten im atlantischen Ozean.

Die Reisegesellschaft war klein; vier Engländer mit einer Dame, Prachtexemplar einer Engländerin, eine deutsche Familie, deren Chef, ein kleiner verwachsener Mensch, sich mit dem Selbstbewusstsein des echten Parvenus bewegt, ein Jesuit mit klugem Gesicht und liebenswürdigen Manieren, eine Sammlung portugiesischer Prachtexemplare (Species Porto-Alegrenser Docca), ein emeritirter Marine-Offizier, — das ist ungefähr Alles.

Die See war ungnädig, sie ging hohl, und bald war Heulen, Zähneklappern und sonst noch was an Bord. Mir selbst war auch nicht ganz koscher zu Muthe und ich musste mich anstrengen, um mein gutes Frühstück bei mir zu behalten. Glücklicherweise gelang es mir, aber auf das Mittagessen verzichtete ich. Abends setzte oder legte ich mich vielmehr auf meinen Stuhl, wickelte mich in mein Plaid und genoss die herrliche Nacht auf hoher See. Es war ein prachtvolles Schauspiel, als die rothglühende Kugel des Vollmondes aus den Wellen aufstieg und langsam am Horizont emporschwebte . . . Ja, es liegt eine tiefe Poesie in diesen Mondnächten auf dem Ozean, und Bilder längst verschwundener Zeiten tauchen da in unserer Seele auf. So lag ich in meinem Stuhl und gedachte früherer Tage; doch auch die Zukunft und vor Allem die nächste, die mir das Wiedersehen all meiner Lieben bringt, ging an meinem geistigen Auge vorüber, und ehe ich es dachte,

war es 11 Uhr geworden, und ich stieg hinunter in meine Koje, um Ruhe zu suchen. Unten herrschte noch drückende Hitze, und mir wurde wieder flau, doch der bald eintretende Schlaf überwand das Missbehagen, und als ich am Morgen erwachte, waren wir bereits im ruhigen Wasser, d. h. wir hatten die Barre von Santos schon passirt und waren dem Hafen nahe. Ich nahm schnell ein Seewasserbad, machte Toilette und trank Kaffee. Da waren wir (um 8 Uhr Morgens) schon in Santos, konnten aber nicht gleich anlegen, da der von Rio Grande kommende „Rio Negro“ am Trapiche (Landungsbrücke) lag. Auf der andern Seite, bereits zur Abfahrt klar, lag der „Chatam“, der so stark geladen war, dass er kaum eine Spanne Bord ausser Wasser hatte und zur Abfahrt nach Rio Grande bereit war. Ich glaube, wir werden dort vor ihm ankommen, wenn Alles gut geht. Zwei volle Stunden dauerte es, ehe wir angelegt hatten, und endlich, um 10 Uhr Morgens, gelangte ich an Land und begab mich schnurstracks zum Sohne Israels, dem berühmten Isaak vom Stamme Abrahams, genannt Baumer, der da hält das „Grand Hôtel Central“, wo ich beabsichtigte ein Frühstück einzunehmen. Und ich nahm es ein, ein Frühstück, wie es im Buche steht; nur die Austern wollten mir nicht behagen; im Gegensatz zu denen von Rio, die winzig klein, aber auch sehr delikat sind, waren die Austern in Santos von riesiger Grösse, viel grösser als die grossen holstein'schen Austern. Ich glaube, Herr Isaak vom Stamme Abrahams, hatte an dem heutigen Tage lauter Urgrossväter unter den Austern aussuchen lassen, denn die Herrschaften waren so hart, dass ich sie nicht verarbeiten konnte.

Vom Hôtel Central begab ich mich nach der Rua Visconde do Rio Branco, um Herrn Backheuser von Rio aufzusuchen, fand ihn aber nicht mehr, da er heute Morgen abgereist war. Dahingegen verplauderte ich einige sehr angenehme Stunden mit seinem Vater, Herrn G. Backheuser senior, der bereits 50 Jahren in Santos wohnt und Chef eines grossen und wichtigen Hauses ist, sowie mit dem Gerenten des Hauses, Herrn Ritter. Um 1 Uhr begab ich

mich wieder an Bord, und während ich schreibe, sind die Anker gelichtet worden, und vorüber an der schönen Barregegend steuern wir wieder dem Ozean zu.

Santos, 23. Juni 1883.

37.

Heute, am Johannistage, sind wir früh in Paranaguá angekommen. Unsere Fahrt von Santos nach hier war eine günstige, wenngleich der Dampfer, der wenig Ladung hatte, stark stampfte und daher Heulen und Zähneklappern, sowie andere unangenehme Zustände bei den Passagieren vorherrschten. Die Engländer hatten uns bereits in Santos verlassen; in Paranaguá stiegen abermals 8—10 Personen aus (unter ihnen auch ein deutschsprechender junger Brasilianer, Namens Soares, der früher Regierungslehrer in Estrella war), und hier in Antonina verliessen uns abermals mehrere Passagiere, unter ihnen auch Herr Joseph Hauer, wohlhabender deutscher Kaufmann aus Curitiba und geborner Schlesier, mit dem ich mich seit gestern sehr gut unterhalten hatte. Er gehört zu der berühmten „Rebellen"-Commission von Curitiba, die wegen Hochverraths prozessirt wird, doch scheint ihm die Angelegenheit keine besonderen Schmerzen zu machen, noch den Appetit zu nehmen. Herr Hauer ist ein intelligenter und tüchtiger Mann, der mir recht interessante Aufschlüsse über die Lage in Paraná, sowie Nachricht von vielen dortigen Bekannten gab. Unter den anderen Passagieren, die ich seit gestern näher kennen lernte, befindet sich auch der neue Rechtsrichter von Santa Christina do Pinhal, ein älterer Bahianer, der einen recht guten Eindruck auf mich machte. Er ist ein intelligenter, ruhiger und sehr gebildeter Richter und ich bin überzeugt, dass Santa Christina und Mundo Novo recht zufrieden mit ihm sein werden. Unter den wenigen Mitreisenden, die uns bleiben, ist auch ein Kaufmann aus Cuyabá, der die kleine

Reise von Matto Grosso nach Rio (circa 40 Tage) machte, um sich in Rio zu sortiren, da der dortige Handel nur gewisse Waaren in Montevideo kauft. Ich muss gestehen, dass eine derartige Reise nichts Verführerisches für mich haben würde. Mehr als 30 Tage an Bord von Dampfern zu leben, ist nicht angenehm; steht mir doch jetzt schon die Geschichte zum Halse heraus, denn es gibt nichts Unbequemeres, als solches Reisen. In Paranaguá kamen wir heute Morgen bei Sonnenaufgang an, mussten aber bis 9 Uhr liegen, ehe erst die Visite an Bord kam. Dann wurde bis 1 Uhr geladen, und um 1 Uhr machten wir uns nach Antonina auf den Weg. Auch dieses Mal habe ich mich nicht in Paranaguá ans Land setzen lassen, denn die Fahrt ist lang im Boot und es soll dort absolut nichts zu sehen sein. Kurz nach uns kam der schwerbeladene „Chatam“ an, der gleich zu löschen begann und wohl noch vor uns auslaufen wird, denn wir haben keine Aussicht, hier vor Mitternacht wegzukommen, da jetzt, um 9 Uhr Abends, noch immer gelöscht wird und das Einladen noch nicht begonnen hat, während wir doch gegen 2000 Fass Herva Mate zu empfangen haben. Dieser Umstand verzögert unsere Fahrt und wird uns zwingen, bei düsterer Nacht (gegen 2 oder 3 Uhr) die gefährliche Barre zu passiren, auf der der „Rio Branco“ verloren ging, dessen sterbliche Ueberreste soeben in Auction für ganze 10$000 Rs. verkauft worden, wobei der Käufer entschieden noch ein schlechtes Geschäft gemacht hat, da von dem schönen Schiffe absolut nichts zu retten ist.

Meine Leser kennen Antonina bereits, und somit hätte ich an Bord bleiben können, da meine Pflicht als Reporter mich nicht rief; doch wenn man schon einige Tage an Bord ist, liegt ein eigener Reiz darin, einmal wieder an Land zu gehen, und da wir lange Stunden hier liegen mussten, ging ich denn mit Herrn Hauer los, und bald hatten wir das gastliche Haus der Frau Rosskamp wieder gefunden, wo uns Morretes-Bier gar trefflich mundete, diese wahre und echte Blume allen Nationalbieres. Ich begab mich sodann nach dem Telegraphen, wo es gemüth-

lich zugeht, denn der Telegraphist war gerade spazieren gegangen, und ich musste eine halbe Stunde warten, ehe er geruhte zurückzukehren. Sodann gingen wir zu Frau Rosskamp zurück und nahmen dort ein frugales Mittagessen ein, welches trefflich mundete nach der tagelangen Schiffskost. Ich besuchte nun noch einmal sämmtliche Strassen von Antonina, fand aber ausser den bereits früher erwähnten Merkwürdigkeiten nur noch eine, nämlich eine alte Ruine mit gähnenden Fenstern und Thüren, Alles offen und zerfallen, überhaupt unausgebaut, an der aber ein neues Schild mit der stolzen Inschrift „Hospital da Santa Casa“ prangt. Seltsame Idee! Ein Hospital kann die Ruine nicht sein, höchstens einmal zu einem solchen bestimmt, wenn sie je ausgebaut werden sollte. Wahrscheinlich hat man das Schild angebracht, um die Fremden zu veranlassen, ihr Scherflein zum Ausbau des bereits seit 20 Jahren so stehenden Gebäudes beizutragen. Die Strassen von Antonina waren gänzlich verödet, trotz Sonn- und Festtag; nur die Aasgeier marschirten gravitätisch auf und ab und schüttelten ihre Häupter ob der Fremden, die die heilige Sabbathstille störten. Erst gegen Abend wurde es lebendig; irgendwo in der Nähe war Carreira gewesen, und die ritterliche Jugend von Antonina kam nun zurück, um bei Frau Rosskamp ihr spätes Mittagsmahl einzunehmen und die Ereignisse des Rennens in umständlicher Weise zu besprechen. Einen seltsamen Eindruck machte es übrigens auf mich, dass ein Neger sich mit den jungen Leuten (meistens deutscher Abkunft) an den Tisch pflanzte und mit stolzem Selbstbewusstsein von Weissen bedienen liess. Es heisst da natürlich auch: ländlich — sittlich, und schliesslich kann ja der schwarze Staatsbürger ein recht verdienstvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft gewesen sein. Gegen Abend kehrte ich an Bord zurück und warte nun in Geduld ab, dass wir unsere Ladung eingenommen haben, um uns wieder auf den Weg zu machen. Ich habe früher schon erwähnt, dass von der Barre von Paranaguá ab bis Antonina die ganzen Höhenzüge, die das Bassin einschliessen, mit dichtem Urwald bedeckt sind, in dem man nicht eine Lichtung ge-

hauen sieht. Herr Hauer sagte mir, das Land sei ganz vortrefflich und sehr fruchtbar, aber — es fehlt an Menschen, und die Unvernunft der Regierung hat Paraná durch ganz verfehlte Massregeln derartig in Verruf gebracht, dass die reiche und schöne Provinz in der ersten Zeit wohl noch nicht auf verstärkte Einwanderung rechnen kann. Leider ist es ja fast immer der Unverstand der Regierung, der da Hindernisse schafft, wo die Natur Alles bietet, was nöthig ist zu einer günstigen Entwickelung der Einwanderung und Colonisation. Freilich wenn solche Schwindeleien stattfinden, wie hier, wo Potentaten ein Stück Land für 15 Contos kauften und es der Regierung für 90 wieder verkauften, und zwar Land, auf dem absolut nichts wächst, dann ist es kein Wunder, dass die Colonisation nicht vorwärts schreitet. Ich knüpfe noch immer grosse Hoffnungen an diese schöne und reiche Provinz, in der sich das Deutschthum, wenigstens in der Hauptstadt und ihrer Umgebung, so kräftig und eigenartig entwickelt. Mögen die Landsleute von Paraná fortfahren auf der betretenen Bahn; auch sie haben ein Stück Culturgeschichte zu machen und werden einstens mit uns und mit den Deutschen von Santa Catharina kein unwichtiger Faktor in der Geschichte Südbrasiliens sein.

Morgen werden wir, wenn Alles gut geht, gegen Mittag in Desterro sein und dort werde ich wieder schreiben. Mittwoch Morgen müssen wir die Barre erreichen; ob wir aber hinein kommen werden, ist eine andere Frage an das Schicksal, die noch offen bleibt.

Antonina, 24. Juni 1883.

38.

„Der Passagier denkt und der Commandant lenkt“ musste ich unwillkürlich ausrufen, als mir der Commandant des „Rio de Janeiro“ gestern Abend in Antonina mittheilte, dass wir bis 1 Uhr zu laden hätten und demzufolge erst heute Morgen von Antonina auslaufen würden. Die natürliche Folge davon war, dass wir um 8 Uhr Morgens hier in Paranaguá waren, aber bis 4 Uhr Nachmittags liegen blieben, da es uns ja doch nichts genützt hätte, des Nachts in Santa Catharina einzulaufen, wo wir sowieso den Morgen hätten erwarten müssen. Dieser Aufenthalt vorlängerte unsere Reise also um einen ganzen Tag, und damit trat die Nothwendigkeit an mich heran, in Paranaguá an Land zu gehen, was ich auf der Herreise und auch gestern nicht gethan hatte. Ich musste aber der Familie telegraphiren und die Verzögerung der Reise mittheilen, weshalb ich denn nach dem Frühstücke im Boote des Hafen-Kapitäns, der so freundlich war, mich an Land zu bringen, die Seefahrt nach Paranaguá antrat. Mit einem vorzüglichen Boote und vier tüchtigen Matrosen an den Rudern brauchten wir reichlich eine halbe Stunde, so weit ab liegt der Ankerplatz und so unbequem sind die Sandbänke an der Mündung des Itaberé, an dem die Stadt liegt. Das Erste, was mir wieder auffiel, waren Ruinen und Aasgeier, just wie in Antonina. Eine Menge früher angefangener und später nicht ausgebauter Häuser zeigen da die hohlen Räume ihrer Fenster und Thüren und sind von Schlingpflanzen üppig überwuchert. Dicht neben dem grossartigen, modernen Palais des Visconde de Nacar steht eine solche Ruine, die einen ebenfalls vollständig verwilderten Garten umschliesst. Eine geradezu imponirend schöne Ruine ist am Ende der Rua do Imperador, die einer alten, ebenfalls angefangenen und unausgebauten Kirche, die wahrhaft stylvoll und schön in ihren Details ist. Die Jesuiten, die einstens Paranaguá gegründet haben, hatten diese Kirche aufgebaut und Pom-

bal's Edikt überraschte sie noch beim Bau derselben. Die Arbeit blieb liegen und ist nie wieder aufgenommen worden, da das Bauwerk keine eigentlichen Eigenthümer hat. So steht die aus gewaltigen Quadern aufgeführte, architektonisch vorwurfsfreie Kirche nun dort als Ruine, und in ihrem Innern wachsen bereits grosse Bäume, denn mehr als ein Jahrhundert ist verflossen, seit ihre Erbauer vertrieben wurden. Der belebteste Theil der Stadt ist der Hafen, wo die Güter für die Alfandega ausgeladen werden und wo die Lanchões (Grosse Frachtböte oder Leichterschiffe) und die beiden kleinen Dampfer, die den Itaberé bis nahe an Morretes befahren, anlegen und den Verkehr mit dem Innern vermitteln, den die Eisenbahnen in nicht ferner Zeit an sich ziehen wird. Der Hafen hat einen guten Quai aus Quadersteinen, der gerade kein Kunstwerk, aber sehr solid und nützlich ist. An ihm liegen Alfandega, Municipalkammer, Telegraphenamt und andere öffentliche Stationen. Die Strassen sind gepflastert und zeichnen sich sehr durch schönes breites Trottoir aus, sind aber in üppigster Weise mit Gras bewachsen, denn Paranaguá ist ein schwach bevölkerter, fast todter Ort. Ich bin durch ganze Strassen gegangen, in denen ich keine lebende Seele gesehen habe. Die Stadt ist nicht klein, grösser als Antonina, war aber augenscheinlich früher auf viel grössere Proportionen berechnet, als sie wirklich erreicht hat. Sie zählt (ausser der oben erwähnten Ruine) vier Kirchen und hat ein kleines Marktgebäude, in dem ich nur Fleisch und Bananen fand, und bei dem sich ein sorgfältig geschlossener kleiner Garten befindet, der in Zukunft wohl zum Campo de Sant'Anna von Paranaguá werden soll. Ich sah in den Strassen nur sehr wenige deutsche Firmen. Das grösste Import- und Exportgeschäft des Ortes und der Provinz ist allerdings ein deutsches, das der Herren Drusina, Stolle & Comp. Herr Drusina ist deutscher Consul. An Consuln ist überhaupt Ueberfluss in Paranaguá, in jeder Strasse sieht man Consulatsschilder, manchmal zwei und drei an einem Hause. Dahingegen soll es in der Hauptstadt Curitiba gar keinen Consul geben, allerdings ein merkwürdiges Ding, und es

wäre mindestens wünschenswerth, dass dort ein deutsches Consulat etablirt würde, da das deutsche Element in Curitiba sehr stark, in Paranaguá hingegen nur unbedeutend ist. Ausser der Firma Drusina, Stolle & Comp. sah ich noch die eines deutschen Bierhauses, sonst sind mir keine deutschen Namen zu Gesicht gekommen. Paranaguá ist wohl hauptsächlich seiner schlechten Gesundheitsverhältnisse halber nur schwach bevölkert, und die können nicht günstig werden, so lange die Ebbe im Itaberé unendliche Mengen stinkenden Schlammes blosslegt, auf dem nachher die Strahlen der subtropischen Sonne brüten. Dazu kommt noch, dass die Masse von Wasser und die hohen Gebirge das Klima so feucht machen, dass es fast täglich regnet, so dass also nur schwerlich an eine Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse zu denken ist. Es ist schade, denn Paranaguá ist ein ruhiges, nettes Städtchen. Ich hatte circa zwei Stunden auf den Besuch der Stadt und ihrer nächsten Umgebung verwandt, und da ich kein Fuhrwerk nach der drei Kilometer weiten Station der Eisenbahn am Porto do Gato zu finden wusste, beschloss ich den leidigen Durst an irgend einer Bierquelle zu löschen. Ich fragte also einen Bekannten, der mit uns von Rio gekommen und eben am Auspacken seiner Waaren war, ob es nicht ein deutsches Wirthshaus gäbe. Die verneinende Antwort, die mir wurde, war mir der beste Beweis für die geringe Zahl von Deutschen in Paranaguá, denn wären ihrer mehr hier, so gäbe es gewiss ein deutsches Wirthshaus, wenn nicht gar eine „Germania“ oder einen deutschen Club. Nichts von Alledem in Paranaguá, und so begab ich mich denn in eine brasilianische Conditorei, die im Besitz eines kleinen Kneiplokales mit einem Tisch ist, und dort bekam ich wirklich gutes Bier. Der Name des verdienstvollen Mannes, der Paranaguá mit diesem Muster-Etablissement beschenkt hat, in dem es sogar deutsches Cavallo-Bier (Hamburger Rittermarke) gibt, ist Camargo Penteado, und wenn er auch nicht penteado (gekämmt), sondern ungekämmt gewesen, ich hätte ihn in diesem Augenblick doch für ein sehr liebenswürdiges Subjekt gehalten. Nachdem ich mich er-

frischt und Alles gesehen hatte, was in Paranaguá sehenswerth ist, nahm ich mir ein Boot und kehrte in dreiviertelstündiger Fahrt (mit nur zwei Rudern) an Bord des stolzen „Rio de Janeiro“ zurück, um mich pflichtschuldigst mit meinen Lesern zu beschäftigen, sintemalen wir um 4 Uhr abfahren und eine halbe Stunde später die hohe See erreichen, wo es dann mit allem Schreiben vorüber ist, denn wir haben sehr wenig Ladung und Passagiere und der leere Dampfer stampft wie toll.

Paranaguá 25. Juni 1883.

39.

Da wären wir wieder einmal im alten Neste, d. h. in Desterro, welches mir so lieb ist schon aus den Zeiten der schönen Jugend her. Wir fuhren gestern programmgemäss um 4 Uhr Nachmittags von Paranaguá weg uud kamen $5^1/_2$ Uhr über die gefährliche Barre, wo vom „Rio Branco“ auch nicht eine Mastspitze mehr zu sehen ist. Ich muss hier einen seltsamen Gebrauch erwähnen, der mir nicht nur nutzlos, sondern geradezu unsinnig erscheint. Sobald die Dampfer in die Nähe des Forts an der Barre von Paranaguá kommen, löst sich von jenem ein kleines Boot mit zwei Ruderern ab und fährt den Dampfern entgegen. Der Commandant des Dampfers fertigt dann eine Liste der an Bord befindlichen Passagiere an, steckt sie in eine Flasche, versiegelt diese und wirft sie ins Meer, wo sie dann von den Leuten im Boote aufgefischt und in die Festung gebracht wird. Wozu dies dienen soll, ist mir unbegreiflich, denn eine erfolgreiche Controlle kann ja doch nicht ausgeübt werden. Bald waren wir auf hoher See, und zwar war dieselbe wider Erwarten ruhig, so dass ich einen sehr schönen Abend auf Deck zubrachte und auch eine „gut schlafende“ Nacht hatte. Schon vor Tagesanbruch hielten wir an der Barra do Norte vor der Festung und um 7 Uhr

Morgens hatten wir im Hafen von Desterro geankert, in dem ausser einigen grösseren Segelschiffen noch der kleine Dampfer „S. Lourenço“ lag, der ebenfalls der „Companhia Nacional“ gehört und den Verkehr mit S. Francisco und Itajahy vermittelt. Kaum lag unser Anker auf dem Grunde, so erschien auch schon die Visite an Bord, und wie weisse Möven kamen von allen Seiten die Boote dahergeschossen, die sich hier die Ehre streitig machen, Passagiere an Land zu führen. Es waren da weit mehr Boote als Passagiere, und die guten Bootsführer redeten sich die Zunge aus dem Munde, um die Vortheile ihrer betreffenden Fahrzeuge anzupreisen. Selbst hierin zeigt sich der Unterschied zwischen Paranaguá und Desterro: dort sieht man kaum ein Boot, hier kommen sie dutzendweise! Schon an der Ausschiffungsbrücke empfing mich Herr Rudolf Helm, der mich zu seinem Schwiegervater Herrn Brandes (in Firma Trompowsky, Brandes & Comp.) brachte, mit dem ich eine frühere Bekanntschaft erneuerte. Er war vor vier oder fünf Jahren in Rio Grande gewesen, und ich hatte eine Reise nach Santa Cruz mit ihm gemacht. Herr Brandes ist ein reicher Mann, sein Geschäft, dem auch Herr Helm als Associé angehört, ist ein blühendes und überhaupt soll es in Desterro eine grössere Zahl reicher Leute geben, als man im Allgemeinen voraussetzt. Ich ging nach dem Telegraphenamt und um 10 Uhr frühstückte ich mit Herrn Helm im Hôtel do Brasil, um später Herrn Estacio an der herrlichen Praia de Fóra einen Besuch zu machen und mich um 11½ Uhr wieder einzuschiffen. Je mehr ich mich in Santa Catharina umsehe, um so mehr gefällt mir der Ort. Der schöne Hafen, die reizende Lage, die zwar schlecht gepflasterten, aber reinlichen Strassen und hauptsächlich das frische Leben und Treiben, welches so sehr günstig gegen die Stille und Oede von Paranaguá und Antonina absticht, machen einen guten Eindruck, der noch erhöht wird durch das freundliche und bescheidene Benehmen der Eingeborenen und — durch die herrlichen Austern, die dort unter aller Kritik billig sind. Leider scheint die Missregierung der an und für sich schon kleinen und mittellosen Provinz etwas

ganz Ausserordentliches zu sein. Ich hörte darüber die wunderbarsten Dinge. Santa Catharina, welches trotz seiner blühenden Colonien nur sehr geringe Einnahmequellen hat, besass eine ganze Anzahl von Steuern, die wohl nicht ganz verfassungsmässig waren, so hauptsächlich die Steuer von 60$000 Rs. für jeden Cargueiro, der Waaren aus Paraná oder aus Rio Grande brachte. Sehr zu rechtfertigen war diese Steuer allerdings nicht, aber sie war rentabel und schützte auch den Handel der Provinz vor der Concurrenz, die hauptsächlich von Seiten Rio Grande's wegen des Specialtarifes gefährlich war. Doch will ja die Regierung mit solchen Steuern aufräumen, und der neue Präsident der Provinz fand Mittel und Wege, die Abschaffung der interprovinzialen Steuern von der Mehrheit der Assembléa zu erreichen. Freilich blieb ein grosses Loch im Budget, das wurde aber mit Papier verstopft, d. h. man veranschlagte die Einnahmen höher, als sie wirklich sind und gelangte dazu, einen Saldo von 20—30 Contos auf dem Papier zu präsentiren, während in Wahrheit ein enormes Defizit vorhanden ist. Der Herr Präsident erreichte dies Alles durch kleine Hausmittelchen, wie da sind: Anstellungen für Söhne von Deputirten, Zollbefreiungen für gewisse Industrien, vortheilhafte Contrakte etc. Vergebens boten die vernünftigen und patriotischen Deputirten, vor Allem Herr Ferdinand Hackradt jun., alles Mögliche auf, um ein derartiges Vorgehen zu verhindern. Es war unnütz, der Präsident hatte die Mehrheit für seinen Humbug gewonnen und die Geschichte ging durch. Natürlich hat der Präsident nach ausgeführter Heldenthat seine Entlassung verlangt, denn regieren kann er nicht mit solch einem Budget. „Nach mir die Sündfluth“ denkt er und überlässt es seinem eventuellen Nachfolger, sich herauszuwickeln, so gut es gerade gehen mag. Es herrschte in Desterro in allen Kreisen tiefe Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen, und man sieht keine glückliche Zukunft für die kleine Provinz voraus, die bei einer einigermassen vernünftigen Regierung und Vertretung trotzdem und alledem vortrefflich emporkommen könnte, denn sie besitzt herrliches

Land und viele natürliche Reichthümer. Es ist möglich, dass der Bau der projektirten Eisenbahnen etwas mehr Leben in die Provinz bringt; vor Allem braucht dieselbe aber, wie wir auch, Einwanderer, Einwanderer und nochmals Einwanderer! Allein die Insel, auf der Desterro liegt, könnte eine Goldgrube sein, wenn sie mit tüchtigen Bauern besetzt wäre. Der Kaffee gedeiht auf ihr in herrlichster Weise; ich habe Baum an Baum in den Gärten stehen sehen, und sind die Preise noch so niedrig, so macht es doch immer noch Rechnung, Kaffee zu pflanzen, denn 4$000 Rs. gilt die Arroba (= 32 Pfund) noch immer. Bei uns in Rio Grande pflanzt man Bohnen und Mais, die viel weniger geben und viel mühsamere Arbeit verursachen, und dennoch kommen unsere Bauern durch. Uebrigens muss ich zur Ehre Santa Catharina's bemerken, dass die ganze Küste entlang bis zur Barre Ansiedelungen sind und dass man auch fast in allen Wäldern Anpflanzungen sieht. Es wird hier entschieden viel mehr gearbeitet, als in Paraná, und deshalb ist es auch nicht zu verwundern, wenn ein regeres Leben und Treiben in der Stadt herrscht. Gegen Mittag empfahl ich mich den Herren Brandes, Helm und Estacio, die mich zur Einschiffungsbrücke begleitet hatten, und begab mich wieder an Bord. Seit einer Stunde sind wir unterwegs und nähern uns der Barre; schon hier gehen die Wogen hoch und allem Anscheine nach werden wir draussen viel See haben. Trotzdem denkt der Kapitän, morgen Abend vor der Barre zu sein, so dass ich übermorgen wieder riograndenser Land betreten werde, wenn auch nur auf kurze Zeit. Bekommen wir starke See, so ist es wahrscheinlich, dass ich meine Briefe mit diesem abbreche, bis zu meiner Rückkehr nach Rio. Bleibt das Wetter aber so, dass man schreiben kann, so werde ich nicht unterlassen unsere Einfahrt in die Barre und was d'rum und d'ran hängt zu berichten.

Desterro, 26. Juni 1883.

40.

Endlich komme ich wieder dazu, mich mit meinen Lesern zu unterhalten. Zum letzten Male schrieb ich am Tage, an dessen Abend wir vor der Barre ankerten; inzwischen bin ich in Porto Alegre gewesen und wieder nach Rio zurückgekehrt, habe also 20 Tage auf der Reise zugebracht und hätte meinen Lesern über Manches berichten können, wenn es mir die ewige Unruhe an Bord gestattet hätte. Auf der Reise nach Rio Grande konnte ich schreiben, denn wir hatten nur 10 Passagiere an Bord; jetzt aber, auf der Rückfahrt, war der Casus ein ganz anderer: wir hatten sehr viele Passagiere, und ich hatte ein Anhängsel von 8 Personen, welches mir recht viel Arbeit und Mühe machte. War doch mein ganzes grosses und kleines Volk nicht an Seereisen gewöhnt und hatte daher volles Lehrgeld zu zahlen. Glücklicherweise hatten wir sehr günstiges Wetter; die See war spiegelglatt, ein schwacher Nordost verursachte uns keine grösseren Schwierigkeiten, und kein unangenehmer Zufall, wie der Bruch der Ruderkette auf der Reise nach Rio Grande, trat ein. Wir statteten Desterro, Antonia und Santos die pflichtschuldigen Besuche ab, und ich fand dort Alles beim Alten. Nur in Santos war ein Unterschied: Ich liess mich vom Collegen Palmeiro (der auch an Bord war) verführen, in's „Grand Hôtel" statt zum Sohne Abrahams in's „Grand Hôtel Central" zu gehen, und habe es schwer bereut, denn das Frühstück war ungeniessbar, die Bedienung unter aller Kritik und das Etablissement seines Rufes unwürdig. Oh, würdiger Isaak Baumer, Deine Vorfahren haben sich nicht stärker nach den Fleischtöpfen Egyptens zurückgesehnt, als ich nach den Deinen. Uebrigens sah ich dieses Mal die ganze Stadt, denn Freund Curvello (der jetzt Alfandega-Inspektor in Santos ist) war an Bord gegangen, um mich an Land zu holen; da er mich nicht mehr an Bord fand, suchte er mich auf und fand uns auch im Jardim Publico, von wo aus wir dann die ganze

Stadt durchwanderten, die recht gross und auch hübsch gebaut ist. Das Theater ist ein imponirendes Gebäude, ebenso ein Schulgebäude, welches von zwei Baronats-Aspiranten für 44:000$000 Rs. (M. 88 000) gebaut wurde. Das Hübscheste an Santos ist die Montserrate-Kirche hoch oben auf dem Berge, an dessen Fuss die Stadt liegt; das Imponirendste die Alfandega, die circa 1000 Contos gekostet haben soll, von denen ausnahmsweise nicht mehr als 500 gestohlen wurden, wie seinerzeit Fama erzählt hat. Das ebenso hübsche wie ausgedehnte und praktisch eingerichtete Gebäude enthält alle nöthigen Bequemlichkeiten, — nur Eins fehlt ihm, nämlich eine Landungsbrücke, denn die, welche es besitzt, fallen beim ersten Stosse zusammen. So geht es nun einmal in Brasilien; ein kleiner „rabo“ (Schwanz) muss immer noch bleiben . . . Curvello brachte uns in seinem Escaler an Bord, und bald dampften wir wieder aus dem Hafen hinaus.

Es war am 12. Juli Morgens 6 Uhr, als ich vom Badezimmer aus den Zuckerhut dicht vor mir sah; wir hatten die Strecke von Santos nach Rio in 19 Stunden zurückgelegt, und um 7 Uhr befanden wir uns bereits in der herrlichsten Bai der Welt. Um 7½ Uhr rasselten unsere Ankerketten und wir lagen fest im Hafen von Rio. Das herrliche Panorama entrollte sich abermals vor meinen Blicken; und abermals sah ich es mit wahrem Entzücken. Es ist ja auch ein prachtvolles Stück Erde; wenn nur die Menschen darauf besser wären . . . Mutter Natur hat ihr Füllhorn über Rio ausgeschüttet, das ist zweifellos, und niemals sieht man es besser, als bei der Einfahrt in den Hafen. Ich liebe Rio nicht, wie meine Leser wissen; dennoch aber heimelte es mich ordentlich an, als ich es jetzt wieder sah; der Mensch ist eben ein Gewohnheitsthier und gewöhnt sich an Alles, auch an Rio de Janeiro.

Kaum lag der schöne Dampfer still, als ich auch schon in einer der heranschiessenden Dampfbarkassen das röthlich strahlende Antlitz meines Freundes Avila erkannte, der mit seiner Familie kam, um uns zu empfangen und an Land zu führen. Bald erschien auch Herr J. J. Carvalho Bastos

und wir fuhren zusammen an Land. Am Quai Pharoux stiegen wir aus, und nachdem wir uns in der Rua Direita von den Freunden verabschiedet, die uns empfangen hatten, bestiegen wir den Bond nach dem Plano Inclinado und kamen gegen 10 Uhr im Hôtel von Santa Theresa an, in diesem besten aller Rio-Hôtels, welches eine Lage hat, wie man sie sonst nur in der Schweiz trifft.

Rio, 12. Juli 1883.

41.

Ich bin noch immer nicht recht zur Ruhe gekommen und habe mich seit meiner Ankunft auch nicht der besten Gesundheit erfreut, so dass ich recht wenig zur Arbeit aufgelegt bin. Doch bei Unsereinem heisst es ja: „der Bien muss“, und so sitze ich denn wieder am Schreibtisch, um mich mit meinen Lesern zu unterhalten. Gestern Abend wohnten wir der 7. Vorstellung des „Excelsior“ bei, dieses Riesenballets, welches in allen grossen Städten der Welt Furore gemacht hat. Die betreffende Gesellschaft (die hier für Rechnung des Impressario Ferrari, von der italienischen Oper arbeitet) gibt nur dieses eine Ballet, zählt aber 400 Personen und führt Dekorationen, Maschinerien, glänzende Garderobe, Kameele, Pferde u. s. w. mit sich. Die Vorstellungen finden hier im kaiserlichen Theater D. Pedro II. statt, welches sehr geräumig (es kann im Nothfall 6000 Zuschauer unterbringen), aber nichts weniger als schön und elegant ist. Von aussen sieht es einem Schuppen ähnlich, und auch im Innern lässt die Ausstattung viel zu wünschen übrig. Unser kleines Theater in Porto Alegre ist viel eleganter, aber auch viel mehr verbaut, denn in einem nicht viel grösseren Raume bringt das kaiserliche Theater, wie schon gesagt, circa 6000 Zuschauer unter, während das unsrige kaum 1000 aufnehmen kann. Die Anlage ist derartig, dass man von allen Logen aus fast den vollen

Anblick der Bühne hat; es sind zwei Reihen Logen (1. und 2. Rang), ausserdem aber eine sehr geräumige Gallerie (vulgo Heuboden), die den 3. Rang ersetzt. Ausser den Logen gibt es noch die Varandas (Sperrsitze), die cadeiras (Separatsitze) und geraes (allgemeine Sitze) in der Platéa-(Parquet) Logen kosten für „Excelsior“ 60$000 (M. 120) Varanda- und Cadeira-Plätze 10$000 Geraes und Gallerien 5$000 Rs., Preise, die uns armen Porto-Alegrensern fast unerschwinglich erscheinen, und dennoch hat die Gesellschaft stets ein volles Haus gehabt. Die Vorstellung, der wir beiwohnten, war die vorletzte, schon hatten sechs andere stattgefunden, und dennoch war das Haus voll. Die Beleuchtung ist nicht die beste, d. h. im Zuschauerraum, denn auf der Bühne ist sie brillant. Neben dem Hauptgebäude ist eine grosse Halle, in der Getränke, Gefrornes, Pastetchen etc. verkauft werden, und während der Pause bieten Diener dieses Geschäfts die Sachen in den Logen an, eine sehr nützliche Einrichtung, an der sich Porto Alegre ein Beispiel nehmen könnte. In den Logen herrscht grosser Luxus; Damen und Herren erscheinen in Gala; dahingegen geht man in Sperrsitze und Parterre, wie man will, und der grössere Theil der Familien zieht daher diese Plätze aus Rücksichten der Sparsamkeit vor. Ueberhaupt kennt man in Rio keine Prüderie, was Familien anbelangt; sind in einem Bond nur noch wenig Plätze, so setzen sich Damen mitten unter wildfremde Menschen, ebenso wie im Parterre des Theaters. Die grosse kaiserliche Loge, in der Mitte des ersten Ranges, wird nur an grossen Festtagen vom Hofe benutzt; gewöhnlich befindet sich der Kaiser in seiner Proscenium-Loge, von wo er die Bühne in nächster Nähe übersieht. Er hatte den sechs ersten Vorstellungen beigewohnt und fehlte an dem Abend, an dem ich im Theater war, zum ersten Male.

Doch nun zum Ballet: Der Gesammteindruck des „Excelsior“ ist ein äusserst glänzender. Das Riesen-Ballet füllt einen ganzen Abend aus, und trotzdem kein Wort auf der Bühne gesprochen wird, ermüdet der Zuschauer nicht. gegen 200 (meistens hübsche) Weiber, unter ihnen Tänze-

rinnen ersten Ranges, überaus glänzende Kostüme, herrliche Dekorationen, prachtvolle Lichteffekte, künstliche Gruppirungen etc. lassen den Zuschauer nicht ermüden. Das Motiv des Ballets ist der Kampf der Dunkelheit gegen das Licht; die Dunkelheit (der Obskurantismus) wird durch einen Ritter aus dem Mittelalter vorgestellt, das Licht durch den Genius des Fortschritts. Beim Beginn des Balles liegt der Genius des Fortschritts gefesselt zu Füssen des Obskurantismus; die Inquisition blüht und Elend und Verkommenheit herrschen auf der Welt. Da beginnt der Kampf, der Genius befreit sich von den Fesseln und steht in blendender Schönheit, von elektrischem Lichte übergossen. Auf einen Wink von ihm eröffnet sich der Hintergrund und der Tempel des Genius und der Wissenschaft erscheint; Licht und Civilisation reichen sich die Hand und zahllose Genien umschweben sie im Tanze. Die nächste Abtheilung zeigt uns eine ländliche Bevölkerung in der Nähe von Bremen, am Strande der Weser; Papin erscheint dort mit dem ersten von ihm erbauten Dampfboot; sie wollen Papin ertränken, aber der Genius des Fortschritts erscheint plötzlich und rettet ihn; auf einen Wink von ihm öffnet sich der Hintergrund, und man sieht den Hafen von New-York; Lokomotiven befahren Bahnen, die zwei Felsen verbinden und ein modernes Dampfschiff fährt vorüber. Der Obskurantismus entflieht und der Genius triumphirt. Die nächste Abtheilung zeigt uns Volta's Laboratorium in Como; er arbeitet an der Bildung seiner Säule; endlich gelingt es ihm, den elektrischen Funken hervorzurufen; der Obskurantismus erscheint, will die Säule zerstören, erhält aber einen elektrischen Schlag, der ihn betäubt; der Genius des Lichts erscheint, der Hintergrund öffnet sich, und man sieht das Telegraphen-Amt, wo Hunderte von Genien Telegramme empfangen und austragen, in einem wirklich reizenden Ballet. Der Obskurantismus entflieht und das Licht triumphirt abermals. Die nächste Abtheilung zeigt uns die Wüste Sahara in brillanter Ausführung; eine Karawane (mit lebendigen Kameelen) zieht über die Scene; der Samum kommt heran und Beduinen benutzen die momentane Unordnung

der Karawane, um sie zu überfallen und zu berauben, worauf sie auf flüchtigen Rossen entfliehen. Der Wüstenwind wird immer stärker, der feine Staub bedeckt die Karawane, die ganze Bühne ist ein Staubwirbel. Nur der Obskurantismus steht aufrecht in demselben und freut sich der Sache; möge der Fortschritt jetzt Mittel finden, den Wüstenweg zu verbessern . . . Da erscheint der Genius des Lichtes, der Horizont öffnet sich, und man sieht den Canal von Suez, den stolze Schiffe durchfahren. Wieder wechselt die Scene; wir befinden uns in Ismaïla, wo Hunderte von Reisenden aller Farben und Stämme sich in ihren Originaltrachten zusammenfinden. Hier wird noch die Befreiung der Sklaven mimisch dargestellt, eine Bajadere führt einen üppigen Tanz aus, andere Ballet-Einlagen entzücken den Zuschauer. Die folgende Abtheilung zeigt den Mont-Cenis-Tunnel; die Franzosen arbeiten auf ihrer Seite, der Obskurantismus lacht sie aus; aber der Genius des Lichtes erscheint, die letzte Schicht wird durchbrochen, Franzosen und Italiener stossen aufeinander und umarmen sich im Freudentaumel. Die nächste Abtheilung zeigt uns Genien des Ruhmes, die Lesseps' Büste tragen. Der Obskurantismus ist besiegt, er will fliehen, der Genius des Lichtes hält ihn aber zurück; auf seinen Wink öffnet sich der Hintergrund, man sieht die allegorisch dargestellte Verbrüderung aller Nationen und die Erde öffnet sich und verschlingt den Obskurantismus. Nun verschwinden die Wolken; die Scene stellt einen grossen Tempel dar, in dem alle Nationen sich umarmen; die Genien des Fortschrittes, der Civilisation und der Eintracht segnen sie. Das Schlusstableau zeigt dann die Apotheose des Lichtes und des Friedens, in prachtvoller Gruppirung. Die ganze Handlung ist mit Balleteinlagen gespickt, und Hunderte von Tänzern und Tänzerinnen sind stets auf der Bühne. Die Kostüme sind prachtvoll, die Scenerien überraschend schön, kurz — das Ganze lässt nichts zu wünschen und Schöneres ist in diesem Genre wohl auf der ganzen Welt nicht zu sehen. Ferrari kennt sein Publikum; er weiss, dass Rio ein Platz ist, der Derartiges liebt und bezahlen kann. Keine andere Stadt Brasiliens (vielleicht mit ein-

ziger Ausnahme S. Paulo's) ist in der Lage „Excelsior" zu sehen; der Spass wird zu theuer, und was unsere Porto-Alegrenser Bevölkerung in einem halben Jahre zu ihrem Unterhalt braucht, würde kaum ausreichen, um acht Vorstellungen dieses Ballets zu bezahlen. Also müssen sich meine Leser mit der obigen Beschreibung begnügen. Schicken kann ich ihnen die Leute nicht.

Rio, 19. Juli 1883.

42.

Dieses Mal habe ich den Tribut, den ich Rio bei meiner vorherigen Anwesenheit schuldig blieb, in ziemlich ausländlicher Weise bezahlt. Seit acht Tagen ist meine Wohnung ein Hospital im Kleinen: Alles ist krank; Fieber (d. h. kein gelbes), Erkältungen, Magenbeschwerden, Neuralgien und wie das Zeug sonst heisst, haben Alle zu gleicher Zeit attakirt, und diese acht Tage werden in meiner Erinnerung wohl nur fortleben durch die bedauernswerthe Höhe der Zahlungen an Arzt und Apotheker, denn sonst sind wir nicht aus dem Hause gekommen, und mir selbst ist es nicht möglich gewesen, regelmässig zu arbeiten. Jetzt scheint es, als ob der schuldige Tribut gezahlt sei und Ruhe eintreten werde. Juli, August und September sind im Allgemeinen die Monate, die man in Rio für die gesündesten hält; leider aber bemerken wir wenig davon, denn gegen alle Regel fährt das gelbe Fieber fort Opfer zu fordern und zwar 6—8 pro Tag, trotzdem die Zeitungen nur 2 oder 3 im Obituarium aufführen. Die Pocken grassiren ebenfalls in ihrer schlimmsten Form (variola hemorrhagica) und es fehlt nicht an anderen Krankheiten in dieser „gesündesten" Epoche Rio's. Mein bekanntes „Pech" hat sich also auch hierin bewährt; das Jahr, in dem ich nach Rio komme, ist das einzige, in dem die Wintermonate der Epidemie kein Ende machen . . .

Seit Dienstag dieser Woche empfangen Graf v. Eu und die Kronprinzessin wieder und zwar an jedem Dienstag von 5 bis 7 Uhr. Graf v. Eu ist mir nicht gerade, was man eine sympathische Figur nennt, und die ultramontane Richtung der Kronprinzessin passt auch nicht zu meinen Auffassungen, — trotzdem aber werde ich nicht unterlassen, an einem der folgenden Dienstage meine Aufwartung im Palacio Isabel zu machen, denn ich bin ja in erster Reihe Reporter und muss meinen Lesern berichten, wie der Empfang im Palais der Kronprinzessin vor sich geht, nachdem ich schon zweimal über S. Christovão berichtet habe. Den Zeitungen nach war der erste Empfangsabend im Palacio Isabel sehr besetzt, trotzdem sich bekanntermassen der Graf v. Eu keiner grossen Popularität erfreut. Sein Name ist in letzter Zeit vielfach in gehässiger Weise genannt worden, und der Theil der Presse, der von der Exploration des Skandals lebt, hat versucht, Münze zu schlagen aus den finanziellen Anlagen des Prinzen, die allerdings in ungewöhnlicher Weise entwickelt sind. Nun haben aber alle derartigen Dinge zwei Seiten. Es mag nicht sehr gentil, auch nicht so recht prinzlich sein, wenn der Gatte der Thronfolgerin sein Vermögen auf dem Wege der Spekulation zu vermehren sucht, aber Niemand kann ihm das Recht absprechen, es zu thun. Graf v. Eu ist Sohn Nemour's und Enkel Louis Philipp's; er kennt aus den Erfahrungen seiner eigenen Familie die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und weiss auch, dass ein Portefeuille mit unterschiedlichen Millionen in guten Titeln ein ausgezeichnetes Ruhekissen ist, noch besser als ein gutes Gewissen. Wie weiland sein Grossvater, wie jetzt sein Vater, sucht er ebenfalls sein Vermögen zu mehren, ist sehr genau und sparsam und meint, dass er so gut wie jeder andere Kapitalist in Ankauf von Grundstücken, Bau von Miethswohnungen, Minen etc. spekuliren kann. Es wäre wohl hübscher und prinzlicher, wenn er es nicht thäte, aber Vorsicht ist bekanntermassen die Mutter vom Porzellankorb, und Niemand kann wissen, was die Zukunft in ihrem Schoosse birgt. Ein Theil der hiesigen Presse scheint der Meinung zu sein,

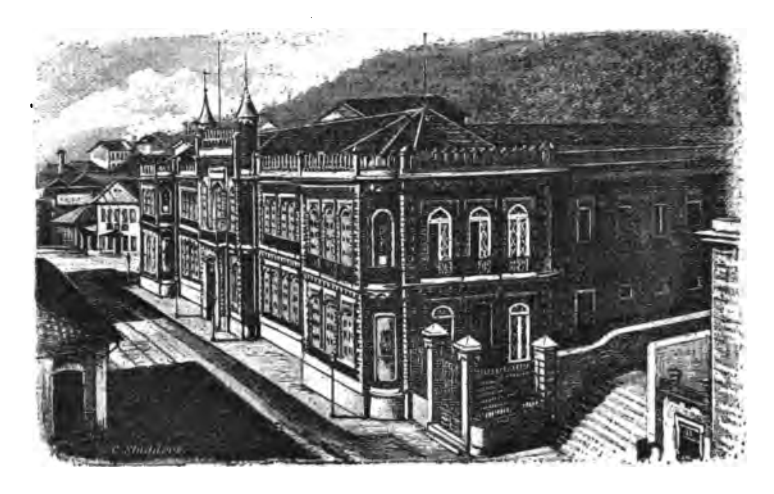
dass das Vermögen des Prinzen nicht ihm, sondern der Nation gehört und will daher die Verwendung desselben fiskalisiren, wozu ihm entschieden jedes Recht abgeht. Dieselben Auffassungen sind mir neulich bereits hinsichtlich der Civilliste des Kaisers begegnet, und in beiden Fällen muss ich gestehen, dass mir die Haltung des betreffenden Theiles der Presse nicht gerade den Eindruck des Gentlemanliken gemacht hat. Das sind eben Uebelstände der amerikanischen Verhältnisse. Die Monarchie ist eine exotische Frucht auf Amerika's Boden, wo ihr die Tradition fehlt, und so sehr der Kaiser sich auch bestrebt, sich mit einem Adelskreise zu umgeben, der durch hochtrabende Titel Respekt einflösst, so wenig gelingt es ihm, denn die hiesige Aristokratie ist doch nur ein Zerrbild der europäischen. Sie hat keine Tradition in der Vergangenheit und keine Continuität in der Zukunft; ihr fehlt das wirkliche Cachet des Adels, und sie wird immer nur eine Carrikatur bleiben, nie aber eine Kraft bilden, auf die der Thron sich wirklich stützen könnte. Wenn man diese Herren bei Licht betrachtet, so fällt Einem unwillkürlich das Wort Napoleon's ein: „Schabt den Russen ab, so kommt der Tartar zum Vorschein.“ Schabt man ein bischen an diesen neugebackenen Baronen und Viscondes, so kommt nicht gerade der Tartar, aber doch ein Menschen-Produkt zum Vorschein, welches nichts weniger als aristokratischer Natur ist. Der Adel hat seine geschichtliche Bedeutung in ganz Europa verloren vom Tage an, an dem seine Ausnahmestellung aufhörte; er behält aber die Bedeutung der Ueberlieferung, und dieselben Gesetze, die die ganze Natur beherrschen, finden auch auf diese gesellschaftliche Institution ihre Anwendung. Wer zurückblickt auf eine ganze Reihe von Ahnen, die alle ehrenvoll und tadellos denselben Namen getragen haben, ist sich der Pflicht bewusst, jener Ahnen werth zu sein, und hierin liegt ein tiefer Sinn. Nichts aber ist lächerlicher, als solch ein Baron Goldglanz oder Silbermann, Levy oder Cohn, die ihrem Namen das Anhängsel geben liessen für schweres Geld. Die Aristokratie des Geistes ist überall respektirt, sie schreitet der der

Geburt voraus, und Disraeli war nie kleiner, als an dem Tage, an dem er den Viscount-Titel annahm. Disraeli's haben wir hierzulande — leider — nicht; wir haben aber ganz tüchtige Menschen, die sich einen ehrenwerthen Namen in der Wissenschaft, in der Verwaltung, im Parlament gemacht haben und denselben nachher gegen irgend einen Adelstitel austauschen, unter dem sie Niemand mehr kennt. So ist es mir gestern auch gegangen; der frühere Senats-Präsident Visconde de Jaguary ist nämlich, 70 Jahre alt, gestorben, und erst aus den nekrologischen Notizen der Blätter erfuhr ich, dass der alte Jaguary jener Ildefonso de Sousa Ramos war, der einstens in den vierziger Jahren die 25jährige Diktatur des Visconde de Parnahyba in Piauhy brach und der seinem Vaterlande auch in anderen Stellungen die grössten Dienste geleistet hatte. Ich wuste, dass der Barão das Tres Barras s. Z. jener selbige Ildefonso de Sousa Ramos war; es war mir aber entgangen, dass aus dem Barão das Tres Barras später der Visconde de Jaguary geworden war, und so wusste ich mir nie klar zu machen, weshalb Jaguary eigentlich eine so bedeutende Rolle spielte. Der Mann hätte entschieden dabei gewonnen, wenn er bis an sein Lebensende Ildefonso de Sousa Ramos geheissen hätte; im schlimmsten Falle aber wäre eine Umtaufung genügend gewesen, zwei waren entschieden zu viel des Guten. Enfin, der alte Herr ist zu seinen Vätern versammelt und wird jetzt aus Elysiens Gefilden kaltlächelnd herabblicken auf die Komödie, die mit dem möglichen Ernste hier gespielt wird. Sein Begräbniss war brillant, und beide Parteien (er selbst war conservativ) haben im Senat und in der Kammer die grossen Verdienste des Verstorbenen anerkannt, der noch ein Ueberbleibsel aus jener grössern Epoche war, in der Brasilien noch tüchtige Menschen und grossartig angelegte Charaktere besass, was heute mit seltenen und ehrenvollen Ausnahmen, leider nicht mehr der Fall ist.

Rio, 25. Juli 1883.

43.

Heute bin ich zum ersten Male (seit 12 Tagen) ausgegangen, und galt natürlich mein erster Besuch der vorgestern eröffneten Pädagogischen Ausstellung, die wirklich des Interessanten viel bietet und sehr der Mühe werth ist, besucht und studirt zu werden. Es war entschieden ein glücklicher Gedanke des Kaisers, der diese Ausstellung ins Leben rief, denn alle Lehrer können dort viel Neues sehen und lernen. Die Ausstellung, die vorgestern mit grossem



Die Typographia Nacional.

Geräusch eröffnet wurde, (bei welcher Gelegenheit der Graf v. Eu eine Rede redete) findet im Gebäude der Nationaldruckerei statt, in diesem glänzenden Palast, der unter den vielen Riesenbauten Rio's einen Ehrenplatz einnimmt. Das stylvolle und imponirende Gebäude hatte natürlich den nöthigen Flaggenschmuck, und die Palmen-Vegetation Rio's hatte ihre Schätze geboten, um Portal, Vorsaal und Treppen passenderweise zu schmücken. Man wandelt dort buch-

stäblich unter Palmen und zwar „ungestraft“, denn man sieht viel Gutes, Schönes und Nützliches.

Die Ausstellung ist nicht gerade ausserordentlich reichhaltig, sie füllt aber immerhin sechs grosse Säle und enthält sehr viel Interessantes. Der Löwenantheil ist dieses Mal unbedingt auf Belgien entfallen, dessen Ausstellung nicht nur eine der wichtigsten ist, sondern auch das ganze Unterrichtssystem des Landes veranschaulicht. In dem betreffenden grossen Saale, der sich im Parterre des Gebäudes befindet, sieht man die vom belgischen Unterrichtsministerium organisirte, complete amtliche Ausstellung. Alles ist dort vertreten, von den amtlichen Berichten und Rechnungsablagen der Schulverwaltungen bis zu den Plänen und Photographien der verschiedenen Schulgebäude. Alle Meubles, Karten, Globen, Instrumente aller Art, Sammlungen der verschiedensten Classen, Lehrbücher, — kurz, Alles, was zum Unterrichtswesen in Belgien gehört, ist in brillanter Auswahl und in glänzendster Weise vertreten. Die belgischen Normalschulen haben Proben ihrer Arbeiten (Nähereien, Stickereien etc.) gesandt. Im Hintergrunde des Saales steht auf einem Postament die Büste König Leopolds und darunter glänzt in prachtvoller Ausführung das belgische Wappen. Die belgische Regierung ist die einzige, die die Ausstellung offiziellerweise beschickt hat, und ihr Vorgehen ist gewiss höchst dankenswerth. Die übrigen Regierungen haben sich in vornehme Zurückhaltung gehüllt. — Nicht minder interessant, wenn auch weniger erfreulich, als die Ausstellung der liberalen belgischen Regierung, ist die des „Instituts der christlichen (id est katholischen) Schulbrüder“ Belgiens, die fast ebenso reichhaltig wie die der belgischen Regierung ist. Jenes Institut wurde 1680 vom Pater de la Salle gegründet und zählt heute 12,000 Brüder, die 1200 Schulen leiten und 330,000 Schüler in jesuitischer Manier unterrichten. So wenig mir die Leutchen gefallen, so offen muss ich anerkennen, dass sie den ausgestellten Sachen nach in ihren Schulen von St. Berthui, Malone, Carlsbourg und Brüssel Vorzügliches leisten. Man erzählt sich, dass sich dieser Theil der Ausstellung der speciellen Sympathie des

kronprinzlichen Paares erfreut, welches wahrscheinlich am liebsten alle 12,000 belgische Schulbrüder und womöglich ebensoviele Schulschwestern nach Brasilien bringen möchte. — Der Saal der Vereinigten Staaten (im oberen Stock) ist ebenfalls von grossem Interesse. Man sieht dort in Allem den praktischen Sinn der Amerikaner, die Vorzügliches leisten. Ihre ausgezeichneten Landkarten, ihre Lebenskarten (zum physiologischen Unterricht), ihre physikalischen Apparate, ihre Turngeräthschaften und Schulbänke, — Alles ist überaus praktisch und grösster Beachtung würdig. — Deutschland ist in nicht vollständiger, aber dennoch würdiger Weise durch Collektiv-Ausstellungen aus Berlin, Hamburg und Karlsruhe vertreten. Da sind alle möglichen Karten, Globen, anatomische Abbildungen, Collektionen von Lehrmitteln aller Art, Bücher, Meubles u. s. w. vertreten, und hauptsächlich hat sich Hamburg (speciell Paulsen-Institut) ausgezeichnet. Die deutsche Sektion ist sehr der Aufmerksamkeit würdig und hat mich wirklich erfreut. Leider wird sie von der Presse (die für Belgien und Nordamerika schwärmt) todt geschwiegen, trotz ihrer grossen Wichtigkeit. Es ist merkwürdig, wie bei allen Gelegenheiten immer wieder die brasilianische Antipathie gegen Alles, was deutsch ist, zum Durchbruch kommt. Deutschland hat ein sehr wichtiges Contingent zur Ausstellung geliefert, das wichtigste vielleicht, wenn vorurtheilslose Fachmänner das Ganze beurtheilen; trotzdem aber wird die deutsche Sektion gänzlich ignorirt, und die Zeitungen erwähnen sie kaum. Nun, mir ist das nichts Neues; Aehnliches und Schlimmeres habe ich ja bei der ungleich bedeutenderen und wichtigeren Ausstellung von Porto Alegre zu Hause erfahren. Selbstverständlich werden die deutschen Aussteller auch hier wieder ohne jegliche Belohnung ausgehen oder wenigstens am schlechtesten bedacht werden Man verzeihe mir diese etwas bitteren Bemerkungen, die aber den Vortheil haben, wahr zu sein. — Holland, Portugal, die Republiken Uruguay und Chile sind verhältnissmässig schwach vertreten, haben aber auch manches Interessante geschickt. Dahingegen ist Spanien recht gut vertreten, und ich sah in der betreffenden Sektion

viele recht interessante Gegenstände, die beweisen, dass Spanien nicht mehr so weit zurück ist, wie es früher war, was Unterrichtswesen anbetraf. — Das brasilianische Unterrichtswesen ist in zwei Sälen vertreten. Den einen derselben hat das Collegio Abilio mit allen möglichen modernen Gegenständen gefüllt, die zum Unterrichtswesen gehören; da sieht man als Eigenthum dieses Collegs fast Alles, was in den anderen Sälen von den verschiedenen Nationen ausgestellt ist, und einen besonders hübschen Eindruck machen die Turn- und Fecht-Geräthschaften des Collegs. Dr. Abilio (alias Barão de Macahubas) weiss, dass Klappern zum Handwerk gehört und — hat nicht übel geklappert. Nicht minder grossartig, theilweise sogar wichtiger ist die Ausstellung des hiesigen Collegio Meneses Vieira, die ganz nach deutschem Zuschnitt ist und sich auch dadurch auszeichnet, dass sie allein — in der ganzen Ausstellung — eine deutsche Fahne neben der brasilianischen zeigt. Dieses Colleg stellte vortreffliche Schul-Geräthe, Turn-Apparate, Sammlungen etc. (Alles aus deutscher Quelle) aus und ebenso alle in dem dazu gehörigen „Kindergarten" verwandten Gegenstände. Eine Büste Fröbels schmückt die Ausstellung, die mich entschieden am meisten gefesselt und interessirt hat. Ob Meneses Vieira wohl zum Dank Baron werden wird, wie Abilio? Ich glaube nicht; denn er klappert nicht so gut, wie der andere Herr, der es dieses Mal wohl zum Visconde bringen wird.

Im Grossen und Ganzen war der Eindruck, den die Ausstellung auf mich machte, ein sehr befriedigender, und ich glaube auch, dass dieselbe einen guten Einfluss auf das hiesige Unterrichtswesen ausüben wird. Die Lehrer können da sehr viel lernen, und es werden ihnen Hilfsmittel vorgeführt, von denen sie meistenstheil nicht einmal eine Idee hatten. Der Gedanke war also ein glücklicher und ist in der Ausführung gelungen zu nennen.

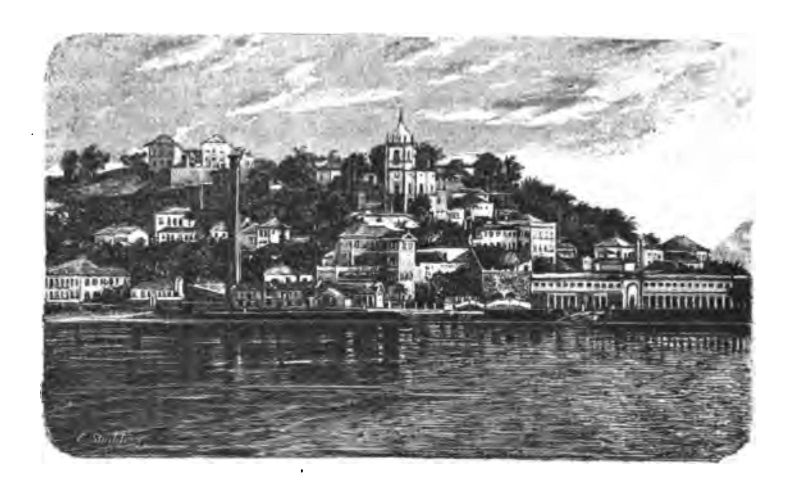
Rio, 31. Juli 1883.

44.

Wir haben gestern den grossen Garten des Campo de Sant'Anna (Praça d'Acclamação) und den hochpoetischen Passeio Publico besucht, der in Wahrheit das Bijou dieser herrlichen Stadt ist. Den Campo de Sant'Anna habe ich vor 32 Jahren noch als ein riesiges Sumpfloch gekannt, in dem des Nachts sämmtliche Vagabunden von Rio ihr Wesen trieben, und viele Millionen hat es gekostet, um dieses Sumpfloch in einen der schönsten Parks der Welt zu verwandeln. Doch die stolze Kaiserstadt gestattet sich solchen Luxus: Sie wollte einen grossen Park haben und — sie hat ihn schon. Der Campo de Sant'Anna ist fast von der Grösse unserer Varsea (Campo do Bomfim) und der Park bedeckt den ganzen Platz, mit Ausnahme der breiten Strasse, die ihn auf den vier Seiten umgiebt. Man kann sich also eine Idee von der Grösse dieses Gartens machen, der in seiner ganzen Ausdehnung von einer Granitmauer mit kunstvoll geschmiedetem Eisengitter umgeben ist. Zahlreiche breite Wege, mit feinem Sand bestreut, durchziehen den Park; herrliche Baum- und Gesträuchgruppen, fast lauter schöne und seltene Exemplare, sind über die Fläche zerstreut; kleine Seen und Canäle ziehen sich nach allen Richtungen hin und werden überschritten auf Brücken, die aus versteinerten Baumstämmen errichtet sind; herrliche Felseninseln, bedeckt mit exotischer Vegetation, erheben sich überall aus dem Wasser; bronzene Tritonen werfen krystallhelle Wasserstrahlen empor; Schwäne durchschneiden das Wasser; seltene Felsgebilde, hie und da mit Statuen und Gruppen von Figuren gekrönt, sind an den Ufern der Seen und Canäle zu sehen, — in einem Worte: Alles ist schön und herrlich, und die Krone von Allem bildet die grosse Felsengruppe, von deren Höhe sich ein prachtvoller Wasserfall in ein Felsenbecken ergiesst, in dem Goldfische schwimmen, mit denen junge Enten in rührender Freundschaft beisammen leben. Durch schmale Fels-

spalten dringt man da in die Eingänge einer grossen Höhle, die die ganze Mitte des Felsens einnimmt und von herrlichen Krystallen glitzert, während riesige Stalaktiten von der Decke herabhängen. Es ist schön in dieser grossen Höhle, über die hinweg der Wasserfall sich ergiesst, und das Ganze macht wirklich einen grossartigen Eindruck; das ist schon keine Spielerei mehr, wie in Pelotas oder bei uns auf der Praça Conde d'Eu; hier ist es blutiger Ernst, wir haben da ein Kunstwerk vor uns, welches allein mehr als tausend Contos gekostet hat . . . . Und Das ist es, was mir den Gefallen an dem Park des Campo nimmt; da sind mehrere Millionen zum Vergnügen der Fluminenser weggeworfen worden, mit denen Hunderte von Leguas guter Fahrstrassen hätten gebaut werden können auf unseren Colonien. Als ich in der Grotte sass und über die riesigen Kosten dieses hübschen Spielzeuges nachdachte, kehrten meine Gedanken unwillkürlich zurück nach dem schönen Thale des Ferromeco, wo mir so liebe Freunde leben, so treue Herzen in rauher Brust für mich schlagen, — nach dem Felsenweg von Santa Clara und nach dem Bergpfade, der von Ferromeco nach der Feliz führt, — nach jener Gegend, die ich noch im Februar d. J. durchreist, und wo ich so recht gesehen habe, mit welchen unendlichen Schwierigkeiten der Colonist su kämpfen hat. Wie herrliche Strassen hätten dort angelegt werden können mit der Unmenge von Geld, die der Garten des Campo de Sant'Anna verschlungen hat . . . Es war aber nicht allein diese Idee, die mir die Freude an dem mit vieler Kunst angelegten Park vergellte, sondern der Totaleindruck, den derselbe machte, war überhaupt kein günstiger. Der grosse Garten hat noch etwas Unfertiges; Bäume und Gebüsch sind noch niedrig und jung; der harmonische Effekt des Ganzen wird in auffallender Weise durch den Mangel an Schatten gestört; es ist da überall zu viel Licht und zu wenig Schatten, zu viel Kunst und zu wenig Natur. Das Einzige, was mein Auge wirklich erfreute (aber im vollkommensten Masse), waren die herrlichen Rasenflächen, wie ich sie nie zuvor in Brasilien gesehen habe. Diese grünen Flächen

wohlgepflegten und sorgsam geschnittenen Rasens heimelten mich ausserordentlich an und waren auch das Einzige, was mir imponirte. Denn alles Uebrige hatte ich in grossen Parks Deutschlands, vor Allem aber in dem herrlichen, heute noch unerreicht dastehenden Park von Wörlitz, in dem ich als fröhlicher Knabe so viele glückliche Stunden und Tage verlebt, viel besser und schöner gesehen. So ging ich also ziemlich unbefriedigt vom Campo de Sant' Anna weg und begab mich nach dem Passeio Publico, dem ältesten öffentlichen Garten Rio's. Das war allerdings



Die Vorstadt da Gloria vom Jardim Publico aus gesehen.

etwas Anderes, hier verschwanden meine deutschen Erinnerungen, denn Aehnliches bietet nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa nicht. Der Passeio ist in Wahrheit das Schatzkästchen Rio's; bedeutend kleiner als der berühmte Jardim do Campo, ist er ungleich reizvoller und hochpoetisch mit seinen gewaltigen Baumriesen, mit seinen gigantischen Palmen, seinen hohen Gebüschen etc. Auch hier gibt es Seen nnd Canäle, auch hier führen elegante Brücken über dieselben, und Schwäne baden sich in den Wassern, Statuen schmücken die Gänge, wohlgepflegte und

geschnittene Hecken umgeben die Wege, — und dennoch verschwindet die Kunst ganz und gar vor der Natur, die sich hier selten grossartig, ja geradezu überwältigend zeigt. Tiefer Schatten, lauschige Plätze im dunkeln Grün der Gebüsche, Riesen-Palmen der seltensten Arten, — Alles ist Kunst und doch scheint es Natur zu sein, denn der Garten ist alt, seine Vegetation ist säkular. Und nun steigen wir empor zur Marmor-Terrasse, die die ganze Seeseite des Parks einnimmt; die See bricht sich am Fusse derselben und schleudert ihren Schaum empor bis zur Brüstung . . . Aber welches Panorama entfaltet sich da vor unsern Blicken! Die ganze, über alle Begriffe schöne Bai von Rio liegt vor uns: rechts die Gloria, Cattete, Botafogo, Largo dos Leões bis hinab zur Praia Vermelha und zum imponirenden Bergkegel des Zuckerhuts; dicht daneben bezeichnet ein Strich schäumender Wogen die Barre; dort liegen in der Bai die Festungen; stolze Schiffe laufen aus uud ein. Links von uns zieht sich der Hafen mit seinem Mastenwald, mit dem Convento de S. Bento und der Ilha das Cobras hin; dort, uns gegenüber, liegt Nictherohy, weiter links die Inselgruppen von Paqueta, Governador, Flores etc., und im Hintergrunde steigen die Orgelpfeifen des Gebirges empor, auf dessen Plateau sich Petropolis ausdehnt. Ein herrlicheres Bild als dieses ist vielleicht auf der ganzen Welt nicht wieder zu sehen, und nirgends bietet es sich so günstig, wie von der Terrasse des Passeio Publico. Eine Mondnacht im Passeio Publico muss etwas Zauberhaftes sein; das Bild der Bai im Mondschein, das Tosen der brechenden Wellen und dann wieder der tiefe Schatten der Baumriesen des Parks, — oh, da müsste man die Feder eines Byron oder eines Dranmor haben, um solchen Reiz in passender Form wiedergeben zu können. Dem müden Journalisten ist das nicht möglich, wenn auch das alte Herz noch immer mit Enthusiasmus klopft boim Anblick von so vielem Schönen, wie die grossartigste Natur der Welt hier bietet. Diejenigen meiner Leser, die Rio kennen und ein offenes Auge haben für Naturschönheiten, werden mit mir darin übereinstimmen,

dass der Passeio Publico, der viel weniger gekostet hat, viel schöner ist, als der grosse Park des Campo de Sant'Anna.

Rio, 4. August 1883.

45.

Wer sich darauf capricirt, Alles mit Geringschätzung zu betrachten, was Brasilien besitzt, darf die National-Bibliothek nicht betreten, denn in ihr findet er ein Etablissement, um welches die grössten Länder Europa's Brasilien beneiden können. Ich habe heute der Bibliothek einen Besuch abgestattet und bin noch ganz voll von den Eindrücken, die ich dort empfangen habe. Die Bibliothek befindet sich in einem grossen Gebäude gegenüber dem Passeio Publico. Dasselbe ist sehr geräumig, aber unpassend für den Zweck und für den Reichthum an Büchern (die Bibliothek besitzt gegen 150,000 Bände) auch ungenügend. In der Vorhalle stehen die Statuen D. Pedro's I. und D. Pedro's II. und in einer Nische über der Treppe die Büste des Königs D. João VI., dem die Bibliothek allerdings diesen Tribut schuldet, denn was sie an wirklich kostbaren und seltenen Sachen besitzt, hat sie dem Umstande zu verdanken, dass D. João VI. sie auf seiner Flucht nach Brasilien (im Jahre 1806) hierher brachte, wo sie geblieben sind. Portugal hat dadurch Schätze verloren, die absolut unersetzbar sind. Ich wurde vom Bibliothekar Geheimrath Saldanha de Gama, dem Sektionschef Texeira de Mello und dem 1. Official Dr. Fernandes d'Oliveira mit grösster Liebenswürdigkeit empfangen, und die Herren erwiesen mir die Ehre, mich auf meinem ganzen Rundgang zu begleiten.

Das Haus hat vier Stockwerke; drei davon sind ganz mit Büchern angefüllt, so zwar, dass man, sobald man die Treppe hinaufkommt, sich bereits mitten in der Bücherwelt befindet. 150,000 Bände, unter denen viele sehr dick und von enormem Formate sind, nehmen viel Platz ein und

füllen eine grosse Zahl von Sälen. Ich konnte bei diesem ersten Besuche natürlich nur die grössten Merkwürdigkeiten sehen; um einen Ueberblick über diese ganze Welt von Büchern zu gewinnen, müsste ich Monate darauf verwenden können. Den Mittelsaal nimmt das grosse Direktions-Bureau ein, in dem viel gearbeitet wird; daneben ist das Lesezimmer, lang, schmal und ziemlich dunkel, da ja, wie gesagt, das Gebäude viel zu klein ist. Von all den Schätzen, die ich beim Durchwandern dieser endlosen Säle gesehen habe, kann ich hier natürlich nur das Seltenste und Interessanteste erwähnen. Dass die Literatur aller Länder und Sprachen in der Bibliothek vertreten, ist selbstverständlich, und an deutschen Büchern besitzt das Etablissement wahrhafte Schätze; u. A. sind da die ganzen Werke Friedrich's des Grossen in 31 Bänden: es ist die grosse Luxus-Ausgabe (in französischer Sprache, in der der grosse Friedrich ja bekanntermassen ausschliesslich schrieb), die in Gross-Quart auf Velinpapier für Rechnung des preussischen Königshauses gedruckt wurde und nie in den Handel kam. Die geschichtliche Sektion ist absolut vollständig, was Brasilien und Portugal anbetrifft; für das Studium der Geschichte des Landes sind hier unglaubliche Schätze aufgehäuft, zu denen auch die ältesten Land- und Seekarten gehören. Ebenso reichhaltig ist die klassische Abtheilung, in der sich Hunderte von Incunabeln (Bücher, die vor 1520 gedruckt wurden) befinden. Da sind Klassiker-Ausgaben aus allen Zeiten und aus aller Herren Ländern, meistens sehr ehrwürdige alte Herren, die des Lebens Lust und Leid schon jahrhundertelang mitmachen. Auch die Abtheilung der Manuskripte, die viele Tausende sehr alter Handschriften enthält (auch römische und griechische, sowie egyptische Papyrusrollen), soll sehr interessant sein; ich konnte dieselbe dieses Mal nicht besuchen, werde aber noch hingehen, da sie sehr viel Wichtiges, hauptsächlich Hunderte von Handschriften der Jesuiten (auch von Anchieta und Nobroza) enthält. Doch das Alles verschwindet vor dem unendlichen Interesse, das der Saal der eigentlichen Raritäten einflösst. Da sind zwei Exemplare der ersten Bibel-Ausgabe von Fust

und Schöffer, gedruckt in Mainz im Jahre 1456. Von dieser ersten Ausgabe existiren auf der Welt überhaupt nur noch 30 Exemplare und von diesen 30 besitzt die Bibliothek zwei. Die Exemplare sind absolut authentisch und in der üblichen Weise von Fust und Schöffer datirt. Und dennoch verlieren sie an Interesse, wenn man die Kloster-Handschriften der Bibel und des Psalteriums ansieht, die in Glasschränken liegen. Da sind Handschriften aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert, die durch Frische der Farbe, Correktheit der Zeichnung und Gleichmässigkeit der Schrift im höchsten Grade imponiren. Die Zeichnungen sind prachtvoll, sowohl in den Titel- und Kapitelbildern, wie in den bunten Initialen. Doch derartige mönchische Handschriften der Bibel sind in Europa nicht gar zu selten, wohl aber mögen nur sehr wenige Bibliotheken der Welt eine Bibelhandschrift besitzen, wie Rio sie in einem kleinen Exemplare aus dem 12. Jahrhundert besitzt. Das Buch ist nicht grösser als eine gewöhnliche Taschenbibel, nur bedeutend dicker, da es auf allerdings sehr feinem, fast seidenartigem Pergament geschrieben ist. Es ist die ganze Bibel mit Einschluss der Apokalypse, und jede Seite enthält zwei Spalten feinster und gleichmässigster Schrift von noch immer glänzender Schwärze. Die Buchstaben sind fast mikroskopisch klein, und doch kann man den Text ohne grössere Schwierigkeiten lesen. Das ist vielleicht ein Unikum des Formates wegen, trotzdem die Initialen nicht mit besonderer Kunst gemalt sind. Eine andere Handschrift, die sehr interessant ist, ist ein spanisches Psalterium (jüdische Schrift, und datirt von 5306, also aus dem Jahre 1310 nach unserer Zeitrechnung). Es sind da mehr als 30 Bibelhandschriften Psalterien etc. mit prachtvollen Zeichnungen. Dann wieder sieht man die erste Ausgabe der Luisiaden von Camões, sowie daneben die grosse Luxus-Ausgabe von der letzten Säkularfeier des grossen Dichters. Sehr grosses Interesse flösste mir auch eine Sammlung von Schriften ein, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein portugiesischer Abt veranstaltet hat, und die die ältesten geschichtlichen Werke über Brasilien enthält, darunter z. B. die erste Geschichte der

Entdeckung Brasiliens, voller seltsamer Holzschnitte, von denen einer eine Art Drachen (ein See-Ungeheuer) vorstellt, welches angeblich von einem Portugiesen in der Provinz S. Paulo getödtet wurde. Diese Sammlung von gedruckten und geschriebenen Dokumenten hat einen hohen geschichtlichen Werth und muss jeden Forscher aufs Höchste interessiren. Eine andere grosse Kuriosität besteht in einer Arbeit, die die Jesuiten von Cordoba (am La Plata) gelegentlich der Ehe einer spanischen Prinzessin im 16. Jahrhundert gemacht haben. Die wunderbarsten Federzeichnungen wechseln darin ab mit ganz vorzüglichen Tuschbildern; prachtvoll geschriebene Lobhymnen, auf das Brautpaar geschriebene Reminiscenzen, Prophezeihungen etc. füllen den grossen Band, der wahre Wunder an Zeichnung und Kalligraphie enthält. Natürlich weiss man nicht, wie er in die Bibliothek gekommen ist: wahrscheinlich gehörte er der National-Bibliothek von Lissabon an und wurde von D. João VI. mitgebracht, trotzdem er früher jedenfalls Eigenthum der spanischen Krone war. Die Bibliothek besitzt auch schon eine recht hübsche Münzsammlung, und man ist soeben daran, sie zu vervollständigen. Unter den Medaillen sah ich zu meiner Verwunderung auch einen jener messingnen Guaiaca-Knöpfe mit dem Wappen der Republik Rio Grande, die während der Revolutionszeit in der Provinz verkauft wurden. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, dass dieser Knopf als Medaille betrachtet würde, brachte man mir ein grosses deutsches Werk über Münzkunde, in dem jene Knöpfe als „Medaillen“ aufgeführt und abgebildet sind. Der alte deutsche Herr, der im Jahre 1840 in Porto Alegre jene Messingknöpfe importirte und ein schönes Geschäft damit machte, hat sich wohl nicht träumen lassen, dass dieselben einst als Medaillen figuriren würden, nicht nur in einer brasilianischen Münzsammlung, sondern sogar in einem deutschen Fachwerke. Der Holzschnitt- und Radirungen-Sammlung der Bibliothek werde ich einen besondern Artikel widmen, so überaus wichtig und interessant ist dieselbe.

Rio, 7. August 1883.

46.

Heute vor 2 Uhr Nachmittags erschien im Süden der Barre von Rio de Janeiro die deutsche Corvette „Olga", an deren Bord sich Prinz Heinrich, der Sohn des deutschen Kronprinzen und Enkel Kaiser Wilhelms befindet. Sobald das Schiff signalisirt war, spielte der Telegraph nach S. Christovão, und Sr. Majestät der Kaiser begab sich zum Empfang des Prinzen nach dem Hafen. Als die schlanke Corvette in unsere herrliche Bai dampfte, bot diese einen prächtigen Anblick. Sämmtliche Quais waren mit Menschen bedeckt; in der Stadt hatten die Gesandtschaften und Consulate, sowie viele deutsche Häuser geflaggt; sämmtliche Kriegsschiffe, sowohl brasilianische wie fremde, und der grösste Theil der Kauffahrteischiffe, welche im Hafen liegen, prangten in ihrem schönsten Flaggenschmuck. Das stolze deutsche Schiff, an dessen Mast die grosse Kriegsflagge wehte, salutirte bei Ankunft im Hafen und die ehernen Schlünde seiner Geschütze begrüssten die brasilianische Hauptstadt. Von allen Festungen des Hafens, sowie von allen darin liegenden Kriegsschiffen (auch den fremden, unter ihnen ein französisches) wurden die Salutschüsse sogleich erwidert, und eine Viertelstunde lang hörte man nur das Dröhnen der schweren Festungs- und Schiffs-Artillerie. Die Corvette ging in der Bucht von Icarahy vor Anker, und zu gleicher Zeit bestieg Sr. Majestät der Kaiser, der die grosse Admirals-Uniform und den schwarzen Adler trug, mit seinen beiden Kammerherren Staatsrath Miranda Rego und General Miranda Reis, sowie dem Staatsrath Andrade Pinto (der dem jungen Prinzen als Begleiter beigeordnet wurde) und dem Adjutanten Kapitän zur See Barbedo die kaiserliche Ruder-Goelette und begab sich an Bord der „Olga", während Graf von Eu, in der grossen Generalfeldmarschalls-Uniform und begleitet von seinen Adjutanten und Kammerherren, vom Kriegsarsenal aus abfuhr. Als die kaiserliche Goelette an der „Olga" anlegte, salutirte diese,

und die Matrosen auf den Raaen riefen Hurrah, während die Seesoldaten präsentirten. Der Kaiser wurde vom Prinzen Heinrich und vom Commandanten Baron von Seckendorff empfangen, ebenso Conde d'Eu und die Comitive, und nachdem der Kaiser das schöne Schiff besichtigt hatte, bestieg er wieder die Galeota Imperial, in der Prinz Heinrich an seiner Seite Platz nahm. Natürlich waren der deutsche Geschäftsträger Herr von Mutzenbecher, der Consul Dr. Koser und der Vice-Consul Herr Weber ebenfalls an Bord erschienen und fuhren nun mit dem Kaiser und seiner Comitive nach dem Marine-Arsenal, wo das Batalhão Naval die Honneurs machte. Kaiserliche Kutschen erwarteten die hohen Herren und bald darauf rollten sie zum kaiserlichen Palais der Stadt (paço da cidade). Im ersten Wagen sassen im Fond der Kaiser und Prinz Heinrich, auf dem Rücksitz Conde d'Eu und Staatsrath Andrade Pinto. Die glänzenden Gala-Uniformen des Kaisers und des Conde d'Eu stachen seltsam ab gegen die ebenso einfache wie kleidsame Uniform des jungen Lieutenants zur See, der dort in respektvoller Haltung den erklärenden Worten des Kaisers lauschte und zugleich allgemein auffiel durch seine jugendliche und doch bereits männliche Schönheit. Prinz Heinrich ist ein bildschöner junger Mann, eine wahre Apollo-Figur, mit energischem Kopf, blauen Augen, blondem Haar und einem Ausdruck von Güte, der stark an seinen Vater erinnert. Man sagt, er sei der Lieblings-Enkel des alten Kaisers, und wirklich kann man sich nicht leicht eine sympathischere Jünglingsfigur denken, als die des zukünftigen Gross-Admirals der deutchen Flotte. Im zweiten Wagen fuhren der deutsche Geschäftsträger Herr v. Mutzenbecher (da ja der Minister Le Maistre abwesend ist), der Commandant der „Olga", Baron v. Seckendorff, und die beiden Kammerherren des Kaisers. Herr v. Seckendorff ist eine prachtvolle Erscheinung; eine hohe, gewaltige Gestalt mit soldatischer Haltung und den Manieren eines Weltmannes, eine geradezu imponirende Figur. Im kaiserlichen Schloss der Stadt war eine glänzende Reihe von neun Zimmern für Brasiliens hohen Gast hergerichtet worden,

und in diese führte der Kaiser den Prinzen Heinrich, der sich dort ca. 1/2 Stunde aufhielt, worauf die Herrschaften wieder die Kutschen bestiegen und nach S. Christovão fuhren, wo die Kaiserin und die Kronprinzessin sie erwarteten. Nach erfolgter Vorstellung und Begrüssung war Tafel, und gegen 6 Uhr begab sich Prinz Heinrich im kaiserlichen Wagen mit Herrn v. Mutzenbecher nach der deutschen Gesandtschaft, wo er das diplomatische Corps empfing, welches ihn zu begrüssen gekommen war. Um 7 Uhr kehrte er nach dem Schloss in der Stadt zurück und empfing den Besuch des Ministers des Innern und des kaiserlichen Hauses, Staatsrath Maciel, worauf er sich in Begleitung des Herrn von Seckendorff an Bord begab.

Wie die Leser sehen, war der Empfang, der dem Prinzen Heinrich hier wurde, ein überaus glänzender, denn eine grössere Aufmerksamkeit konnte der Kaiser dem jungen Prinzen nicht erweisen, als ihn persönlich an Bord zu empfangen und zwar in grosser Uniform und mit allen offiziellen Ehren. Herr v. Seckendorff mag dabei manchmal ein seltsames Gesicht gemacht haben, denn in seinen Instruktionen ist von derartigen Dingen nichts zu lesen; da heisst es: Prinz Heinrich sollte als einfacher Lieutenant zur See reisen und so wenig als möglich in den Vordergrund treten, aber — hier musste gute Miene zum bösen Spiel gemacht werden, denn die grosse Zuvorkommenheit des Kaisers konnte unmöglich zurückgewiesen werden. Und sie ist etwas Seltenes, denn als vor Jahren die portugiesischen Prinzen hier waren, und später ein englischer, ist ungleich weniger geschehen. Nicht nur das Schloss der Stadt ist für den Empfang des Prinzen eingerichtet worden, sondern auch das Palais der Fazenda Santa Cruz, in dessen Umgebung es nicht an Jagd fehlt (Prinz Heinrich ist, wie alle preussische Prinzen, ein grosser Jäger). Staatsrath Andrade Pinto, der dem Prinzen als Kammerherr beigegeben ist, war vor einigen Jahren noch Marineminister und ist eine durchaus bedeutende Persönlichkeit, — so ist also Alles geschehen, was nur möglich war, um den deutschen Prinzen zu ehren, auf den der Empfang in Rio einen

durchaus günstigen Eindruck gemacht haben muss. Die „Olga“ liegt im Hafen und soll — wie ich höre, ins Dock, vorher aber wird man wohl Gelegenheit haben, dieselbe einmal zu besuchen. Ich möchte doch gern wenigstens einmal in meinem Leben ein deutsches Kriegsschiff betreten, dessen Deck ja so gut ist wie der Boden des Vaterlandes. Von den Offizieren und der Bemannung der „Olga“ habe ich heute noch nichts gesehen; sie scheinen an Bord consignirt zu sein, doch sagt man mir, es seien lauter prachtvolle, starke Menschen. In Pernambuco haben sie fast täglich auf einem Platze in der Stadt exercirt, und es wäre sehr hübsch, wenn dies hier ebenfalls geschähe, da die deutschen Seeleute jedenfalls brillanten Eindruck machen würden. Von den verabredeten Festen scheint das Picknick zu Wasser zu werden, wenigstens was die Gegenwart des Prinzen anbetrifft, denn der Commission, die ihn einlud, soll er entschuldigend geantwortet, dahingegen aber versprochen haben, auf dem Ball zu erscheinen, der am Dienstag Abend in dem grossen Salon der Guarda Velha stattfinden soll. Das Diner in der „Germania“ wird Se. Hoheit ebenfalls annehmen. Im Uebrigen soll sich der hohe Herr Festlichkeiten so viel als möglich verbeten haben, — vielleicht mehr Herr von Seckendorff als er selbst.

Doch genug für heute; ich werde eine oder die andere Gelegenheit haben, den Prinzen zu sehen und dann eingehender berichten.

Rio, 16. August 1883.

47.

Prinz Heinrich soll heute nach Petropolis gegangen sein und morgen zurückerwartet werden. Ob das Diner der „Germania“ verabredetermassen morgen stattfinden wird, weiss ich noch nicht und werde es wohl erst morgen früh erfahren. Als ich heute um 11 Uhr in die Stadt fuhr,

war das kaiserliche Palais geschlossen, ein Zeichen, dass der Prinz abwesend war. Es hat heute übrigens fast den ganzen Tag geregnet, und da habe ich nur wenig gehört und gesehen, trotzdem ich in der Stadt war. Die Presse hat die Empfangsfeierlichkeiten von gestern in ihrer Art beschrieben, aber mit einziger Ausnahme des „Jornal do Commerico“ hat keines der Blätter den Prinzen in freundlicher Weise begrüsst, ja einige haben sogar die üblichen schlechten Witze gemacht. Das „Jornal“ hat übrigens auch nicht des Guten zu viel gethan, denn es sagte nur am Schluss der paar Zeilen, in denen es über den Empfang berichtete: „Da uns Allen der Besuch eines Prinzen sehr „angenehm ist, der zu einer Dynastie gehört, die über eine „befreundete Nation herrscht, so gratuliren wir dazu haupt-„sächlich den im Lande ansässigen Deutschen.“ Nun, allzuviel hat das „Jornal“ also nicht gesagt, und der Empfang, den die Presse dem deutschen Prinzen zutheil werden liess, war nichts weniger als enthusiastisch. Es ist eben wieder ein Beweis dafür, dass wir hierzulande nicht geliebt sind. Handelte es sich um einen Prinzen anderer Nationalität, so würden die Collegen die Lärmtrommel ganz anders gerührt haben. Nun, Liebe lässt sich nicht erzwingen, wohl aber Achtung und Respekt, und die haben die Leute doch vor der deutschen Nation. Dem Volke ist der Besuch des deutschen Prinzen gleichgiltig; höchstens bleibt Janhagel vor dem Schaukasten in Rua d'Ouvidor stehen und gafft das vortreffliche Bild des Prinzen Heinrich an, welches die Firma A. Hentschel dort ausgestellt hat.

Die Presse hat sich also, ebenso wie das Volk, ziemlich ablehnend verhalten, dahingegen haben aber Kaiser und Regierung alles Mögliche gethan, um den deutschen Gast zu ehren, und das ist eine Thatsache, die ich hier mit Freuden erwähne.

In richtiger Consequenz ist auch das „Diario Official“ vorgegangen und hat dem Prinzen folgenden Leitartikel gewidmet, den ich in Uebersetzung bringe:

„Se. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen.

Gestern ankerte in unserem Hafen die deutsche Cor-

vette „Olga“, an deren Bord sich Se. königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preussen, Enkel Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I. von Deutschland und Sohn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des einstigen Erben der Throne Deutschlands und Preussens, befindet. Der junge Nachkomme des Grossen Kurfürsten und Friedrichs des Grossen dient als Marine-Offizier an Bord der Corvette „Olga“, denn er ist dazu bestimmt, einstens Gross-Admiral der deutschen Flotte zu werden, die immer mehr die Proportionen annimmt, welche der Stellung entsprechen, die Deutschland als Grossmacht ersten Ranges einnimmt. Es ist eine alte und ehrende Gewohnheit des berühmten und manneskräftigen Stammes der Hohenzollern, dass ihre Söhne von den niedrigsten Posten an in Heer und Marine anfangen dem Lande zu dienen, damit sie den Heeresdienst praktisch und theoretisch erlernen und sich zugleich an den Gehorsam und die Disziplin gewöhnen, die in jenem Lande so streng und correkt sind, — in jenem Lande, welches so viele Tage des Ruhmes einem Hause zu danken hat, dessen Mitglieder stets die besten Diener des Vaterlandes waren.

So geschah es, dass einstens der jüngste Sohn Friedrich Wilhelms III., Prinz Adalbert, alle Chargen der Marine bekleidet hat, um später als Admiral die preussische Marine zu befehligen, die damals allerdings noch nicht bedeutend war. Und so sehen wir heute in dieser Hauptstadt den Enkel zweier mächtiger Souveräne (des Kaisers von Deutschland und der Königin von England und Kaiserin von Indien) in der einfachen Uniform eines Lieutenants der deutschen Marine, der regelmässig Dienst thut, wie alle seine Kcmeraden desselben Grades. Wie einstens sein Onkel Prinz Adalbert einen grossen Theil des Kaiserreichs besuchte, so kam jetzt Prinz Heinrich nach Brasilien, indem er zu seinen Fortschritten in der Seemannskunde noch den Vortheil hinzufügt, eine der herrlichsten Gegenden der Welt und eins der hoffnungsvollsten Länder kennen zu lernen, die er auf seinen früheren Reisen nicht besucht hatte. In Anbetraht der

vortrefflichen Beziehungen, die seit langer Zeit zwischen Brasilien und Deutschland bestehen, — in Anbetracht der Gemeinsamkeit der Interessen beider Länder, von denen das eine Arbeitskräfte gebraucht, welche ihm das andere geben kann, während dieses eines Marktes für die Erzeugnisse seiner fortgeschrittenen Industrien bedarf, den es hier findet, — in Anbetracht schliesslich der Freundschaft die stets die beiden Fürstenhäuser geeinigt hat, — — ist es dem Kaiserreich lieb, wenn auch nur für wenige Tage die Pflichten der Gastfreundschaft gegen den jungen deutschen Prinzen ausüben zu können, dessen erhabenem Grossvater es gegeben war, noch in der Winterzeit des Lebens die höchsten Hoffnungen und Wünsche eines Volkes zu verwirklichen, dessen starke und edle Instinkte sich in seiner Person verkörpern.

In allen Theilen des Kaiserreiches, die der junge Prinz bereits besucht hat, hat er seine ausgezeichnete Erziehung und edlen Eigenschaften patentirt und unzweideutige Beweise von Sympathie und Respekt erhalten, nicht nur von seinen arbeitssamen und ehrenhaften Landsleuten, die hier ansässig sind, sondern auch von unserm gastfreundlichen Volke. Die Stadt Rio de Janeiro bestätigt jetzt abermals ihr gastfreundliches Renommée und empfängt Se. Hoheit mit der Auszeichnung, zu der er berechtigt ist, und Alle wünschen, dass der Enkel des deutschen Kaisers sich so lange als möglich aufhalte. Der Besuch, den Se. Hoheit dem Kaiserreich abstattet, wird fruchtbar an günstigen Resultaten für unser Land sein, denn es genügt, dass Deutschland die Wahrheit über Brasilien kenne, damit seine Auswanderung uns den Vorzug gebe über alle anderen Länder, die Anstrengungen machen, um die Europäer an sich zu ziehen, deren Thätigkeit, Intelligenz und Kapital wir so nöthig brauchen. Niemand kann besser als der geliebte Sohn des deutschen Thronfolgers über die Vortheile berichten, die Brasilien dem arbeitsamen Europäer bietet, denn er kennt jetzt einen Theil der natürlichen Reichthümer und den Wohlstand, dessen sich hier seine Landsleute erfreuen,

die in Brasilien, zu ihrem wie zu unserm grossen Vortheil, ein zweites Vaterland fanden.

So sei denn willkommen der erhabene Abkömmling des Hauses der Hohenzollern, willkommen in diesem Lande, welches sich unter der monarchischen Regierungsform eines dauernden Friedens und stetigen Fortschritts erfreut."

(Aus „Diario Official" vom 17. August.)

Das sind schöne und gerechte Worte, und es freut uns von Herzen, sie hier archiviren zu können, denn sie beweisen, dass die brasilianische Regierung — gerechter als das Volk im Grossen und Ganzen — Deutschland aufrichtige Sympathie entgegenbringt und sie auch offen an den Tag legt. Es ist die Stimme der Regierung, die wir in den obigen Zeilen gehört haben; sie ist wichtig genug, um auch über dem Ozean Beachtung zu finden!

Rio, 17. August 1883.

48.

Heute ist der Tag des Picknicks im Botanischen Garten und trotzdem sitze ich hier zu Hause und schreibe. Die Erklärung ist sehr einfach: der Prinz wird dem Picknick nicht beiwohnen, und da habe ich es der Mühe nicht werth gehalten, einen ganzen Tag im Jardim Botanico zu verlieren. Freilich wäre es für meine Leser unbedingt von Interesse gewesen, etwas über ein hiesiges Volksfest zu hören, aber meine Zeit ist sehr kurz bemessen und an einem solchen freien Sonntag kann ich sechs Artikel für meine Deutsche Zeitung und für die „Gazeta" schreiben, und das ist schliesslich die Hauptsache, denn ich muss in steter Berührung mit meinem Publikum bleiben. Das ist eine Nothwendigkeit für mich, wenn auch vielleicht weniger für meine Leser, denen Abwechselung vielleicht ganz lieb wäre.

Doch nun zurück zum Prinzen Heinrich, der ja der Held des Tages ist. Eine grosse Ehre ist dem jungen Prinzen widerfahren, eine Ehre, die mindestens beweist, wie sehr es dem Kaiser am Herzen liegt, der deutschen Herrscherfamilie Beweise von Hochachtung und Zuneigung zu geben; er hat nämlich dem Prinzen Heinrich das Grosskreuz des höchsten brasilianischen Ordens, des Cruzeiro, verliehen, dieselbe Dekoration, die sein Grossvater Kaiser Wilhelm hat und die sein Vater, der Kronprinz, wahrscheinlich nicht besitzt. Es ist sicher das erste Grosskreuz, welches die Brust des jungen Fürstensohnes schmückt, und möge es dazu dienen, stets seine Sympathien für dieses herrliche Land wach zu halten, welches von äusserstem Interesse für den wirthschaftlichen Gang Deutschlands ist. Die Verleihung dieses höchsten aller brasilianischen Orden ist unbedingt ein wichtiges Symptom für die Denkungsart des Kaisers gegenüber der deutschen Herrscherfamilie, und als solches ist es mir höchst willkommen.

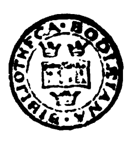
Der Kaiser verlieh dieser seltenen Auszeichnung noch eine bedeutendere Tragweite, indem er am 17. Morgens 10 Uhr an Bord der „Olga“ ging, um dem Prinzen die Insignien des Ordens selbst zu überbringen. Er wurde mit den üblichen Ehrenbezeugungen empfangen, und Baron von Seckendorff offerirte ihm ein solennes Frühstück. Hierauf begab sich der Kaiser mit dem Prinzen, dem Baron von Seckendorf und seinem Gefolge nach dem Marine-Arsenal, besuchte eine neue Corvette mit einer Maschine brasilianischer Construktion und machte eine Probefahrt mit derselben. Prinz Heinrich blieb die ganze Zeit über im Maschinenraume und beobachtete Alles genau. Es war ein hübscher Zufall, der dem Kaiser die Exhibition möglich machte, denn der Prinz und die deutschen Offiziere hatten Gelegenheit, zu beobachten, dass Brasilien bereits grosse Schiffe construirt, die nöthigen Maschinen dazu baut und zu denselben brasilianisches Eisen (von Ypanema) verwendet. Im Grossen und Ganzen muss der Prinz einen günstigen Eindruck von den hiesigen Verhältnissen empfangen haben; der Teufel ist eben nicht so schwarz, wie er gemalt wird,

und Brasilien hat das vollste Recht, sich zu den civilisirten Völkern der Welt zu rechnen. Unsere Marine ist nicht unbedeutend und leistet verhältnissmässig Treffliches; das sollen die deutschen See-Offfziere vollkommen anerkannt haben. Nach vollendetem Besuch der Corvette ging der Kaiser nach S. Christovão und Prinz Heinrich kehrte an Bord zurück, um Toilette für das Gala-Diner im kaiserlichen Palais zu machen, dem er beiwohnen sollte. Er ging auch um 5 Uhr nach S. Christovão und kehrte um 7 Uhr Abends an Bord der „Olga“ zurück. Am Morgen hatte der Prinz eine Deputation der verschiedenen deutschen Gesellschaften empfangen, zu der Herr Weber als Präsident der „Germania“, Herr Repsold als Vorsitzender des Hilfsvereins, Dr. Peckold, J. W. Fischer, Otto Stieher, Dr. Gauland und G. Diedrichsen gehörten, die ihn zu dem für heute festgesetzten Picknick und Ball in der Guarda Velha einluden. Diese Einladung wurde ausgeschlagen. Herr von Seckendorff hatte bereits von Santos aus erklärt, seine Verantwortlichkeit erlaube es nicht, den Prinzen der Rio-Sonne im Jardim Botanico auszusetzen, und jetzt kam dazu, dass die Reise nach Petropolis festgesetzt war. Wie das heutige Picknick verlaufen wird, weiss ich nicht; jedenfalls erscheint zu demselben ein Theil des deutschen Offiziercorps und die Musikbande der „Olga“. Um 9 Uhr sollten die Bonds von der Carioca abfahren, mit der deutschen Musik und den Gesellschaften „Germania“, Hilfsverein, Deutscher Schulverein (mit 140 Schülern), Deutscher Turnverein, Gesellschaft „Einigkeit“, Freiwilligen-Verein von 1870—71, Gesangvereinen „Schubert“, „Frohsinn“ und „Liedertafel“. Berichten kann ich nicht über das Fest; es ist aber jedenfalls gemüthlich gewesen, und ich glaube, dass der Prinz sich beim Picknick besser als auf seiner Tour nach Petropolis amüsirt haben würde, wo er sich nur in Begleitung des Herrn von Seckendorf und seines brasilianischen Kammerherrn Andrade Pinto befand. Petropolis im Winter ist ein Unding, und ich weiss wahrhaftig nicht, weshalb man den jungen Herrn dahin geschleppt hat.

Gestern blieb der Prinz an Bord, wohin von dem be-

drängten Deutschland der Consulats-Kanzler, Herr Braun, gesandt wurde, um womöglich die Gegenwart des Prinzen beim Picknick durchzusetzen. Doch auch diese Anstrengung scheiterte an dem „non possumus" des Herrn von Seckendorff. Gegen Mittag wurde die Corvette „Olga" in's Dock gebracht und der Prinz wohnte der Operation im Dienst, d. h. auf Deck der „Olga" bei. Die Sache ging vortrefflich von statten und das stolze deutsche Schiff sitzt jetzt auf dem Trocknen und wird angepinselt. Die „Olga" führt 8 Kruppsche Kanonen, 2 Jagdgeschütze, 4 Kugelspritzen und soll ganz prachtvoll sein. Hoffentlich wird es dem Publikum gestattet werden, sie, nachdem sie vom Dock kommt, zu besuchen. Das Diner in der „Germania" findet Dienstag Abend statt, und ich werde demselben pflichtschuldigst beiwohnen. Nach dem Diner wird sich der Prinz mit sämmtlichen Theilnehmern nach dem Salon der Guarda Velha begeben, wo ihn Deutschland erwarten soll. Dort werden einige Lieder gesungen werden, eine Ansprache wird gehalten, der Prinz oder Herr von Seckendorff wird antworten und damit ist die Herrlichkeit vorbei. Jedenfalls ist das brasilianische resp. höfische Element hier in der Vorhand und die deutsche Gesellschaft findet daher weniger Berücksichtigung, als in Pernambuco und in S. Paulo, wo kein höfisches Element und die Deutschen weniger stark vertreten sind, was der Sache eine grössere Gemüthlichkeit verlieh.

Rio, 19. August 1883.



49.

Wie ich bereits in meinem letzten Briefe an meine Leser bemerkte, habe ich dem Picknick im Botanischen Garten nicht beigewohnt und habe es wirklich bereut, denn dasselbe soll wirklich hübsch, ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes gewesen sein, trotzdem Prinz Heinrich dem-

selben nicht beigewohnt hat. Das Offizier-Corps der „Olga“ war, mit Ausnahme des Commandanten, beim Feste vertreten, und einige der Offiziere haben mir später versichert, dass sie sich vortrefflich amüsirt haben. Ich beschreibe das schöne Fest, so weit es mir nach fremden Informationen möglich ist. In neun speciellen Bonds, die mit deutschen Fahnen geschmückt waren, fuhr ein Theil der Festtheilnehmer um 9½ Uhr vom Largo da Carioca ab, vorauf die Musik. Um 10½ Uhr kamen sie im Botanischen Garten an und begaben sich nach dem bekannten, höchst



Die Königspalmen-Allee im botanischen Garten von Rio.

romantischen Picknick-Platz, wo 18 lange Tafeln die Festtheilnehmer zum Frühstück vereinigten. Während des ganzen Tages kamen zahlreiche Familien an und Nachmittags mochten wohl mehr als 2000 Personen versammelt sein, zu denen auch ein grosser Theil der brasilianischen Gesellschaft von Rio zählte. Nach dem Frühstück producirte der hiesige deutsche Turnverein seine Exercitien und hierauf sangen die Sänger-Clubs „Schubert“ und „Frohsinn“ einige Lieder, die brillant eingeübt waren und einen vortrefflichen Effekt machten. Hierauf folgten abermals gymnastische Uebungen und nochmaliger Gesang. Inzwischen

war der Nachmittag herangekommen, und da Musik vorhanden war und es nicht an tanzlustiger Jugend fehlte, wurden unterschiedliche Quadrillen und Polkas getanzt, woran sich die höchstgestelltesten Familien betheiligten. Später wurde, mit der Musik voraus, ein paarweiser Rundgang durch den Botanischen Garten gemacht, der einen sehr hübschen Effekt machte und nach dessen Beendigung der Tanz bis Sonnenuntergang fortdauerte. In der Gesellschaft war die Presse von Rio stark vertreten (auch Graf von Villeneuve, der glückliche Besitzer des „Jornal do Commercio“ und eines Schwiegersohnes, der Fürst von Sayn-Wittgenstein ist, war zugegen) und die Reporters derselben haben recht eingehend über das Fest berichtet, eingehender, als es im gleichen Falle in Porto Alegre geschehen sein würde. Bei Gelegenheit der Tafel wurden natürlich verschiedene „Reden geredet“. Der erste Sprecher war Herr Kohlfahl, der einen Toast auf den abwesenden Prinzen Heinrich ausbrachte. Ihm folgte Herr Schmidt (nicht Herr Ferd. Schmid von der „Allg. D. Ztg.“), der das Offizier-Corps der „Olga“ hochleben liess, und schliesslich Herr Lehrer Rehag, der den Schlusstoast auf II. KK. MM. von Brasilien ausbrachte. Ich entnehme die Details über die Toaste der „Folha Nova“, die möglicherweise nicht vollständig unterrichtet ist, denn es scheint mir fast unmöglich, dass kein Toast auf Kaiser Wilhelm und den Kronprinzen, als Vater des Prinzen Heinrich, ausgebracht worden sei. Die Leistungsfähigkeit unseres deutschen Volkes in Allem, was Vergnügen heisst, wird selbst vom Klima Rio's nicht geschmälert, denn nachdem man den ganzen Tag im Botanischen Garten zugebracht hatte, begab man sich Abends direkt nach der Guarda Velha, wo die Nacht durch getanzt wurde. So hat also die Abwesenheit des Prinzen die Festfreude des deutschen Völkchens in Rio durchaus nicht gestört, und es thut mir jetzt wirklich leid, dem Picknick nicht beigewohnt zu haben, denn alle meine Freunde und Bekannte sagen mir, dass es sehr hübsch war.

Die „Olga“ war am 18. in das Trocken-Dock der Regierung gekommen, wie ich schon mitgetheilt habe, und

Prinz Heinrich war am 20., nur in Begleitung des deutschen Geschäftsträgers, des Staatsraths Andrade Pinto und des Commandanten von Seckendorff, nach Petropolis gegangen, wo er die Nacht bei recht niedriger Temperatur zubrachte, denn jetzt endlich ist der Winter für Rio angebrochen, und man kann selbst hier in der Stadt einen wattirten Ueberrock von Zeit zu Zeit ganz gut gebrauchen. Ein brasilianischer Capitão de mar e guerra, der in dienstlichen Angelegenheiten an Bord der „Olga“ war, kam ganz aus dem Concept, als er den jungen Prinzen (den er stets an der Seite des Kaisers gesehen) vor ihm die Honneurs machen sah, die seinem Range gebühren. Der Mann sagte, er habe niemals geglaubt, dass die Sache wirklich so ernst genommen werde und dass ein Prinz im Dienst wirklich nur Lieutenant zur See sein könne. Das sind eben Dinge, die hierzulande schwer zu begreifen sind, da die Prinzen hier von vornherein die höchsten Chargen bekommen, ohne den Dienst zu kennen. Sie lernen eben nur befehlen, und Das erklärt Vieles; denn gut befiehlt nur Der, der gehorchen gelernt hat.

Heute Morgen ist der Prinz also von Petropolis zurückgekommen und wird heute Nachmittag dem Festmahle in der „Germania“ beiwohnen, um von dort nach der Guarda Velha zu gehen, wo er die Ovation der hiesigen Deutschen empfangen soll. Der Rest seiner Zeit hier gehört sodann der kaiserlichen Familie, denn am Mittwoch, den 22., dinirt Se. Hoh. bei der Kronprinzessin und zwar en famille, denn ausser der kronprinzlichen Familie werden nur der Kaiser und die Kaiserin sowie der Staatsrath Andrade Pinto dem Diner beiwohnen. Donnerstag, den 23., ist Hoftafel in S. Christovão, der ausser dem Prinzen und der kaiserlichen Familie das Ministerium, der deutsche Geschäftsträger, die dienstthuenden Kammerherren und Staatsrath Andrade Pinto beiwohnen werden, — ein gar seltenes Ding, denn Hoftafeln von solchem Umfange werden hier nur selten abgehalten, da die kaiserliche Familie ausserordentlich eingezogen lebt. Nach Schluss der Tafel wird sich die hohe Gesellschaft nach dem Palacio Isabel begeben, wo eine

glänzende Soirée stattfindet, zu der über 400 Personen geladen sind. Freitag Morgen (so ist es wenigstens vor der Hand bestimmt) soll die Corvette „Olga“ in See stechen und nach der Ilha Grande gehen, um Schiessübungen zu halten, denen einige brasilianische Offiziere beiwohnen sollen, wenn nämlich Commandant v. Seckendorff es erlauben sollte, was bei dem beschränkten Raum an Bord seine Schwierigkeiten haben mag. Die Corvette wird dann noch einige Tage auf hoher See manövriren und Anfangs September wieder nach Rio zurückkehren, um sich hier noch einige Tage aufzuhalten. Vor der Hand verlautet hier noch nichts davon, ob das Schiff dem Besuche des Publikums geöffnet wird, wie es in Pernambuco und Santos geschehen ist. Schade wäre es, denn es soll ein prachtvolles Fahrzeug sein. Ich werde die „Olga“ jedenfalls besuchen, wenn auch erst bei ihrer Rückkehr, da ich morgen zu sehr beschäftigt bin. Die Offiziere der deutschen Corvette sind hier schnell bekannt geworden und haben viele gesellige Beziehungen angeknüpft, wozu die liebenswürdigen Eigenschaften der deutschen Consuln Herren Koser und Weber sehr viel beitrugen. Beide sind sehr liebenswürdige Herren, und Herr Koser erfüllt seine Pflichten als Consul mit einer chevaleresken Zuvorkommenheit, die ihn allgemein beliebt macht. Ich habe selten einen Consularbeamten gekannt, der so allgemeine Achtung und Sympathien in allen Classen der deutschen Gesellschaft geniesst, wie dieser musterhafte Beamte, dem Brasilien leider durch den Tod seiner Gattin einen so schweren Verlust gebracht hat, einen Verlust, der heute noch am Marke des Mannes zehrt und ihn schnell ergrauen liess.

Rio, 21. August 1883.

50.

Gestern um 5 Uhr Nachmittags fand das Gala-Diner in der „Germania“ statt, zu dem mich Herr J. Georg Repsold (Vertreter von Krupp und Präsident des hiesigen deutschen Hilfsvereins) mit einer der wenigen Einladungen beehrt hatte, die Fremden zutheil wurden. Die hiesige „Germania“ ist die älteste deutsche Gesellschaft Brasiliens; sie wurde am 20. August 1821 (also noch vor der Unabhängigkeits-Erklärung Brasiliens) gegründet und hatte am Tage vor dem Festessen ihr 62. Stiftungsfest gefeiert. Das Lokal war prachtvoll ausgeschmückt mit Palmen, Blumen und deutschen Fahnen. Ein riesiger Tisch in Hufeisenform, der von Silber und Krystall blitzte, war in dem grossen Esssal hergerichtet, wo der junge Prinz den Ehrenplatz einnehmen sollte. Hinter seinem Sitze befand sich eine Trophäe von deutschen Fahnen, mit dem Schilde der „Germania“, und auf den beiden Seiten davon zwei Oel-Portraits des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen. Vor jedem Couvert lag eine Menu-Karte, die auf ihrer äussern Seite das Monogramm des Prinzen mit der Krone in vergoldetem Relief trug und folgendes Menu aufführte:

Frische Austern. — Consommé royale. — Purée de Choux-fleurs à la crême.

Sardellen, Anchovis, Lachs, Radieschen etc. — Kleine Pasteten von Gänseleber. — Gekochter Fisch (Garoupa) à la Chambord. — Filet à la Richelieu. — Wilde Enten in Aspic.

Römischer Punsch.

Gebratener Truthahn. — Salat und Compott. — Braunschweiger Spargel à la Milanaise.

Verzierte Dessertkuchen. — Croûtes au Madere.

Gefrorenes, Vanille und Himbeer. — Käse. — Kaffee.

Weine: Chateau Yquem, Madeira, Champagner, Hochheimer Berg, Chateau Mauvesin, Chambertin. —

Jamaika-Rum. — Veuve Clicquot & Heidsieck, alter Portwein. — Diverse Liqueure.

Wie die Leser sehen, verstehen es die Landsleute von Rio, ein anständiges Diner zu combiniren, und um mit diesem Gegenstande zu schliessen, will ich nur noch hinzufügen, dass das Diner sowie die Weine superbe waren.

Kurz vor 5 Uhr erschien der Prinz; ein Kavallerie-Detachement bildete die Ehrenwache an der Thür, und ein kaiserlicher Wagen war ihm zur Verfügung gestellt. Er erschien in Begleitung des deutschen Geschäftsträgers Herrn von Mutzenbecher (eines noch jugendlichen, feinen Herrn), des Herrn Consul Koser (den meine Leser bereits kennen), des Commandanten Fregatten-Kapitän von Seckendorff, des Kapitän-Lieutenant von Fritze, des Stabsarztes Dr. Törner und noch drei Offizieren des deutschen Schiffs. Nachdem dem Prinzen die Herren vom Vorstand der „Germania“ durch den Präsidenten Herrn Consul Weber vorgestellt waren, ging man Punkt 5 Uhr zu Tische. Gleich beim ersten Gang, als zu den Gänseleber-Pasteten frappirter Champagner servirt wurde, erhob sich der Herr Weber und sprach in wenigen Worten die Freude der Gesellschaft aus, einen Prinzen des kaiserlichen Hauses in ihren Hallen bewirthen zu können, indem er mit einem Hoch auf Prinz Heinrich schloss. Ein schmetternder Tusch der Musik der „Olga“, die im Nebenzimmer placirt war, begleitete das stürmische Hoch. Gleich darauf erhob sich Prinz Heinrich und sprach in längerer Rede der Gesellschaft seinen Dank aus; er gedachte des Stiftungsfestes des vorhergehenden Tages, erwähnte die Opferwilligkeit der deutschen Colonien in Brasilien während der Kriegsjahre von 1866 und 1870—71, die in Berlin wohlvermerkt sei, sprach seine Freude darüber aus, dass die Deutschen, die sich hier eine geachtete Lebensstellung erwarben, deutsche Sprache und Sitte nebst treuer Anhänglichkeit ans Vaterland bewahrten, wie das Pflegen der Turnkunst und des Gesanges einerseits, andererseits aber der ihm gewordene, so glänzende Empfang beweise, über den er nicht unterlassen werde dem Kaiser zu berichten, und sagte schliess-

lich, dass alle stattfindenden Huldigungen in Wahrheit dem Kaiser gälten, dessen Hoch er mit liebevollem Enthusiasmus ausbrachte. Stürmisch wurde es begleitet von allen Anwesenden, und die ungefähr 10 Minuten dauernde Rede des Prinzen gewann ihm alle Gemüther durch seine Leutseligkeit. Alle übrigen Toaste waren ausdrücklich verboten worden, und so fuhr man also mit dem Essen fort. Fisch und Hochheimer Berg halfen die momentane Aufregung überwinden und in angeregtester Unterhaltung dauerte das Essen bis 7½ Uhr. Neben dem Prinzen sass rechts Herr v. Mutzenbecher, links Herr Weber, als Präsident der „Germania"; gegenüber vom Prinzen sassen Consul Koser und Commandant von Seckendorff; die übrigen Plätze am obern Ende des Tisches nahmen die Mitglieder des Vorstandes der „Germania" und verschiedene Offiziere, sowie Gäste ein, während einige andere Offiziere die Mitte der anderen Tische besetzen. Es waren im Ganzen ca. 50 Personen, und die heiterste und angeregteste Stimmung herrschte während des ganzen Essens. Der Prinz unterhielt sich in leutseligster Weise mit seinen Nachbarn, hauptsächlich aber mit Herrn Weber, der sich als überaus aufmerksamer Wirth erwies. Als der Sekt zum Dessert servirt wurde, erhob sich der Prinz und brachte den Schlusstoast auf den Kaiser von Brasilien in kurzen Worten aus. Die Hochs erschallten, die Musik spielte ihren Tusch, und der Prinz erhob sich, um in den angrenzenden Saal zu gehen, wo der Kaffee genommen werden sollte. Kaum waren wir in demselben, als Herr General-Consul Koser die Güte hatte, mich zn rufen, um mich dem Prinzen vorzustellen. Herr Koser führte mich dem Prinzen zu, indem er mich als einen der wenigen deutschen Abgeordneten im Reiche vorstellte und hinzufügte, dass ich als Gast in Rio weile. Se. Hoheit drückte mir die Hand und sagte: „So sind Sie also nicht hier ansässig?", worauf ich entgegnete, ich sei seit 32 Jahren in der Provinz Rio Grande do Sul ansässig und nehme die Gelegenheit wahr, um Se. Hoheit im Namen der deutschen Bevölkerung von Rio Grande do Sul in Brasilien willkommen zu heissen, worauf Se. Hoheit mir

dankte und sein Bedauern aussprach, unsere Provinz nicht besuchen zu können. Eine verabschiedende Verbeugung, und meine Audienz war beendet. Herr Koser fuhr nun fort, dem Prinzen einige andere der anwesenden Herren vorzustellen, während der Kaffee genommen wurde, und mit Allen wechselte Se. Hoheit ein freundliches Wort. Es war 8 Uhr, als der Prinz aufbrach und sich, gefolgt von allen Anwesenden, nach der Guarda Velha begab. Glücklich Die, welche einen Wagen hatten, denn die Anderen mussten unter strömendem Regen nach der Carioca gehen. Es goss nur so vom Himmel herunter, und ich war fest überzeugt, dass der Prinz nur sehr wenige Familien in dem grossen Saale finden würde. Doch ich hatte mich getäuscht und zwar gründlich, denn der Saal war fast gefüllt von festlich geputzter Menschheit. Der Saal war in geschmackvollster Weise mit Blumen, Kränzen, Palmen, Draperien und Fahnen geschmückt, und alle Classen der deutschen Gesellschaft von Rio waren in demselben vertreten. An der Thür wurden der Prinz und seine Begleitung von der Commission empfangen, die aus den Vorsitzenden der verschiedenen Vereine bestand, und in den Saal geführt, den er durchschritt, worauf er sich den Damen vorstellen liess. Nachdem dieses geschehen, nahm er an einem grossen Tische Platz, wo ihm ein Glas Carlsberger Bier offerirt wurde. Die Gesangvereine sangen nun einige Lieder, worauf der Präsident des Club „Schubert“ in kurzen Worten ein Hoch auf den Prinzen ausbrachte, welches stürmisch begleitet wurde. Der Prinz erhob sich sogleich und antwortete mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm, welches mit unendlichem Enthusiamus erwidert wurde. Hierauf wurden noch einige Lieder vorgetragen, und gegen 9 Uhr erhob sich der Prinz und brachte ein Hoch auf den Kaiser von Brasilien aus, worauf er sich mit seiner Begleitung zurückzog. Ich that ein Gleiches, denn ich war ziemlich durchnässt, und in dem nach allen Seiten hin ziemlich luftigen Saale herrschte eine feuchte Atmosphäre, die nichts weniger als angenehm berührte. Als ich nach dem Largo de S. Francisco ging, wo ich den Bond

nehmen musste, war der Prinz bereits in einem Privatwagen an Bord zurückgekehrt, und vor der Typographia Nacional hielt das kaiserliche Sechsgespann und wartete auf den Gast, der bereits weg war. Es war ein glänzender Abend gewesen; man hatte da wieder einmal auf den Höhen der Gesellschaft gewandelt, aber — ich hatte nasse Füsse und war recht froh, als ich endlich gegen 11 Uhr nach allen möglichen und unmöglichen Bonds-Fährlichkeiten glücklich in Santa Theresa und — in meinem Bett war. In der Guarda Velha aber wurde getanzt, trotz Regen und Feuchtigkeit, und die deutsche Jugend dachte nicht ans Weggehen. Wahrscheinlich haben die Gesangvereine da noch gesungen: „Nach Hause geh'n wir nicht! Unsere Deutschen sind einmal ein gemüthliches Völkchen, und dass sie sich ihre Gemüthlichkeit in Brasilien, speciell aber in Rio bewahrt haben, ist ein Beweis für ihre gesunde Natur.

Rio, 22. August 1883.

51.

Ich habe schon in meinem letzten Briefe bemerkt, dass aussdrücklich festgestellt war, es sollten bei dem Diner der „Germania“ keine weiteren Toaste als die drei von mir erwähnten ausgebracht werden. Es war dieses auf specielles Verlangen des Herrn von Seckendorff geschehen, der wohl bei eintretendem Redefluss eine oder die andere Inconvenienz befürchtete; und im Grossen und Ganzen hatte er Recht. Mir speciell war es aber unangenehm, denn als einziger Vertreter der Deutschen der Provinz, in der unser Element am stärksten concentrirt ist, hätte ich gar zu gern einige Worte an den Prinzen gerichtet. Leider war es mir, wie allen Anderen, untersagt, und so musste ich meinen Speech bei mir behalten. Trotzdem aber halte ich es für meine Pflicht, meinen Lesern zu sagen, was ich dem Prinzen gesagt haben würde, wenn es mir erlaubt gewesen wäre, zu

sprechen. In diesem Falle würde ich ungefähr in folgender Weise gesprochen haben:

„Königliche Hoheit!

Möge es auch mir vergönnt sein, bei dieser feierlichen Gelegenheit das Wort zu ergreifen, trotzdem ich nicht der Gesellschaft „Germania“, ja nicht einmal den deutschen Kreisen von Rio de Janeiro angehöre, wo ich nur als Gast weile. Zur Entschuldigung meiner Kühnheit möge der Umstand dienen, dass ich in dieser Tafelrunde der einzige Repräsentant der 80,000 Deutschen und Abkömmlinge von Deutschen in der Provinz Rio Grande do Sul bin. Es ist in ihrem Namen, im Namen dieses deutschen Volksstammes, der sich in Rio Grande do Sul zu einem nicht unwichtigen culturgeschichtlichen Faktor entwickelt, dass ich in diesem Augenblick spreche und Ew. Hoheit die Glück- und Segenswünsche so vieler treuer Herzen darbringe, in denen die Anhänglichkeit an die neue Heimath die Liebe zum alten, herrlichen Stammlande nicht erstickt, ja sie eher gestählt hat in der Glühhitze der Sehnsucht.

Königliche Hoheit! Ich vertrete die Deutschen von Rio Grande seit mehr denn einem Viertel-Jahrhundert in der Presse, ich vertrete sie auch als Abgeordneter in der Assembléa der Provinz, und dennoch habe ich bei keiner frühern Gelegenheit ohne Reserve in ihrem Namen sprechen können, denn es gibt ja Zwistigkeiten überall, wo Deutsche weilen, und jede Führerschaft hat mit einer Opposition zu kämpfen. Heute aber trägt mich das stolze Bewusstsein, dass ich im Namen Aller spreche, dass kein Protest sich erheben wird gegen die Worte, die ich an Ew. Hoheit richte, denn in Einem sind wir Alle einig: — in der Liebe zu unserm herrlichen Vaterlande und in der Verehrung für das Heldengeschlecht der Hohenzollern, dessen Aar mit mächtigem Flügelschlag „vom Fels zum Meere“ drang und Deutschland erstarken liess und sich einigen unter dem Vortritt das mannhaften Preussens! Ja, Königliche Hoheit, in

dem Gefühle der Verehrung für das preussische Königs-, für das deutsche Kaiserhaus, dem das neue Deutschland seine Grösse dankt, sind wir Alle einig! Was die Männer aus der Sturm- und Drang-Periode der vierziger Jahre unklar fühlten, instinktiv anstrebten — wenn auch auf falschem Wege —, was Viele von uns über den Ozean trieb, — Deutschlands Grösse, Deutschlands Einigkeit und Deutschlands Macht, — Das hat Ihr Haus, mein Prinz, das hat Wilhelm der Einzige, der deutsche Heldenkaiser, dem Schicksal abgerungen im eisernen Würfelspiele des Krieges. Es ist aber eine Errungenschaft, die nicht der materiellen Ueberlegenheit, der preussischen Kraft allein zu danken ist, sondern vielmehr noch dem deutschen Pflichtgefühl, der deutschen Arbeitskraft, dem Fortschritt unseres Vaterlandes. Und auf allen diesen Pfaden hat der deutschen Nation stets vorgeleuchtet das Beispiel des hohen Königshauses der Hohenzollern, dem es vergönnt war, Deutschland zu einigen unter Preusens Vortritt und dem hundertjährigen Kampfe um die Hegemonie im Herzen Europas ein Ende zu machen!

Königliche Hoheit! Der bei weitem grösste Theil der Männer, in deren Namen ich hier spreche, ist seit 30, seit 40, seit 50 und mehr Jahren vom Vaterlande getrennt: viele, sehr viele unter ihnen gehören dem deutschen Stamme nur noch durch Sprache und Sitte an, denn sie sind geborene Brasilianer im ersten, zweiten und dritten Gliede; wieder andere, wie ich selbst, haben brasilianisches Bürgerrecht erworben, um sich am öffentlichen Leben ihrer neuen Heimath zu betheiligen, Mitarbeiter zu sein an der Zukunft dieses herrlichen, von der Natur so reich gesegneten Landes, in dem ihre Kinder das Licht der Welt erblickten, — Alle aber bewahren im Herzen treue Liebe zum alten Stammlande, sprechen Deutschlands herrliche Sprache, leben fort in geistiger Wechselbeziehung mit dem Vaterlande und halten hoch die deutschen Tugenden des Pflichtgefühls, der Arbeitslust, der strengen Sitte! Alle auch theilen

die Leiden und die Freuden der germanischen Heimath, und während der bangen Tage von 1866 und 1870 — da haben Hunderttausende von treuen deutschen Herzen in Brasilien „patriotische Beklemmungen“ gefühlt, und als dann die Siegeskunde herüberdrang über den Ozean, da war ihrer Freude kein Ende und in den fernsten Hütten des brasilianischen Urwaldes, wo der Colonist in Mühe und Arbeit um sein Brod ringt, herrschte Jubel und strömten Dankgebete gen Himmel! Und alle schliesslich, Königliche Hoheit, hängen mit treuer Liebe, mit unendlicher Verehrung am preusisschen Königshause! Ich kenne selbst die entlegensten deutschen Ansiedelungen im Urwald von Rio Grande; ich habe mehr als einmal am Tische jener Pioniere der Colonisation gesessen, die mit Feuer und Axt in den Wald dringen und um den Besitz des Landes mit dem Tiger und der Puma, ja selbst mit den wilden Indianerstämmen kämpfen müssen, — und in allen diesen Hütten, Königliche Hoheit, fand ich treue Herzen, die ihrer brasilianischen Heimath dankbare Verehrung widmen, mit unverbrüchlicher Liebe aber am stolzen Lande ihrer Väter hängen; in fast allen, auch selbst in den ärmsten dieser Hütten, fand ich das Bild des Heldenkaisers Wilhelm und das des ruhmgekrönten Vaters Ew. Königlichen Hoheit, des gewaltigen Siegers von Wörth! Deshalb, Königliche Hoheit, bin ich der Vertreter, das Organ der Deutschen des Rio Grande, ja ich möchte sagen: der Deutschen des ganzen Kaiserreichs (denn überall glüht die gleiche Liebe in den deutschen Herzen) in diesem Augenblicke, in dem ich den Gefühlen Worte leihe, die die Anwesenheit eines preussischen Prinzen in unserer neuen Heimath in allen Seelen wach ruft. Mehr denn 40 Jahre sind vergangen, seit Ew. Hoheit erhabener Onkel Prinz Adalbert das Land des Goldes und des ewigen Frühlings besuchte. Damals war das deutsche Element noch unbedeutend und nur wenige mögen noch leben von allen Denen, die die Ehre hatten, den Schöpfer der preussischen Marine zu begrüssen; um so dankbarer aber empfangen wir heute den ehrenden Besuch des

jugendlichen Nachfolgers jenes edlen Prinzen, des Enkels unseres Heldenkaisers, des Sohnes „unseres Fritz“, wie jeder Deutsche, auch in den fernsten Theilen der Welt, den erhabenen Vater Ew. Hoheit in treuer Liebe nennt.

Königliche Hoheit! Ich bringe Ihnen die ergebenen Grüsse, die Glück- und Segenswünsche der 80,000 Deutschen und Abkömmlinge von Deutschen, die in der Provinz Rio Grande leben; auch dort schlagen dem deutschen Kaiserhause treue Herzen, auch dort steigen innige Gebete zum Himmel für das Wohlergehen des Heldengreises auf dem Throne Barbarossa's und für den Glanz, für die Macht, für das Fortbestehen seines gewaltigen Geschlechts, welches hier durch Ew. Hoheit vertreten ist!

. . . .

Meine Herren! Ich fordere sie auf mit mir zu trinken auf das Wohl des jungen Preussen-Aars, der zum ersten Male seine Schwingen in der Luft unserer neuen Heimath regt, — auf das Wohl des hohen Prinzen, der einstens Deutschlands gewaltige Kriegsflotte zu Ruhm und Sieg führen wird, — auf das Wohl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preussen. Se. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen lebe hoch! hoch! und abermals hoch!

Rio, 22. August 1883.

52.

In einer Art von Mansarde, im Giebel des Hauses und vier endlose Treppen hoch, liegt in der Bibliotheca Nacional der kleine Raum, in dem die kostbarsten Schätze des Etablissements untergebracht sind. Ich muss hier zur Erklärung der Lage sagen, dass D. Joōo VI., als er vor Napoleons Truppen im Jahre 1806 nach Brasilien entfloh, mit sich

führte, was Archive, Bibliotheken etc. an grössten Seltenheiten und Kostbarkeiten besassen. So wurden denn auch die Bibliothek von Lissabon und die Sammlungen von Gravuren, Kupferstichen, Radirungen, Holzschnitten etc. ihrer kostbarsten Theile entblösst. Hier angelangt, liess man die Kisten gepackt stehen, und vergass sie, als D. Joõo VI. zurückging und seinen Sohn D. Pedro als Regenten sandte. Dieser zog nun (nach der Unabhängigkeits-Erklärung) alles Eigenthum der portugiesischen Krone an sich und mithin blieben auch die zahllosen Kisten mit Büchern, Kunstblättern etc. in Rio. Während der stürmischen Regierung D. Pedro's I. und während der nicht minder stürmischen Minderjährigkeit D. Pedro's II. war wenig Zeit zu literarischer Beschäftigung und es fehlte wohl auch an Leuten, die die nöthigen Kenntnisse besassen. So kam es denn, dass die Kisten allerdings ausgepackt wurden, dass man aber einen Haufen alter Holzschnitte, Gravuren etc. als altes Rumpelzeug in eine Ecke warf und — 50 Jahre lang unbeachtet, den Motten und der Feuchtigkeit ausgesetzt liegen liess. Erst vor wenigen Jahren fiel es dem frühern Bibliothekar Dr. Ramiz Galvão ein, jenen alten Haufen Papier einmal näher anzusehen, und das Erste, worauf sein Blick fiel, war das Monogramm Albrecht Dürer's ... Die grosse Entdeckung war nunmehr gemacht; man fand, dass jene alten, verachteten Blätter eine geradezu unschätzbare Sammlung von alten Holzschnitten und Radirungen enthielt! Das ist die Genesis der unvergleichlichen Sammlung, die ich heute gesehen habe. Es sind viele Tausende von Kunstblättern und zwar die seltensten und schönsten. Da ist die grosse und die kleine Passion von Dürer in mehreren Exemplaren, die unzweifelhaft echt sind, und es ist ja bekannt, welchen hohen Werth heute die Dürer'schen Originalschnitte haben. Jedes jener vergilbten Blätter von Dürer (und ich sah heute Hunderte) ist unter Brüdern 100 Thaler und mehr werth. Die beiden Passionsgeschichten, die Apokalypse, viele Gravuren etc. von Dürer sind ein wahrer Schatz. Leider ist nichts von Holbein da; dahingegen ist der grosse italienische Künstler Marco Antonio in Hunderten von echten Exem-

plaren vertreten, ebenso Guercino und andere berühmte Künstler. Ich verwendete mehr als eine Stunde mit der Betrachtung der Dürer'schen Holzschnitte, die wohl nur die Wenigsten im Original kennen, und konnte daher nicht mehr alle Schätze der Abtheilung sehen. Doch sah ich noch Vieles, was ich erwähnen muss, wenngleich ich es mir vorbehalte, alle übrigen Gravuren noch durchzusehen, sobald ich einmal einen freien Tag habe.

In demselben Verhältnisse, wie die Dürer'schen Schnitte, befand sich auch eine Sammlung von 130 grossen und dicken Bänden 7500 Kunstblättern, die zu der von Brasilien erstandenen Bibliothek des Grafen da Barca gehörte. Dieser hatte diese Bände von einem Comthur Araujo erworben, der ein grosser Sammler gewesen sein muss und ein sehr reicher Mann, denn im 18. Jahrhundert 7500 Kunstblätter aus den ältesten Zeiten zusammenzubringen ist ihm gewiss nicht leicht gewesen. Diese 130 grossen und dicken Bände sind benannt „Das grosse Welttheater“ und stehen jedenfalls als Unikum da. Es ist eine Sammlung von allem Möglichen: Landschaften, geschichtliche Bilder, Portraits, Land- und Seekarten, Wappenbilder etc. von den ältesten (römischen und griechischen) Zeiten her bis zur Lebensepoche des Sammlers. Ich habe selbstverständlich nur in einige der Bände hineingucken können, denn um sie alle aufmerksam durchzusehen, braucht man Monate. Ich hatte aber das Glück, gleich in dem ersten Bande, der mir in die Hände fiel, sieben sehr interessante Blätter zu finden, nämlich sieben Kunstblätter, die von einem holländischen Künstler (Neefs) herrühren und die Feierlichkeit bei Verheirathung der portugiesischen Prinzessin D. Catharina mit König Karl II. von England vorstellen. Da sind die Festlichkeiten in Lissabon, die Ankunft der englischen Flotte im Tejo, die Einschiffung der Braut, die Ankunft in England, die Feste in London etc. in wirklich prachtvoller Ausführung. Diese Blätter sind eine grosse Seltenheit; ausser den hiessigen soll nur der König von Portugal noch eine Sammlung derselben besitzen, wie Se. Majestät der Kaiser letztlich bei einem Besuch in der Bibliothek erklärt hat.

Diese 130 Bände Kunstblätter sind heute gerade unbezahlbar und jede Bibliothek kann Brasilien um dieselbe beneiden. Dr. Brum, der hochintelligente und kunstverständige Chef dieser Section, der mir alle seine Schätze mit liebenswürdiger Beflissenheit zeigte, hat auch diese Sammlung vor dem Untergang gerettet; sie ist gereinigt worden, und schon sind über 50 Bände neu eingebunden; am Rest wird weiter gearbeitet. Unter vielen anderen Kunstblättern fiel mir hauptsächlich ein Buntdruck aus dem vorigen Jahrhundert auf, der eine Gesellschaft von Incroyables im Louvre vorstellt und so farbenprächtig, so brillant ausgeführt ist, dass er selbst den besten heutigen Oeldruck bei Weitem noch übertrifft. Es scheint, dass das Geheimniss dieses Buntdrucks verloren gegangen ist, denn sonst würde er heute allgemein geübt werden, so prachtvoll sind die Bilder. Uebrigens bewies mir Dr. Brum mit einem französischen Buche aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, dass jene Kunst alt war in Frankreich, denn diese sehr, sehr seltene und nicht minder kostbare Chronik von Frankreichs berühmten Männern und Frauen enthält in meisterhaftem, mit der Reinheit und Treue von Miniaturgemälden ausgeführtem Farbendruck die Portraits vieler Könige, Fürsten, Damen, Helden etc. Frankreichs und daneben eine Scene aus dem Leben eines jeden, sowie den biographischen Text, und ich kenne in der neuern Kunst nichts Aehnliches an feinem Farbendruck. Diese Chronik allein (die ein Unikum sein soll) ist Tausende von Francs werth und hat mich im höchsten Grade interessirt.

Schon wollte ich gehen, als ich noch eine Schublade aufzog und darin Schätze fand, deren Existenz ich nicht einmal hätte ahnen können. Nicht mehr und nicht weniger nämlich als eine Sammlung von Entwürfen und Skizzen (lauter Originale) der grössten italienischen Meister. In Rothstift, mit Tusche und sogar mit Tinte sind da allerhand Figuren und Croquis in leichtester Weise hingeworfen. Das erste Blatt, was meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein mit Rothstift skizzirter Frauenkopf, von so wunderbar idealer Schönheit, dass ich gleich an Raphael dachte und

— siehe da — auf der Rückseite war Raphael Sanzio als Autor verzeichnet. Und da liegen Hunderte von Skizzen von Raphael, von Guercino, von Pesarosa, von Réni und anderen grossen Malern. Es sind eben nur Studienblätter, Skizzen, Entwürfe, aber sie sind unzweifelhaft echt und man fragt sich vor diesen Schätzen ganz verwundert: Wie ist das nach Brasilien gekommen? Immer auf dieselbe Weise: Die portugiesische Krone hatte diese originelle Sammlung seinerzeit für schweres Geld erworben und hier lag sie ein halbes Jahrhundert lang unbeachtet und ist jetzt erst wieder zu Ehren gekommen.

Inzwischen war es 2 Uhr geworden, ich war seit 10 Uhr in der Bibliothek und es wurde geschlossen. Ich zog mich also zurück, aber mit der festen Absicht, so oft als möglich wiederzukommen, denn es gibt da noch unendlich viel zu sehen und zu studiren. Das Museum und die Bibliothek lassen mich fast Frieden schliessen mit Rio. Diese beiden Institute sind wirklich grossartig und ich würde ganz gut den Rest meines Lebens in ihnen beiden verbringen können, ohne jemals von langer Weile oder von Sehnsucht nach anderer Beschäftigung geplagt zu werden.

Rio, 7. August 1883.

53.

Gestern war ich in S. Christovão, um Se. Majestät den Kaiser nach meiner Rückkehr zu begrüssen und ihm gleichzeitig ein Memorial der Bevölkerung von Pelotas, in Sachen der dortigen Alfandega (Zollhaus), zu überreichen. Der hohe Herr empfing mich mit der gewohnten Leutseligkeit und versprach das Memorial genau zu studiren, da die Frage eine sehr wichtige und complicirte sei. Ich war etwas früh gekommen, und da noch Niemand zur Audienz erschienen war, machte ich erst noch eine Fahrt durch die Quinta Imperial. Von der Seite gesehen, macht der kaiserliche Palast einen weit bessern, fast möchte ich sagen gross-

artigern Eindruck, als wenn man durch die grosse Einfahrt kommt, wo die breite Allee und die Entfernung das Gebäude niedriger erscheinen lassen, als es ist. In der Quinta unterhält der Kaiser auf seine Privatkosten eine Freischule, die von mehr als 200 armen Knaben und Mädchen besucht und von drei Lehrern geleitet wird. Sie verfügt über alle modernen Lehrmittel und hat eine eigene Bibliothek. Eine Abendschule für Erwachsene steht mit ihr in Verbindung. Da ja in der Quinta eine ganze Colonie von Familien existirt, denen der Kaiser in seiner bekannten Grossmuth dort Grund und Boden gegeben hat, und da diese Leute meistens Arme sind, ist die Schule eine grosse Wohlthat. Die Quinta ist ziemlich gut im Stande gehalten, die Anlagen sind hübsch, und ein kleiner See gibt dem Ganzen ein freundliches Aussehen. Die grosse Einfahrt wird nur von den Hofbediensteten, den Ministern und den Leuten benutzt, die zur Audienz fahren; das Publikum benutzt die Cancella de S. Christovão, das Thor einer Seiten-Allee, welches in den Stadttheil S. Chrivistovão führt, der sich in nächster Nähe der kaiserlichen Quinta nicht gerade durch Schönheit der Gebäude, gutes Pflaster und Reinlichkeit ausgezeichnet.

Als ich gegen 6 Uhr wieder vorfuhr, war ich immer noch der Erste, stieg aber aus und ging hinauf in die Bildergallerie, an die das kleine Wartezimmer stösst. Bei einer genaueren Betrachtung fand ich unter den Gemälden, die die Wand der Gallerie schmücken, noch einige Bilder, die entschieden einer bessern Schule angehören. Auf einem dieser Bilder fand ich das Monogramm Réni's, und handelt es sich nicht um eine Fälschung, so ist es ein kostbares Bild. Leider erlaubte mir der sinkende Tag nicht, das bereits sehr verdunkelte Bild näher zu betrachten. Es stellt eine biblische Scene vor. Zur Audienz waren diesmal auch Senator Avila und Visconte de Mauá mit ihren Damen erschienen; der fast unvermeidliche Baron von Canindé mit seiner Ehehälfte war auch wieder da. Ausserdem verschiedene Generäle, ein Divisionschef (Carneiro da Rocha), Dr. Pacheco Mendes und Gemahlin, und —

last not least — die beiden typischen Persönlichkeiten einer jeden Audienz: Major Morin und Alferes (Fähnrich) Galvão. Ich habe in meinen früheren Berichten nicht von diesen beiden Originalen gesprochen, die man jeden Sonnabend in S. Christovão trifft, und will diesen Fehler jetzt gut machen: Major Morin ist ein alter Franzose, geboren im Jahre 1797 und mithin 86 Jahre alt; derselbe hat D. Pedro I. gedient und trägt heute noch die damalige Uniform mit dem weissen Halskragen. Der alte Herr erscheint jeden Sonnabend, mag es auch regnen und stürmen, in S. Christovão, küsst dem Kaiser die Hand und hört einige leutselige Worte von ihm. Er ist natürlich mit allen Hofbediensteten bekannt und gleich bei Ankunft führt man ihn in ein Zimmer der Kammerherren, wo er bis zum Eintritt des Kaisers in die Gallerie bleibt, um bequemer sitzen zu können. Am ersten Sonnabend, an dem Major Morin nicht in S. Christovão erscheint, weiss der Kaiser, dass er todt ist. Es ist eine geradezu rührende Ergebenheit, die dieser alte Herr an den Tag legt und er wird auch von allen Anwesenden stets mit Ehrfurcht behandelt. Nicht in das rührende, wohl aber in das groteske Genre gehört die zweite stehende Figur der Receptionen in S. Christovão, der Alferes Galvão, bescheidener Titel, unter dem sich eine illustre personage verbirgt, nämlich Niemand Geringeres als — König Obá II. von Afrika, — ein Kronprätendent, der, gestützt auf sein Erbrecht, die Souveranie von ganz Afrika für sich beansprucht. Galvão ist nämlich ein aus Bahia gebürtiger Schwarzer und sein Vater Obá I. war wirklich König in Afrika, wurde aber in einem Kriege besiegt, als Sklave nach Brasilien verkauft, wo er sich später freikaufte, aber zu spät, um nach Afrika zurückzukehren und seinen Thron dort aufzurichten. Sein Sohn, der in Brasilien Galvão heisst, machte den Feldzug gegen Paraguay mit und zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit so sehr aus, dass er zum Alferes honorario do exercito ernannt wurde. Diese Ehre scheint ihm den Kopf ein Bischen verwirrt zu haben, denn als sein Vater starb, erliess er in der hiesigen Presse ein Manifest an die Völker Afrikas, indem er ihnen

verkündete, dass er als Obá II. den Thron bestiegen, und seit jener Zeit erfreut er das Publikum von Zeit zu Zeit mit Manifestationen in der Presse, die weniger correkt als interessant sind und in denen er brasilianische Verhältnisse als Obá II. diskutirt. Er ist selbstverständlich Monarchist und Conservador, da er ja selbst ein Fürst ist... Obá II. ist ein grosser, starker Neger, mit Schnauzbart und Henri-Quatre; er trägt feines schwarzes Zeug und ein goldenes Pince-Nez mit blauen Gläsern. Allen übrigen Menschen gegenüber ist er stolz, wie es einem grossen Fürsten gebührt; rücksichtslos drängt er sich vor, bis er seinen Platz in der ersten Reihe an Seiten des Major Morin erreicht hat. Mit stolzem Lächeln überblickt er dann die Versammlung, begrüsst in herablassender Weise das dienstthuende Hofpersonal und wartet in stolzer selbstbewusster Haltung bis der Kaiser erscheint. Da schmilzt sein Stolz dann aber wie Butter in der Sonne; nicht wie ein Fürst zum Fürsten, tritt er ihm mit Händedruck entgegen, — nein, Se. Majestät Obá II. senkt das Knie wie ein elendiglicher Vasall, und auf beiden Knieen liegend küsst er dem Kaiser die Hand . . . Und Das geschieht mehr oder weniger jeden Sonnabend. Ich bewundere wirklich die Langmuth des Kaisers, denn Alferes Galvão ist schliesslich nichts als ein halbverrückter Mensch, und trotzdem lässt ihn der Kaiser nicht von dem Empfang ausschliessen und erträgt jeden Sonnabend mit Geduld die Wiederholung der eben beschriebenen lächerlichen Scene.

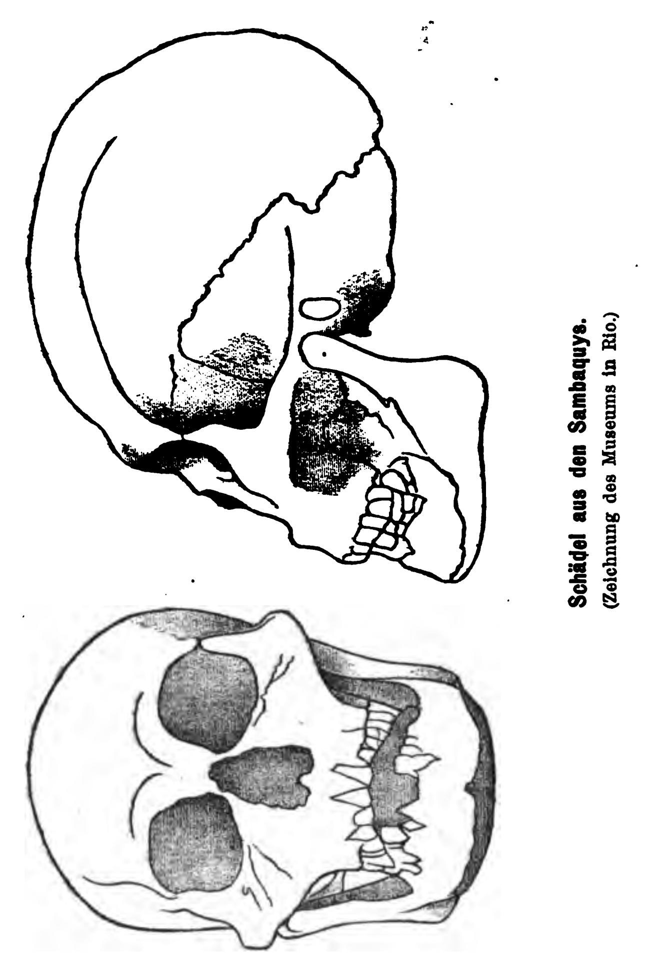
54.

Morgen kommt Prinz Heinrich und da giebt es dann eine ruhelose und aufgeregte Zeit, während der ich wenig zur Ruhe kommen werde; deshalb nahm ich gestern einen freien Tag wahr, um das Museum von Neuem zu besuchen. Ladislau Netto bat den Chef der botanischen Sektion, Herrn Dr. Schack, mich auf meinem Rundgang zu begleiten, und

da ich in der zoologischen Abtheilung auch Herrn Dr. Schreiner fand, hatte ich Gelegenheit, mich nicht nur in interessanter Weise mit den beiden deutschen Gelehrten zu unterhalten, sondern auch viele wichtige Aufschlüsse von ihnen zu bekommen. Mein Besuch galt hauptsächlich dem Saale Lund, wo die Schädel- und Skelet-Sammlungen sind. In einem grossen Schrank befindet sich eine Sammlung von circa 60 Schädeln, von denen jeder einzelne von enormem Interesse für den Forscher ist. In erster Linie nahm natürlich der Schädel von der Lagôa Santa meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist bekannt, dass der grosse dänische Naturforscher Lund diesen und noch einige andere Schädel, die im Museum von Kopenhagen sind, in einer Höhle der Lagóa Santa in Minas Geraes fand, wo sie zusammenlagen mit Knochen vom Höhlenbär, von der Höhlenhyäne, von dem Riesentiger der Vorzeit (felis protopanther). von dem eingeborenen Pferde, vom Riesengürtelthier und von einer gigantischen Art Capivara.

Der hier vorliegende Schädel gehört einer weit zurückliegenden Vergangenheit an, wenngleich noch unentschieden ist, ob er in die tertiäre oder posttertiäre Epoche gehört, denn die eigentliche tertiäre Fauna Südamerika's (Megatherium, Mylodon, Toxodon, Glyptodon etc.) zählt keine Vertreter unter den Funden Lund's, der nur einige Zähne als vom Megatherium herrührend bezeichnet hat. Jedenfalls ist der Schädel sehr alt; er ist ganz schwarz, weil er mit Eisenoxyd getränkt ist, und diesem Umstand hat er auch wohl seine Erhaltung zu verdanken. Um die Wahrheit zu gestehen, hat mich der Schädel etwas enttäuscht; ich dachte einen Riesenschädel mit halbthierischem Charakter, wie den Neanderthaler, zu finden, und siehe da: der Schädel könnte ebenso gut von irgend einer unserer heutigen indianischen Rassen herrühren. Keine Idee von pithecoider Form; die Stirn ist niedrig und schräge, die Augenhöhlen sind klein, die Backenknochen wenig hervorstehend; es ist ein Langkopf mit deprimirten Schläfen, ungefähr der Typus vom Cro-Magnon. Das Ganze ist fast ein Räthsel, denn dieser unbedingt älteste Schädel Südamerikas steht im Grossen

und Ganzen dem jetzigen Typus viel weniger fern, als die viele Tausende von Jahren jüngeren Schädel aus den Sambaquys. Der Mensch der Lagôa Santa lebte zusammen mit einer untergegangenen Fauna und stand auf der Uebergangslinie der tertiären Zeit, wenn er nicht derselben angehörte; der Mensch der Sambaquys hingegen ass Fische und Muscheln, die der Jetztzeit angehören und heute noch



Schädel aus den Sambaquys.
(Zeichnung des Museums in Rio.)

den Ozean bevölkern, er führte Steinwaffen, hatte Kochgeräthschaften u. s. w., lauter Dinge, von denen der Mensch der Lagôa Santa nichts wusste. Und dennoch, welcher Unterschied zwischen den Schädeln, wie ungleich thierischer sind die Schädel aus den Sambaquys. Schon früher, als ich die Stirnbeine aus den Sambaquys von Paraná besprach, die ich an das Berliner Museum gesandt habe, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, dass die Hirnschale stellenweise 1½ Centimeter dick war, und die ganzen Schädel, die ich im Museum sah, haben einen absolut thierischen Charakter, hauptsächlich die mit den Nummern 18 und 23 bezeichneten. Die Schädel sind sehr länglich, mit deprimirter und niedriger Stirn und stark entwickeltem, hervorstehendem Occiput; starke und vorspringende Backenknochen, enorme (heutzutage ganz anormale) Augenhöhlen mit sehr stark entwickelten Bogen über denselben sowie ein pronuncirter Prognatismus geben diesen Schädeln einen absolut thierischen Charakter und jeder Nichtkenner würde sie nur sehr schwer von Gorilla-Schädeln unterscheiden können. Der Oberkiefer ist flach, der Zwischenkiefer ist nicht markirt und beide Kiefern sind sehr stark entwickelt und hervorstehend. Die Hirnschalen haben im Durchschnitt 1½ Centimeter Dicke (ein Phänomen, welches bei allen anderen, selbst bei den ältesten quaternären Rassen unbekannt ist). Die Schädel sind dolychocephal (langköpfig) und leptorrhin (mit langem Nasenbein). Das kleine Gehirn war schwach, das cerebrum occipitale hingegen (wie bei allen Dolychocephalen) ausserordentlich stark entwickelt, was auf sehr geringe geistige Begabung und starke Entwickelung der thierischen Leidenschaften schliessen lässt. So ein Austernesser muss sehr verdächtig, geradezu bestialisch ausgesehen haben, und da die Grösse der Schädel sowie die Länge und Dicke der vorhandenen Knochen auf eine riesige Figur und nicht weniger riesige Kräfte schliessen lassen, muss mit ihm schlechtes Austernessen gewesen sein; Kirschen gab es damals allem Anscheine nach noch nicht, da keine Kirschsteine in den Sambaquys zum Vorschein kommen. Zweifellos ist, dass der Sambaquy-Mensch der quaternären Epoche

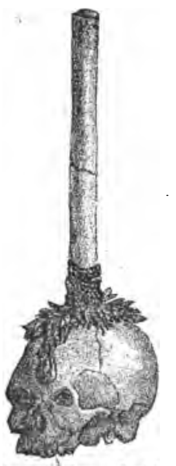
angehört, während der der Lagôa Santa mindestens bis dicht an die tertiäre hinanreicht; wer aber die beiden Sorten Schädel vergliche, ohne die näheren Umstände zu kennen, würde unbedingt die Sambaquy-Schädel für älter halten, und ich selbst weiss nicht, ob die Leute, die glauben, der Schädel der Lagôa Santa sei nur zufällig und in viel späterer Epoche unter die Thierreste gekommen, nicht vielleicht Recht haben. Ausser diesen 20 bis 30 Nummern sehr alter Schädel sind noch eine Menge Schädel der jetzigen Indianerrassen in der Sammlung, die ich nicht näher untersuchte, weil noch kein Katalog vorhanden, und Herr Dr. Schack, der Botaniker ist, nicht recht Bescheid wusste. Einige ganz anormal entwickelte Langschädel (über einen Fuss lang) rühren von einem indianischen Volksstamm her, der die Natur zu verbessern sucht, indem er die Schädel der Kinder (in der ersten Jugend derartig bindet, dass sie sich zu riesiger Länge und Dünne entwickeln. Das sind nun eben Geschmacksachen; ich könnte nicht behaupten, dass ein derartiges Haupt besondere Anziehungskraft auf mich ausüben würde. Einige Riesenschädel mit furchtbar thierischem Ausdruck schienen mir von Gorilla und Schimpanse herzurühren, rühren sie von Menschen her, so muss das eine geradezu horrende Rasse gewesen sein. Dr. Schack wusste mich darüber nicht aufzuklären und ich werde die Sache bei meinem nächsten Besuche im Museum im Auge behalten. Weshalb man eigentlich eine Menge recht hübscher Sachen (Kleidungsstücke, Schmuck, Waffen) von den aleutischen Inseln, sowie ähnliche Gegenstände und präparirte Mumienköpfe von Neuseeland in dem Lund'schen Saal aufgestellt hat, ist mir unbegreiflich, wenn es nicht aus rein räumlichen Rücksichten geschehen ist. Derartige Sachen sind ganz interessant, doch findet man sie in jedem europäischen Museum; die wahren Schätze unseres Museums sind die aus Südamerika stammenden.

Rio, 15. August 1883.

55.

In den Saal der Mundurucus, der die herrlichsten indianischen Schätze birgt, bin ich gestern noch einmal zurückgekehrt, denn ich hatte dort noch sehr viel zu sehen. Einen grossen Schmuck erhielt dieser Saal durch die Gypsmodelle zweier Botokuden, eines 17—18jährigen jungen Mannes und eines circa 30jährigen Kriegers, die seinerzeit auf dem Körper der Betreffenden modellirt wurden. Das ist keine kleine Arbeit gewesen, denn die Söhne des Waldes hatten starke Abneigung gegen die Bedeckung mit Gyps, und als einer von ihnen bis an den Hals in Gyps eingepackt war, ging ihm der Athem aus und er wäre beinahe im Herrn entschlafen. Die Abgüsse sind aber von grossem Werth für's Museum, da sie ganz nach der Natur gebildet sind und ein vollständiges Bild der beiden Botokuden bieten. Der 17—18jährige Jüngling sitzt in indolenter Stellung; er hat Pfeil und Bogen, ein Federschurz bedeckt anstandshalber die Lenden, auf dem Haupte hat er eine Federkrone und Federschmuck an Arm und Bein. Er hat eine glatte, heillos dumme und nichts weniger als schrecklich-wilde Physiognomie. Sonst ist er wirklich ein schmucker Kerl, mit zierlich kleinen Händen und Füssen, etwas dünnen aber schön gebildeten Armen und Beinen, hervortretendem Bauch, stark entwickelter Brust und schlankem Halse. Der andere, vielleicht doppelt so alte Herr, lebt auf grösserem Fusse, führt eine schwerere Hand, hat kräftiger entwickelte Arme und Beine, ist wohlbeleibt (sogar mit einem leichten Ansatz zu Tympanitis), sehr muskulös und zeichnet sich durch einen sehr langen, kräftig entwickelten Rumpf aus. Auch er hat ein glattes Gesicht, aber durchaus keinen gutmüthigen Ausdruck; ganz im Gegentheil sieht er aus, als ob er ein Stück gebratenen Feindes mit grösstem Wohlgefallen verzehren würde. Im Uebrigen ist auch er in decenter Weise mit bunten Federn geschmückt und führt seine ganze Kriegsbewaffnung mit sich. Einen Gegensatz zu diesen

beiden Figuren bilden zwei Mumien, die aus bolivianischen und peruanischen Gräbern herstammen, ein Männlein und ein Weiblein. Beide kauern in der Stellung, in der die Leichen in die Begräbnisstöpfe gesetzt werden und sind recht wohl erhalten, wenn auch nicht appetitlich. Sehr interessante und seltene Exemplare sind es allerdings. In einem andern Schrank befinden sich die Masken, die die Medizinmänner verschiedener Tribus anlegen, wenn sie sich an Festtagen ihren Getreuen zeigen. Es sind bis zur Erde reichende Kapuzen, in welchen die Herrschaften hineinklettern, und die Gesichter bilden ganz abscheuliche Fratzen, die durchaus nicht für den ästhetischen Sinn der Leute sprechen. Schön, häufig brillant und geschmackvoll sind die Federmäntel, Federkronen, Haarschmucke aus Collopteras etc.; kunstreich, wenn auch minder schön, die Schmucksachen, Halsbänder, Tangas u. s. w. aus Thierzähnen. Von den nichts weniger als vertrauenerregenden Trophäen aus den Köpfen todter Feinde, mit Andiroba-Oel bereitet, habe ich bereits früher gesprochen; dahingegen habe ich die sehr interessante Sammlung von Musikinstrumenten noch nicht erwähnt. Da sind Flöten (membis) aus Arm- und Beinknochen (wohl todter Feinde); ferner Tuthörner, wie sie unsere alten Nachtwächter trugen; sodann Torés der Paratintin-Indianer, aus gebranntem Lehm, die den modernen Instrumenten ähnlich sehen, die ebenfalls aus gebranntem Thon bereitet und, wenn ich nicht irre, Occarinas genannt werden. Das höchste der Gefühle in Musikinstrumenten bildet aber unbedingt eine Art von Tuba, zu der man in geistreicher Weise einen riesigen Todtenkopf benutzt hat, in dessen Hirnschale ein hohles Taquararohr eingeschraubt ist, ein Musikinstrument von entschieden charakteristischer Sorte, welches, in einem modernen Salon in Porto Alegre, geblasen von einem Paratintin mit Kriegs-



Ein aus einem Schädel gefertigtes Musikinstrument der Mundurucus.

bemalung, geschmückt mit Federn und Trophäen und bis an die Zähne bewaffnet, jedenfalls einen überraschenden Eindruck machen würde. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass der Ton, den ich diesem interessanten Instrumente entlockte, nichts weniger als melodisch war. Freilich bin ich ja von Hause aus ein schlechter Musikant und spiele auch andere Instrumente nicht viel besser. Ausserordentlich interessant sind die vergifteten Pfeile unserer harmlosen Wilden am Amazonenstrom. Es ist das bekannte Curare-Gift, dessen Berührung mit einem Tropfen Blut absolut tödtlich ist. Nichts sieht harmloser aus, als diese reizenden kleinen Pfeile. Dieselben sind nämlich aus einem sehr leichten weissen Holz geschnitzt, wenig länger als eine Spanne und nur von der Dicke einer Stricknadel, ganz unschuldige, kleine Dinger, so recht eigentlich ein Kinderspielzeug. Am obern Ende haben sie eine Art Knopf, am untern sind sie haarscharf zugespitzt und ca. zwei Centimeter lang mit einer röthlichen Substanz beschmiert, jenem bewussten Curare-Safte. Diese niedlichen Dingerchen, von denen ein ganzer Haufen in einem Köcher ist, werden nun in ein Pusterohr (von Haus aus auch ein harmloser Gegenstand) gesteckt, welches 2 bis 3 Meter lang und mit Bast umwickelt ist, und dann

Eine junge Indianerin bei Zubereitung des Bogens.
(Zeichnung des Museums in Rio.)

von den Indianern in die Luft geblasen. Die Leute müssen eine gute Puste haben, denn es wird versichert, dass sie ihre kleinen Pfeile auf diese Weise hundert Meter weit senden und zwar mit solcher Sicherheit, dass sie den kleinsten Vogel auf enorme Distanz schiessen. Also ein niedliches Spielzeug, an dem Alles harmlos ist; ein Pusterohr und ein kleiner, zahnstocherartiger Pfeil . . . Und dennoch ist dieses die furchtbarste Waffe, die es auf der Welt gibt, und wehe Dem, der die unbedeutendste Wunde empfängt, ja, sich nur an einem solchen Pfeile ritzt . . . Neben all' diesen todtbringenden und vom Tode zeugenden Gegenständen, neben diesen Todtenmasken und Mumien, Schädeln und Skeletten, macht eine Sammlung von Kinderspielzeug, die in zwei Glasschränken in dem Saale der Mundurucus steht, einen geradezu komischen Eindruck. Auf meine naive Frage, ob Das Spielzeug der hoffnungsvollen jungen Mundurucus sei, entgegnete man mir verneinend: es sei eine Sammlung von Hauseinrichtungen, Völkertrachten, Fahrzeugen u. s. w., die seinerzeit zum Anschauungsunterricht für einen jungen Prinzen bestimmt gewesen und nun hier deponirt sei! Weshalb aber, ums Himmelswillen, im Saale der Mundurucus?! Auch das Modell einer eisernen Krone steht da ziemlich deplacirt Das sind Dinge, die nicht vorkommen sollten; es müsste mehr System in die Sache gebracht werden. Mit Herrn Dr. Schack, einem ebenso liebenswürdigen als hochgebildeten Landsmanne, der den Amazonas wie seine Tasche kennt und unter den wildesten Indianerstämmen gelebt hat, besuchte ich noch die von ihm geleitete botanische Abtheilung, die unendlich viel Interessantes enthält, und mit Herrn Dr. Schreiner, dem verdienstvollen Zoologen des Museums, der fast ganz Brasilien (auch unsere Provinz) bereits durchreist hat, die verschiedenen zoologischen Abtheilungen, die sehr schöne Sammlungen enthalten. Die Säugethiere sind relativ am schwächsten vertreten, trotzdem es da hübsche Exemplare von Antas, Tigern u. s. w. gibt. Dahingegen ist die jetzt vollständig geordnete ornithologische Abtheilung sehr interessant und vollständig. Ein Prachtexemplar unseres grössten Adlers

(Harpyia Panthera) war mir sehr interessant; der gewaltige Kerl hatte lange Jahre im Museum gelebt und wurde nach seinem Tode ausgestopft, ein Schicksal, dem Vögel bekanntlich häufiger verfallen, als Menschen.

Rio, 15. August 1883.

56.

Ich habe die Pädagogische Ausstellung heute noch einmal besucht, um die neu eröffneten Sektionen Deutschlands, Frankreichs und Englands zu besehen.

Deutschland ist qualitativ vortrefflich, quantitativ ungenügend vertreten, und das Schlimmste ist, dass man uns noch stiefmütterlich behandelt hat hinsichtlich des Raumes. Erstens ist die deutsche Ausstellung in verschiedene Parzellen vertheilt, die in mehreren Sälen untergebracht sind, was die Uebersicht erschwert und den Gesammteindruck entschieden schädigt. So befindet sich in dem Saale Spaniens die Ausstellung des Hamburger Paulsen-Stiftes und die der Berliner und Karlsruher Firmen, von denen ich bereits gesprochen habe. Dahingegen sind die neu angegekommenen Sachen in einer besonderen Abtheilung des grossen französischen Saales untergebracht, d. h. in einem Eckchen, welches von der französischen Sektion durch eine Draperie von Tricoloren getrennt ist. Hier ist Alles aufeinander gehäuft und so geschmacklos als möglich aufgestellt, trotzdem wirklich vorzügliche Sachen vorhanden sind. Die Gesellschaft der „Vereinigten Bürgervereine für Kindergärten“ in Hamburg hat eine Ausstellung gemacht, wie sie brillanter nicht zu wünschen ist, und trotzdem fällt dieselbe nur wenig ins Auge. Deutschland ist in absolut ungenügender Weise vertreten, aber mit dem Wenigen, was vorhanden, hätte viel mehr geleistet werden können, wenn die Sachen in einem eigenen Saale untergebracht und mit Chic arrangirt worden wären. Dass dieses nicht geschah, ist

lediglich die Schuld der betreffenden Vertreter der Aussteller, die um so aktiver hätten sein müssen, je mehr sie wussten, dass man den Deutschen im Grossen und Ganzen wenig grün ist. Hätten sie aufgetrumpft, wären sie selbst zur Stelle gewesen, so würden sie sicher erreicht haben, was keiner andern Nation verweigert wurde, — einen Separat-Raum für das Land, welches sie vertreten. Ich weiss nicht, wer die Vertreter der deutschen Firmen sind; ich kann aber garantiren, dass sie fahrlässig gewesen und durchaus nicht dem Beispiel gefolgt sind, welches ihnen von einem Herrn Gaston de Metz, dem Vertreter des grössten Theiles der französischen Firmen, gegeben wurde. Dieser Mr. Gaston de Metz ist ein reisender Journalist (der nota bene hier von seinen eigenen Landsleuten im „Messager du Brésil“ als zweifelhafte Persönlichkeit geschildert wurde) und verstand es bei seiner Ankunft die nöthige Klapperei (die ja zum Handwerk gehört) ins Werk zu setzen. Er hat sich die Vertretung der bedeutendsten Pariser Schul-Buchhändler verschafft, und da er den Conde d'Eu frequentirt und es wahrscheinlich verstanden hat, ihm die Cour zu machen, erhielt er einen ganzen grossen Saal, in dem er seine Ausstellung so brillant als möglich herrichtete. Frankreich hat Belgien schliesslich ausgestochen, und selbst der Neid muss gestehen, dass die französische Abtheilung brillant ist. Die belgische ist sachgemässer, vollständiger (sie ist eben die einzig wirklich vollständige und methodische) und lehrreicher, — die französische ist aber entschieden die glänzendste, und aufs Blenden kommt's ja bekanntermassen besonders an.

Die französische Sektion enthält in erster Reihe eine kolossale Menge von pädagogischen Werken und Lehrbüchern aller Arten, Tausende von Bänden, die alle glänzend gebunden sind; ferner weist sie eine grosse Menge feiner Karten, Globen, Sphären, physikalischer und mathematischer Instrumente auf, die sich alle durch prachtvolle Arbeit auszeichnen. Eine grosse Collektion von Gyps-Modellen zum Abzeichnen sticht sehr ins Auge, ebenso verschiedene Rechenmaschinen und gar viele andere Dinge,

wie: grosse Atlanten, riesige Geschichtswerke, Sammlungen geschichtlicher Kupferstiche in vortrefflicher Ausführung etc. Und bei Alledem macht nun Herr Gaston de Metz, in Frack und weisser Cravatte, die Honneurs der Abtheilung, führt die Besucher umher, erklärt Alles und ist von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Dagegen ist natürlich nicht anzukommen; Frankreich hat gesiegt und selbst das praktische Belgien in den Hintergrund gedrängt, von Deutschland gar nicht zu sprechen, denn das verschwindet gänzlich gegenüber seinem glänzenden Rivalen. Für die Presse ist jetzt natürlich Frankreich die Fundgrube und Deutschland wird nach wie vor nicht erwähnt. Nur das „Jornal do Commercio“ (wohl in höherem Auftrage) bereitet die Dinge vor und widmet den belgischen Schulbrüdern lange Leitartikel, die glücklicherweise in vortrefflichen Artikeln der „Gazeta de Noticias“ ein passendes Gegengewicht finden. Deutschland braucht auf keinen Dank zu rechnen; es hätte ebenso gut zu Hause bleiben können mit seinen sieben Sachen . . . Die erste Pädagogische Ausstellung, die in Brasilien stattfand, ging von Deutschland aus. Es war eine Berliner Firma, die durch Vermittelung des Herrn Gruber dem Ministerium des Innern eine complete Sammlung von Lehrmitteln (einschliesslich Karten, Globen, Instrumenten und Kindergarten-Einrichtungen) gratis offeriren liess, die einen Werth von vielen Tausenden von Mark hatte. Die Sachen wurden einige Tage lang ausgestellt und dann wieder eingepackt und in einem Raume unter der Treppe untergebracht. Und niemals hörte man wieder Etwas davon; nur erzählt man sich, die Sachen seien so bei Kleinen verschenkt worden. Sicher ist, dass nichts mehr davon da ist, sonst hätte man est gewiss der „Pädagogischen Ausstellung“ einverleibt. Herr Gruber arbeitete damals dahin, dass jene Schenkung als Stamm für ein Pädagogisches Museum benutzt werden solle, doch erreichte er es nicht. Und nun kommt das Hübscheste: Dem grossmüthigen Berliner Geber dankte die Regierung noch nicht mit einem Worte; sie ignorirte ihn gänzlich. Jetzt, bei der Pädagogischen Ausstellung, werden natürlich Titel und Orden

regnen und Herr Gaston de Metz wird gewiss nicht ohne Orden nach Frankreich zurückkehren, trotzdem die Sachen, deren Hüter er ist, schwerlich der Regierung geschenkt werden, während der missachtete Berliner Alles geschenkt hatte. Nun, wir sind ja an alle diese Sachen längst gewöhnt und wundern uns nicht mehr darüber.

Ob die Pädagogische Ausstellung, die in Wahrheit glänzend ausgefallen ist, praktischen Nutzen bringen wird, ist eine zweite Frage, deren Beantwortung noch offen bleibt. Für die Regierungs-Schulen und dito Lehrer wird sie sicher keinen Nutzen haben. Diese Herren und Damen präsentiren sich da mit ihren Schülern und Schülerinnen, die in doppelreihigem Gänsemarsch mit gesenkten Augen und ohne Aufenhalt, ohne irgend etwas anzusehen, durch die Säle trippeln. Die Lehrer sehen auch nichts an, sie führen eben nur ihre Schüler spazieren und die ausgestellten Sachen interessiren sie nicht im mindesten. Da das Land 6000 Regierungsschulen hat und eine complete Sammlung für Anschauungs-Unterricht nicht unter 500$000 Rs. kosten kann, so würden 3000 Contos zu verausgaben sein, und zwar jährlich, da alle Gegenstände im Laufe des Jahres zerstört oder verschleudert werden würden. Das ist eine Ausgabe, die die Regierung nicht machen wird und daher werden die Regierungsschulen auch nichts durch die Ausstellung profitiren. Nützlicher ist dieselbe für Privatlehrer und Colleg-Direktoren, die da viele neue Lehrmittel studiren und anschaffen können. Hierin wird wohl der grösste Nutzen des Unternehmens liegen.

Doch nun genug von der Pädagogischen Ausstellung; ich werde dieselbe wohl noch besuchen, da ich ja früher auch vom Geschäft, d. h. Lehrer war; aber ich werde den Lesern nichts mehr darüber sagen, denn das Thema ist wohl nicht gerade das interessanteste.

Rio, 25. August 1883.

57.

Heute ist Sonntag und wir machten mit dem Wirth des Hôtels, Herrn Gomes, eine längst verabredete Fahrt nach den alten Reservoirs der Wasserleitung der Carioca, dieses Riesenwerkes der portugiesischen Zeit, welches, nach römischem Style erbaut, viele Millionen gekostet haben muss. Die Leitung ist im 17. Jahrhundert gebaut worden; sie führt der Stadt das Wasser der Carioca und des Larangeiras zu, zweier Flüsschen, die dicht unter dem Corcovado hoch im Gebirge entspringen. Es ist ein Riesenbau, diese Wasserleitung, die ja auch in der Stadt in hohem Bogen-Werke (wie die römischen Leitungen) weitergeführt ist. Generationen von Menschen müssen daran gearbeitet haben und Unsummen Geldes sind da verausgabt worden. Dafür hat die Stadt aber auch herrliches Wasser, wenigstens in ihrem alten Theile.

Es war ein prachtvoller, heller Frühlingsmorgen, als wir die Fahrt antraten; meine Familie in zwei Halbchaisen, von denen der Wirth Gomes die eine fuhr, und ich allein auf einem Char-Banc mit prachtvollem Langtraber (Halbblut, wie sie hier häufig sind), der meine automedontischen Fähigkeiten, bei den kurzen Windungen der Strasse, häufig auf harte Proben setzte. Das Hôtel liegt am Corcovado-Weg, und auf diesem rollten wir nun weiter. Es ist derselbe Weg, den ich bereits beschrieben habe bei Gelegenheit meines Besuches bei Herrn Weinelt, nur war der Blick auf die mit Häusern besäeten Thäler (Poço da Onça, Rio Comprido, S. Christovão, Andarahy etc.) bei Tage noch viel schöner. Baumriesen des Urwaldes, die hier sorgfältig geschont werden — so zwar, dass die ganze nächste Umgebung Rio's noch mit Urwald bedeckt ist —, beschatteten den Weg. Schon nach einer Viertelstunde hielten wir an den neuen Reservoirs der Carioca, die vor Jahren erbaut wurden. Es sind gewaltige Bassins, zu denen man aut einem breiten Kiesweg, zwischen Rabatten sorgsam gepflegter

Blumen hinaufsteigt; oben sind die vier mächtigen Becken, die viele Millionen Kubikmeter Wasser halten und zwischen denen man auf Gallerien umhergehen kann; Rabatten mit blühenden Blumen umgeben das ganze Plateau und ein eleganter Pavillon dient dem Wächter als Wohnung. Das Ganze ist eine grossartige Anlage; das Schönste davon aber ist unbedingt die wunderbar herrliche Aussicht, denn von diesem Punkte aus dominirt der Blick nicht nur ganz Rio de Janeiro, von der Praia Vermelha bis zur Tijucca, sondern auch die ganze Bai mit ihren Inseln, den Hafen mit seinem Mastenwald und seinen Befestigungen, die Praia Grande (Nictherohy), das Orgelgebirge, an dem sich die Petropolis-Bahn emporzieht u. s. w. Es ist eine der herrlichsten Aussichten der Welt, und wer nach Rio kommt, sollte nicht unterlassen dieselbe zu geniessen. Aber er soll es auch nicht dabei bewenden lassen, sondern — wie wir — den Weg fortfahren bis zu den alten Caixas d'Agua. Der Weg führt auf den Abhang des Berges weiter; immer dichter wird der Schatten, den der Wald spendet, immer saftiger das Grün der Moose, Farren und Parasiten, die den Bau der Wasserleitung bedecken, an dem sich der Weg hinzieht. Jene Moos- und Parasiten-Decke, die mich an den Felsen impressionirte, unter dem man auf dem Wege vom Teufelsloch nach der Mühle von Menz passirt, ist hier in tausendfacher Varietät vorhanden und bedeckt das ganze alte Bauwerk in seiner weiten Ausdehnung. Hie und da öffnen sich nach beiden Seiten hin die herrlichsten Blicke; rechts die obengenannten Stadttheile, links Cosme Velho, Larangeiras, Largo do Machado u. s. w. Wir befinden uns ca. 600 Meter über der Stadt, und wo sich im Waldesdunkel eine lichte Stelle zeigt, sieht man hinab in die Thäler, die sämmtlich bewohnt sind und die neue Stadttheile bilden, in denen die Aristokratie ihre Chalets erbaut und herrliche Gärten angelegt hat. Nach einer halbstündigen Fahrt durch die herrlichste Waldluft halten wir nun vor den alten Caixas d'Agua. Der Wasserfall der Carioca rauscht über uns und durch einen wohlgepflegten Garten mit prachtvollen Palmen gehen wir zur Treppe, die hinauf-

führt. Acht grosse Bassins empfangen und vertheilen in die Röhrenleitung die Wassermassen, die über steile Felsen aus der Höhe herabstürzen. Da rauscht es und klingt es, da duftet der Wald und farbenbunte Schmetterlinge schwingen sich von Blume zu Blume; Moos und Parasiten bedecken den Felsen und krystallhelles Wasser füllt die Riesenbecken. Es ist wirklich reizend dort, so still und so romantisch mitten in der Gebirgswildniss und doch wieder so nahe dem wüsten Treiben der grossen Stadt, deren Häusermeer sich dort zu unseren Füssen ausdehnt. Ja, es ist schön hier, über alle Begriffe schön, aber wir wollen noch weiter und besteigen daher wieder unsere Wagen, die bald auf dem Bergpfade weiter rollen. Der Weg biegt jetzt nach Larangeiras ein, stets auf derselben Höhe, und der Blick auf Larangeiras und Botafogo erweitert sich; da ist der Zuckerhut, da die Gloria, weiter hinaus die Bai mit den Festungen. Jetzt sehen wir zu unserer Linken im Thale, in welches der Berg senkrecht abfällt, eine ganze Niederlassung, eine Hütte (mit Blech gedeckt) reiht sich an die andere. Was ist Das? Eine Colonie am Corcovado, der dicht über unseren Häuptern senkrecht emporstrebt? Nein, es ist keine Colonie, sondern es sind die Wohnungen der Arbeiter, welche die gewaltigen Pfeiler für den Riesen-Viadukt bauen, über den die Eisenbahn nach dem Corcovado gehen soll .... Eisenbahn nach dem Corcovado? fragen meine Leser verwundert. Jawohl, in Rio hat man Courage, da baut man eine Eisenbahn nach der Spitze des Corcovado, in der Voraussicht, täglich 600 Passagiere nach jener luftigen Höhe zu befördern. Und das ist kein Wunder, denn es wird ja sogar ein Elevator für den Zuckerhut angelegt. An der Eisenbahn nach dem Corcovado wird stramm gearbeitet; der Viadukt, dessen Pfeiler jetzt gebaut werden, ist ein Riesenwerk. Nun, mir ist es schon recht; komme ich wieder einmal nach Rio, fahre ich auf den Corcovado, denn zu Fuss besteige ich ihn gewiss nicht, trotz des ermuthigenden Beispiels, welches mir mein verehrter Freund Herr von Tautphöus gibt, der fast wöchentlich einen kleinen Spaziergang auf die Spitze des Corcovado

macht. Bald waren wir nun am Ziel unserer Fahrt, an dem kleinen Reservoir des Larangeiras, angekommen, denn darüber hinaus kann man nicht fahren, sondern nur noch reiten bis zu den „Paineiros“, von wo dann der Weg zur Spitze pede calcante gemacht werden muss. An dem kleinen Reservoir von Larangeiras ist ein hübsches Wächterhaus und ein schattenreicher Baum (chapéo de sol), eine sehr hübsche Specialität, ist mit Tischen und Bänken umgeben, wo die Besucher ihr Frühstück einnehmen können.



Der Corcovado, vom Campo dos Leões aus gesehen.

Man geniesst da eine herrliche Aussicht auf Rio de Janeiro, und der Ort ist der schönste, den man sich zu einem Picknick denken kann. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir zurück und um 10 Uhr sassen wir bereits am Frühstückstisch im Hôtel, mit dem Hochgefühle, eine unvergleichliche Spazierfahrt gemacht zu haben. Und nun ein Kuriosum: Von den 400,000 Einwohnern Rio's gibt es höchstens 15,000 bis 20,000, die diesen Spaziergang aus eigener Anschauung kennen . . .

Rio, 26. August 1883.

58.

Der Rest der Festlichkeiten, die Sr. Hoheit dem Prinzen Heinrich zutheil wurden, war rein höfischer Natur. Es ist nicht abzuleugnen, dass Se. Majestät der Kaiser dem jungen Prinzen alle nur mögliche Ehre erwiesen hat. Am Donnerstag war er zum Diner bei der Kronprinzessin und am Abend wurde im Palais Isabel eine grosse Soirée abgehalten zu Ehren des Gastes. Nicht weniger als 560 Einladungen wurden ausgegeben und mehr als 500 der Eingeladenen erschienen. Die glänzenden Säle des Palacio Isabel waren also buchstäblich überfüllt. Die erste Quadrille tanzte die Kronprinzessin mit dem jungen Gaste, wobei Baron von Seiller (der österreichische Gesandte) vis-à-vis tanzte. Prinz Heinrich tanzte später Quadrillen mit der Gattin des nordamerikanischen Gesandten, mit der Baronin von Seiller (Tochter des Barons von Jaurú, unseres verdienstvollen Gesandten in Berlin), mit der Gattin des Ministers des Aeussern und schliesslich mit der Gattin seines brasilianischen Kammerherrn Staatsrath Andrade Pinto. Vis-à-vis von Sr. Hoheit tanzte der Graf von Eu und der Graf (durch päpstliche Gnaden) von Villeneuve, sowie der Visconde de Garcez. Ausserdem tanzte Se. Hoheit Walzer mit einer Tochter des Barons von Penha, mit einer Tochter des Senators Corrêa und mit der Gattin des Dr. L. P. Magalhães. Wie man sieht, hat sich der Prinz als unermüdlicher Tänzer erwiesen. Fünf Quadrillen und drei Walzer sind bereits eine bedeutende Leistung. Dafür war der nächste Tag auch der Ruhe am Bord, also dem Dienste gewidmet, wohingegen am Sonnabend Morgen ein Frühstück an Bord der „Olga“ stattfand, über welches ich hoffe später berichten zu können.

Heute Morgen ist die „Olga“ nach der Ilha Grande ausgelaufen, wo sie ca. 8 Tage Schiessübungen halten und dann zurückkehren wird.

Graf von Eu hat seinen Ball übrigens gerade noch

vor Thoresschluss, nämlich am 23. Abends gegeben, denn am 24. wäre es zu spät gewesen, da am 24. um 9 Uhr Morgens Graf von Chambord oder vielmehr Se. Majestät Heinrich V. von Frankreich an einem echt königlichen Magenkrebs verschied. Da nun vor einiger Zeit der Graf von Paris im Namen der Familie Orléans besagten Grafen von Chambord, den „Gottgegebenen“ und nachgeborenen Sohn des ermordeten Herzogs von Berry und der abenteuerlichen Herzogin von Berry, die nicht lange nachher ihren Stallmeister heirathete, als legitimen König von Frankreich und als Chef des königlichen Hauses anerkannt hatte, ist es klar, dass Graf von Eu, in seiner Eigenschaft als Prinz des königlichen Hauses von Frankreich, jetzt tiefe Trauer hat und somit alle Festlichkeiten im Palacio Isabel aufhören müssen. Damit spart der Prinz sechs Soirées, die er in dieser Saison noch hätte geben müssen. So ist also der Tod des armen Henry V., des Manifest-Mannes von Frohsdorf, in jeder Hinsicht nicht ohne Vortheil für das Haus Orléans gewesen; drüben hat er demselben den Weg zum Throne geöffnet, hier aber zu einer nicht unbedeutenden Ersparniss beigetragen. Freilich, das high-life von Rio denkt wohl nicht so und wird den Tod des Enkels Heinrichs IV. verwünschen, weil er die Säle des Palacio Isabel vorzeitig geschlossen hat. Noch fehlen circa 2 Monate am Schluss der Wintersaison, denn erst Ende Oktober siedelt man nach Petropolis über, und da ist es nichts weniger als angenehm, wenn einer der wenigen Salons geschlossen wird, die hier regelmässig ihre Empfangs-Abende haben. Und im „Palacio Isabel“ verkehrte unsere elegante Welt sehr gern; erstens athmet man da Hoch-Tory-Luft, und dann amüsirt man sich gut, weil sowohl der Prinz wie die Prinzessin höchst liebenswürdige Eigenschaften entwickeln, sobald sie Gastgeber sind. Es giebt übrigens in Rio einen Salon, in dem man eine noch viel aristokratischere Luft athmet, als in dem der Kronprinzessin. Es ist dieses der Salon der Mad. Haritoff, einer Brasilianerin, die vor circa 15 Jahren einen reichen Russen geheirathet hat, der den Mangel eines Titels oder Wappenschildes durch eine grosse Anzahl von

Millionen ersetzte, die er durch Armeelieferungen verdient hatte. Herr und Frau Haritoff lebten nun 10—20 Jahre auf dem grössten Fusse in Paris, Petersburg, Wien, Berlin und London und die kleine Brasilianerin verwandelte sich in eine grosse Dame im wahren Sinne des Wortes. Mit den noch immer schönen Resten seines Reichthums kaufte Haritoff sich in der Provinz Rio an und ist jetzt einer der reichsten Kaffee-Barone dieser Provinz. Seine Mittel erlauben ihm einen grossen Aufwand, und seine feingebildete, hocharistokratische Gemahlin hat es verstanden, einen echt französischen Salon nach Rio zu versetzen. Sie empfängt jeden Dienstag und „les mardis de Mad. Haritoff" erfreuen sich eines grossen Rufes. Ihr Salon soll einzig sein, was Chic und wahre Eleganz, sowie Liebe zur Kunst anbetrifft. Sie hat in demselben Alles angehäuft, was Kunst und Eleganz bieten, und jedes, auch das geringste Object ist Chef d'Œuvre. Da finden sich neben Gemälden grosser Meister (u. A. ihr eigenes Bild in Lebensgrösse gemalt von Richter in Berlin), die herrlichsten Antiken, vieux Sèvres und vieux Saxes in seltensten Exemplaren, Boule- und Ecaille-Meubles von vollendetem Geschmack und fast unerschwingbaren Preisen. Diener in Frack und weisser Cravatte serviren und Mad. Haritoff empfängt ihre Gäste in grosser Toilette. Ihr Mann bildet mit seiner russischen Physiognomie eine Art von Staffage für die schöne Frau und erweist sich als vorzüglicher Maître d'hôtel. Die Empfangs-Abende dieser Perle der hiesigen grossen Welt sind ausserordentlich besucht. Minister und Parlaments-Mitglieder, Generäle und hohe Marine-Officiere, die Herren vom diplomatischen Corps, die Crème der Finanzwelt, der reiche Handel, die Presse, die Wissenschaft und die Kunst, — Alles ist dort vertreten und bewegt sich in zwangloser Form im Salon der schönen Frau, wo der Witz sprüht und der Geist leuchtet. Ich habe eine Einladung zu ihren Empfangs-Abenden erhalten und werde nicht unterlassen einem derselben beizuwohnen, um darüber aus eigener Anschauung zu berichten. In meinen heutigen Angaben habe ich mich hauptsächlich an einen Artikel aus befreundeter Feder ge-

halten, der dieser Tage im „Messager du Brésil“ erschien und die Ueberschrift: „Un salon brésilien“ trug. Ich werde auch am 15. September einem Balle beiwohnen, den der Visconde de S. Clemente (Sohn des verstorbenen Nova Friburgo) in seinem Palais giebt, in jenem fast römischen Palais, welches der ästhetische Sinn eines Berliner Architekten für mehr als 4000 Contos in einer Weise ausgeschmückt hat, wie man sie in keinem Gebäude Süd-Amerikas findet. Es sollen zauberhaft schöne Räume sein, die des Palacio Nova Friburgo, und ich freue mich darauf, sie zu sehen.

Rio, 26. August 1883.

59.

Als Ergänzung zu meinem früheren Bericht über das Festessen in der „Germania“ entnehme ich der „Allg. D. Ztg.“ von hier den Wortlaut der Rede, die Prinz Heinrich bei jener Gelegenheit hielt und die unserem Collegen vom deutschen Consul zugestellt wurde:

„Meine Herren!

Sie haben sich heute hier vereinigt, um mich willkommen zu heissen in Rio de Janeiro, der Stadt, in der Sie, fern von unserer gemeinsamen und unvergesslichen Heimath, sich eine Berufsthätigkeit geschaffen haben. Dass Sie inmitten eines fremden Landes die Liebe zur Heimath pflegen, dass Sie in grosser und ernster Zeit sie nicht vergassen, in jener Zeit, wo es zu geben galt und freudig Alles einzusetzen, dess, meine Herren, ist man sich in Deutschland dankbarst bewusst. Sie leben aber auch fort in deutschem Wesen; eine deutsche Kirche und Schule sind hier erstanden, die Turnkunst wird geübt und deutscher Gesang und deutsche Sprache werden in Rio gehört. Sie haben sich auch einen geselligen Mittelpunkt geschaffen in der „Germania,“ dem

deutschen Hause, welches gestern sein Stiftungsfest gefeiert und heute dem Enkel Ihres Kaisers mit Ihnen zum festlichen Mahle vereinigt. Mit meinem herzlichsten Dank für das mir entgegengebrachte Willkomm verbinde ich die wärmsten Wünsche für das fernere Gedeihen der „Germania“, insbesondere auch für das Glück und Wohlergehen aller meiner Landsleute in Rio. Welch' patriotische Gesinnungen ich hier gefunden, das werde ich, ich verspreche es Ihnen, Sr. Majestät dem Kaiser berichten. Zu Ihm schauen wir auf als zu dem erhabenen Träger des gesammten Deutschthums, Ihm gilt auch der heutige Tag und Ihm wollen wir begeistert drei Hochs bringen, indem wir rufen: Seine Majestät der deutsche Kaiser, Wilhelm I. — Er lebe hoch! hoch! hoch!“

Die Worte des Prinzen sind würdig in allen deutschen Blättern des Reiches archivirt zu werden; sie enthalten eine ehrende Anerkennung der Hingebung, mit der die deutsche Colonie Brasiliens in schwerer Zeit zum Vaterlande stand und ihre Gaben reichlich fliessen liess; sie beweisen auch, dass man in Deutschland das Festhalten der hiesigen Deutschen und ihrer Abkömmlinge an deutscher Sprache und Sitte zu schätzen weiss, und diese Worte der Anerkennung aus dem Munde des Enkels des deutschen Kaisers sind von hohem Werth für Alle, auch für uns in Rio Grande, die wir ja während der Kriegsjahre ebenfalls alle möglichen Opfer gebracht, und die wir, mehr noch als anderwärts, an der Bewahrung der deutschen Sprache und Sitte festhalten. Leid, sehr leid thut es uns, dass Prinz Heinrich die Provinz Rio Grande nicht besuchen konnte, wo ja so recht eigentlich der Knotenpunkt des Deutschthums in Brasilien ist und wo die stärkste deutsche Bevölkerung vereint lebt. Prinz Heinrich würde dort nicht minder patriotische Gesinnungen gefunden haben, als die, welche er hier lobend anerkannte, und er würde seinem erhabenen Grossvater, Kaiser Wilhelm, jedenfalls nicht minder günstig über uns berichtet haben, trotzdem die Verhältnisse in Rio Grande anders liegen. Hier waren nur deutsche Fahnen im Saale der „Germania“ und unter allen Anwesenden waren

die Herren v. Tautphöus und Repsold, nebst mir, wohl die einzigen Naturalisirten. Bei uns in Rio Grande ist das anders: Die brasilianische Fahne fehlt dort niemals neben der deutschen, denn die überwiegende Mehrzahl aller Deutschsprechenden von dort ist bereits in Brasilien geboren, ein grosser Bruchtheil der Eingewanderten ist naturalisirt. Der Schwerpunkt unserer Interessen liegt in Brasilien; wir müssen uns am öffentlichen Leben des Landes betheiligen, in dem wir nicht vorübergehend leben, sondern in dem wir bleiben werden und Familie gegründet haben, die Brasilien ihr Vaterland nennt. Wir bilden heute den sechsten Theil der Bevölkerung von Rio Grande, und was Staats-Contributionen anbetrifft, kommt vielleicht die Hälfte aller, die in der Provinz erhoben werden, aus deutschen Händen. Hieraus folgt die Nothwendigkeit, Einfluss zu gewinnen auf die Verwaltung, politischen Einfluss auszuüben, dem deutschen Elemente seinen Antheil an der Regierung des Landes zu garantiren. In Rio Grande wie in Santa Catharina hat das germanische Element eine culturgeschichtliche Aufgabe zu lösen und ist ein polischer Faktor von Wichtigkeit. Voll und ganz schliessen wir uns dort dem brasilianischen Leben an und setzen alle Kraft ein für die Entwickelung und den Fortschritt des Landes, an welches uns die engsten Bande der Liebe wie des Interesses fesseln. Nichtsdestoweniger aber bewahren wir im innersten Herzen dem alten Stammlande eine treue Liebe und haben sie stets bethätigt, wenn bange Stunden an dasselbe herantraten. Deutsche Sprache und Sitte, deutsche Arbeitsliebe und deutsche Treue werden unter uns bewahrt, wie vielleicht nirgends sonst im Auslande, und wir halten alle geistigen Beziehungen zu Deutschland ebenso fest, wie wir uns in politischer Beziehung entschieden an Brasilien anschliessen. Trotzdem aber würde Prinz Heinrich in unserer Provinz einen nicht minder enthusiastischen Empfang gefunden haben, als hier, denn alle Deutsche und Nachkommen von Deutschen schauen mit aufrichtiger Liebe und Verehrung zu dem greisen Helden auf, der Deutschlands kühnste Träume verwirklicht hat.

In Petropolis ist der Prinz ebenfalls in glänzendster Weise empfangen worden: Die ganze deutsche Colonie war erschienen, der Prinz erhielt Manifestationen aller Art und hatte Gelegenheit zu sehen, dass selbst in der kaiserlichen Sommerresidenz der deutsche Geist nicht erstorben ist unter den dortigen Bewohnern, die zum bei weitem grössten Theile bereits Brasilianer im dritten oder vierten Gliede sind. Wenn der junge Prinz zu beobachten weiss, so kann es ihm nicht entgangen sein, dass sich das deutsche Element nirgends auf der Welt so rein und unvermischt erhält, wie hier, und das allein sollte schon ein genügender Fingerzeig für die deutsche Regierung sein, um sie endlich zur Aufhebung der absurden Auswanderungsverbote nach Brasilien zu bewegen. Die hiesige deutsche Colonie wird nie in ein Verhältniss der politischen Abhängigkeit zum Stammlande treten; unsere Interessen liegen hier, wir 'sind in Brasilien und leben mit dem Lande; in wirthschaftlicher Beziehung aber hat Deutschland Alles zu gewinnen, wenn die deutsche Einwanderung sich unvermischt erhält, wie hier, und nicht aufgeht in der einheimischen, wie in den States und selbst in Australien. Die Entwickelung des deutschen Handels in Brasilien und der verhältnissmässig sehr bedeutende deutsche Export nach diesem Lande sind genügender Beweis für diese Wahrheit. Prinz Heinrich hat das Alles gesehen, und wenn er die Verhältnisse richtig aufgefasst hat, so können seine Berichte an den Kaiser viel Gutes wirken, für Deutschland wie für Brasilien.

Rio, 27. August 1883.

60.

Gestern Abend um 7 Uhr begab ich mich mit meiner Familie nach dem „Lyceo de Artes e Officios“, um dort dem „Lese-Abend“ beizuwohnen, der den argentinischen

Schriftstellern Vicente und Ernesto Quesada (der Vater ist hier argentinischer Gesandter) offerirt wurde. Eine Commission, bestehend aus den Herren Pereira da Silva, Franklin Tavora, Franklin Doria, Severiano da Fonseca und Ladislau Netto, hatte die Einladungen gezeichnet und leitete die literarische Feier. Der grosse Saal wurde durch den Thron in zwei Hälften getheilt, die mit Stühlen gefüllt waren. Dem Throne gegenüber war die Rednerbühne und auf jeder Seite derselben ein Tisch: an einem sass die Commission, am andern die beiden argentinischen Ehrengäste. Um 8 Uhr verkündete die Nationalhymne die Ankunft der kaiserlichen Familie. Der Kaiser erschien in Begleitung der Kronprinzessin und des Conde d'Eu und nahm mit ihnen auf dem Throne Platz, der drei Sessel enthielt. Die Herrschaften waren in Trauer wegen des Absterbens des Grafen von Chambord. Der Kronprinzessin stehen die Trauerkleider gut, und sie sieht sehr vortheilhaft darin aus. Der Saal war gefüllt mit der Elite der Gesellschaft von Rio, natürlich in Gala. Der grösste Theil aller Vertreter der Presse und der Wissenschaft, der Politik und der Regierung war gegenwärtig; das schöne Geschlecht war ebenfalls in hervorragender Weise vertreten, so dass man wohl sagen kann, dass die Blume der Rio-Gesellschaft dort vereinigt war. Nachdem ich meine Damen an dem passenden Platz untergebracht hatte, setzte ich mich mit Sylvio Romero und dem Dr. Bandeira Filho (Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts) auf die Plätze, die in unmittelbarer Nähe der Commission reservirt waren, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Der Vorsitzende, Staatsrath Pereira da Silva, (der bedeutende Geschichtsforscher) eröffnete die Reihe der Vorlesungen mit einer sehr hübschen Rede, in der er den Zweck der Versammlung darlegte und mit der Erklärung schloss, dass es sich nicht nur um eine Ehrenbezeigung für die beiden Quesadas, sondern speciell auch um die Gründung eines Schriftsteller-Vereins (Associação dos homens de lettras do Brasil) handle, der der nationalen Literatur grosse Dienste leisten würde. Ihm antwortete der alte Quesada in einer inhaltsvollen, wirklich schönen

Rede, die er aber nicht gut las. Sodann deklamirte Cardoso Meneses (Baron von Paranápiacaba) ein heroisches Gedicht (Klage und Verwünschung der Tupis) und Sylvio Romero hielt einen brillanten, stil- und gedankenvollen kritischen Vortrag über den Einfluss des Volks-Elementes auf die brasilianische Literatur. Mein Freund war energisch, ja fast hart, wie immer, und trotzdem er den Kaiser direkt vor sich hatte, sagte er die unverblümtesten Wahrheiten. Seine Rede war unbedingt der grösste Erfolg des Abends und wurde stürmisch applaudirt. Ihm folgte ein unglücklicher Repräsentant der bahianischen Schule, der ein langweiliges Gedicht in weinerlichem Tone ableierte; das war ein entschiedener Missgriff, der den Herren Quesada ein sehr eigenartiges Specimen brasilianischer Literatur vorführte. Der Unglücksrabe hiess Manoel Jesuino Ferreira. Affonso Celso Junior folgte ihm auf der Tribüne und trug eine schwungvolle, aber ziemlich gedankenlose und auf deklamatorischen Eindruck berechnete Beschreibung einer Canot-Fahrt auf den Jequitinhonha vor. Da er brilllant deklamirt, wurde er natürlich stark applaudirt, umsomehr als er eine hübsche jugendliche Erscheinung ist. Hierauf trat eine halbstündige Pause ein, während der Gefrorenes und Croquets servirt wurden. Der Kaiser und die Prinzessin erhoben sich, und während diese und ihr Gemahl eine zwanglose Unterhaltung mit den anwesenden Damen begannen, unterhielt sich der Kaiser mit den Mitgliedern der Commission. Ich war im Gespräch mit dem Generalschuldirektor Dr. Bandeira Filho, als der Kaiser, nach unserer Reihe umbiegend, Dr. Bandeira anredete. Ich zog mich natürlich in respektvolle Distanz zurück, Se. Majestät hatte aber die Güte auf mich zuzukommen und mir die Hand zu reichen. Nachdem ich das schuldige Compliment gemacht hatte, sagte mir der Kaiser, dass er „Gazeta“ und „Kos. D. Ztg.“ regelmässig empfangen und gelesen habe und liess sich in ein längeres Gespräch mit mir über den neu gegründeten Schriftsteller-Verein ein. Ich lenkte das Gespräch auf die Presse und bemerkte, wie gut es sein würde, wenn der Verein eine Art von Ehren-Tribunal

werden und so einen moralisirenden Einfluss auf die Presse ausüben, hauptsächlich den niedrigen Ton beseitigen könnte, der leider in der Presse fast allseitig herrscht. Der Kaiser billigte meine Ansicht, meinte aber, das sei wohl unmöglich in Brasilien. Auf meine Bemerkung, dass der Zustand der Presse aber nicht bleiben könne, wie er sei, da ja selbst die Ehre der Familie täglich besudelt würde, entgegnete Se. Majestät, dass seiner Meinung nach die Presse das beste Correktiv für die Presse sei, und dass die Reaktion schliesslich aus der Presse selbst kommen werde. Ich sprach nun von der traurigen Polemik, die jetzt in Porto Alegre im Gange sei, und der Kaiser zeigte in seiner Antwort, dass er genau au fait war und auch von der Erklärung des Visconde de Pelotas und des Porto-Alegrenser Handels Notiz genommen hatte. Nicht ohne Malice erinnerte mich Se. Majestät hinsichtlich dieser Angelegenheiten an die Fabel von der Schlange, die am Busen erwärmt wurde und dann biss. Unsere Unterredung dauerte mehr als zehn Minuten, und der hohe Herr war abermals ausserordentlich leutselig gegen mich, was nicht ohne Verwunderung von der glänzenden Versammlung gesehen wurde, in der nur fünf oder sechs Personen die gleiche Ehre genossen hatten.

Den zweiten Theil des Abends inaugurirte Ernesto Quesada, der talentvolle Sohn des Gesandten. Dieser junge Mann ist eine ernstere Erscheinung, als man bei seinen 25 Jahren voraussetzen sollte. Er hat früh studirt und sich gleich nach seiner Rückkehr ernsten Studien gewidmet, so dass er bereits Verfasser einiger wichtiger Werke ist. Seine Rede war etwas eintönig, aber vortrefflich und hauptsächlich praktisch, da er die Lage des Schriftstellers in Südamerika trefflich beschrieb und den Finger auf die Wunde legte, die nichts weiter als der Mangel an — Lesern und mithin auch an Verlegern ist. Die Rede wurde mit Recht vielfach applaudirt und der Redner erhielt, wie sein Vater, ein schönes Veilchen-Bouquet, eine etwas seltsame Huldigung für Männer. Nach ihm las ein Herr Severiano da Fonseca ein Stück Reisebeschreibung in Matto Grosso, recht hübsch, und auf diesen folgte nun ein Repräsentant der

alten Schule, Joaquim Norberto, ein Mann, der vor 25 Jahren in dem brasilianischen Dichtergarten florirt hat. Heute gehört er der Vergangenheit an und wäre besser nicht zum Vorschein gekommen. Er trug ein abolitionistisches Manifest in Versen vor, dem er malitiöserweise die Qualifikation als „Soziale Dichtung“ gegeben hatte, und apostrophirte den Herrscher und die Thronfolgerin in direkter, tief submissester Weise. Nach ihm sprach die Schlussrede Franklin Tavora, ein sehr tüchtiger Redner und hochintelligenter Mann, eines der besten Talente Brasiliens. Er brachte biographische Angaben über Ernesto Quesada und detaillirte Programm und Zweck des Schriftsteller-Vereines mit grosser Klarheit und anerkennenswerthem Freimuth. So z. B. forderte er die Damen auf, etwas weniger Schmuck und etwas mehr brasilianische Literatur zu kaufen, — eine sehr gerechte Zumuthung, die aber wohl unbeachtet bleiben wird. Er schloss, indem er dem Kaiser nicht nur für seine Gegenwart, sondern auch dafür dankte, dass er den Posten als Ehren-Präsident des neuen Schriftsteller-Vereins angenommen hatte. Hiermit endete das Fest und der Kaiser zog sich zurück, nachdem er sich persönlich von verschiedenen Herren verabschiedet hatte, zu denen auch ich gehörte.

Auf mich hat das ganze Fest einen recht günstigen Eindruck gemacht, und wir wollen hoffen, dass der neu gegründete Verein zur Wirklichkeit werde und die Dienste leiste, die der deutsche Schriftsteller-Verein, der ihm als Vorbild gedient hat, drüben leistet.

Rio, 31. August 1883.

61.

Ich habe heute der Vertheilung der Diplome der Brasilianischen Ausstellung in Berlin an die Kaffee-Aussteller von Rio beigewohnt. Es ist bekannt, dass die brasilianische Regierung einen Anlauf genommen hatte, die

Ausstellung zu subventioniren, dass derselbe aber ohne Erfolg blieb und infolge dessen die hiesige Gesellschaft „Centro da Lavoura e do Commercio“ es auf sich nahm, noch zur zwölften Stunde die Ausstellung mit 200 Kaffee-Proben zu beschicken. Jetzt waren nun die Diplome der prämiirten Aussteller gekommen, und das Centro suchte der Vertheilung die möglichste Solennität zu geben, indem es den Ackerbauminister aufforderte, die Vertheilung zu übernehmen und Se. Majestät den Kaiser um seine Gegenwart bat. Beides wurde zugestanden, und wenn die brasilianische Regierung nichts gethan hatte, um die Berliner Ausstellung



Das Ackerbauministerium zu Rio.

zu protegiren, so hat sie sich wenigstens in ostensiver Weise an der Vertheilung der Diplome betheiligt und hiermit dem Central-Verein gebührende Ehre erwiesen. Der mir so wohlbekannte Empfangssaal im Ackerbauministerium war zu diesem Zwecke mit Gardinen, Guirlanden und Blumen geschmückt worden; die Mitte des Fonds nahm ein grosser, mit grünem Sammt bedeckter Tisch ein, hinter dem der präsidirende Ackerbauminister sass; an seiner Rechten sassen der deutsche Geschäftsträger Herr von Mutzenbecher und der verdienstvolle deutsche Consul Herr

Koser; an seiner Linken sassen der Präsident des Centro, Visconde de S. Clemente, der Sekretär desselben, Honorio Ribeiro, und der Redner Ramalho Ortigão. In der Mitte der Wand rechts war der Thron für den Kaiser errichtet, und diesem gegenüber, unter einem Baldachin, kreuzten sich die Fahnen Deutschlands und Brasiliens über dem Original des Grossen Ehrendiplomes, welches dem Centro von der Berliner Jury zugestanden war, eine prachtvolle Arbeit eines bedeutenden Künstlers. An den Wänden hingen die verschiedenen Photographien der Berliner Ausstellung. Se. Majestät der Kaiser erschien mit gewohnter Pünktlichkeit um 12 Uhr und wurde mit der Nationalhymne empfangen, die die Musik spielte. Er nahm seinen Sitz auf dem Throne ein, während die Crême des Handels und der Kaffeebauer die Sitzplätze des Saales füllten. Eine Commission der Provinzial-Assembléa von Rio nahm rechts vom Tisch, die anwesende Damenwelt links von demselben Platz. Sodann wartete man ca. $^1/_2$ Stunde auf unsern kleinen Ackerbauminister, der endlich erschien. Sr. Majestät der Kaiser, dem dieses Warten nicht gerade angenehm sein mochte, füllte die Zeit damit aus, dass er die stylvoll gezeichneten Diplome betrachtete und dann den Katalog der Berliner Ausstellung durchlas, der ihm vom Präsident des Centro offerirt wurde. Endlich erschien Staatsrath Affonso Penna und erklärte die Sitzung für eröffnet. Er verlas sodann eine längere, recht hübsche Rede, in der er die Verdienste des Centro eingehend besprach und auch den Dienst erwähnte, den der Berliner Central-Verein mit der dortigen Ausstellung geleistet habe. Er legte grossen Werth auf den Sieg, den der brasilianische Kaffee auf der Amsterdamer Ausstellung über alle anderen Kaffees der Welt davongetragen hat, und erklärte, dass die Regierung die fortgesetzte Thätigkeit des Centro zu Gunsten unseres Hauptproduktes mit allen ihr zu Diensten stehenden indirekten Mitteln fördern werde. Ich war einigermassen enttäuscht, dass der Minister dem Central-Verein so wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte; doch diese Scharte wurde in glänzendster Weise vom Vorstand des Centro ausgewetzt,

dessen Sekretär nach erfolgter Vertheilung der schönen Diplome das Wort ergriff und die Verdienste meines Freundes Dr. Jannasch und seiner Genossen im Vorstand des Central-Vereins ins glänzendste Licht stellte. Mir schlug das Herz vor Freude, als ich diese solennen Worte der Anerkennung der Verdienste meines Freundes hörte, dem die ehrendsten Titel beigelegt wurden. Der Redner (Honorio Ribeiro) erklärte, dass das Centro Dr Jannasch den höchsten Beweis der Dankbarkeit gegeben habe, der in seiner Macht lag, indem es ihn zu seinem Ehren-Präsidenten ernannt habe, Das sei aber nur die Zahlung der Schuld der Dankbarkeit der Gesellschaft; die Schuld der Nation, die unendlich gross sei, müsse die Regierung tilgen mit den Mitteln, die das Gesetz ihr an die Hand gebe für Belohnung ausserordentlicher Verdienste. Zur Bekräftigung seiner Meinung las der Redner ein Schreiben des brasilianischen Gesandten in Berlin, Baron von Jaurú vor, sowie das Dankschreiben des Dr. Jannasch für seine Ernennung zum Ehren-Präsidenten, indem derselbe auch der Deutsch-Brasilianischen Ausstellung in Porto Alegre gedachte. Der Redner wandte sich zum Schluss direkt an Se. Majestät den Kaiser und forderte ihn im Namen der Gesellschaft auf, die Schuld Brasiliens beim Central-Verein zu tilgen. Hierauf sprach ein Vertreter der Kaffeebauer, der den Dank der Lavoura an den Central-Verein und das Centro in gut gesetzten Worten aussprach, und in gleicher Weise äusserte sich nach ihm ein Vertreter der Kaffee-Commissäre. Sodann sprach ein Deputirter der Provinz Rio und schliesslich erhob sich der verdienstvolle Redner Ramalho Ortigão und dankte in längerer, sehr schöner Rede dem Kaiser, dem Ackerbauminister, dem deutschen Geschäftsträger und dem deutschen Consul, sowie der Assembléa Provincial von Rio dafür, dass sie die Feierlichkeit mit ihrer Gegenwart verherrlicht hatten. Er theilte ferner mit, dass die Kaffee-Ausstellung des Centro in Amsterdam den ersten Preis errungen und alle Conkurrenten geschlagen habe, und annoncirte, dass in nächster Zeit eine dritte Ausstellung in dieser Stadt projektirt sei. Er schloss mit Verlesung des betreffenden Zirkulares, welches

die Angelegenheit in eingehendster Weise erörtert. Hierauf erklärte der Minister die Sitzung für geschlossen und der Kaiser erhob sich und zog sich zurück. Er war in der grossen Staatskarosse gekommen, begleitet von seinem Piquet, — also mit allen Formalitäten.

Eine Lücke war in der Feierlichkeit; es dankte nämlich Niemand im Namen des Central-Vereins für die ihm erwiesene Ehre. Herr von Mutzenbecher, der ja die deutsche Regierung, nicht aber den Central-Verein vertrat, konnte es nicht thun, und ich, der ich der einzige direkte Vertreter des Central-Vereins bei dieser Gelegenheit war, war als einfacher Eingeladener erschienen und konnte mithin nicht im Namen des Vereins sprechen. Ich bin aber meiner Pflicht nachgekommen, indem ich in einem Schreiben an den Vorstand des Centro im Namen des Central-Vereins und meines Freundes Dr. Jannasch für die ihnen erwiesene Ehre gedankt und erklärt habe, ich würde eingehend über die stattgehabte Feier berichten. Im Grossen und Ganzen hat mir die heutige Feierlichkeit grosse Freude gemacht. Dass der Kaiser der Feier beiwohnte und ihr so durch seine Gegenwart die höchste Weihe gab, und dass der Ackerbauminister in Person die Vertheilung der Diplome übernahm, ist eine Ehre für den Central-Verein, über die ja Herr von Mutzenbecher auch höhern Orts nach Deutschland berichten wird. Nach den heutigen Vorgängen ist es wohl zweifellos, dass den Mitgliedern des Vorstandes des Central-Vereins endlich der Dank Brasiliens in der einzig zulässigen Form erwiesen wird, denn wäre der Kaiser (bei dem bisher der Haken lag) hierzu nicht entschlossen, so würde er der Feierlichkeit nicht beigewohnt haben; auch ist es nicht wahrscheinlich, dass der Vorstand des Centro sich ohne vorhergehende Verständigung mit dem Minister in so energischer Weise ausgesprochen hätte, um so mehr als das verlesene Schreiben des Baron von Jaurú eine Art direkten Tadels gegen die Regierung aussprach, die die Verdienste des Central-Vereins bislang unbelohnt gelassen hatte. Der Name meines Freundes Dr. Jannasch gehört heute zu den populärsten und ich hörte aus dem Munde

aller Anwesenden sein Lob. Ueberhaupt war es für mich eine grosse Freude, dieser Feier beizuwohnen; war sie doch der Schlussakt einer langen Arbeit, an der wir Porto-Alegrenser getreulich mitgeholfen hatten. Als ich in Gegenwart des Kaisers vom Minister die Berliner Diplome vertheilen sah, da trat die Genesis der beiden Ausstellungen so recht klar vor mein Gedächtniss, von den ersten Briefen an, die ich mit Dr. Jannasch über den Gegenstand wechselte. Welche Riesenarbeit schliessen diese vier Jahre in sich; wie viele Schwierigkeiten hatten wir zu überwinden, wie viel Missgunst zu bekämpfen, wie viel Aerger einzustecken, welche gewaltige Aufgabe zu vollziehen! Davon weiss das grosse Publikum nichts; ich aber dachte daran, als ich dieser Feier beiwohnte, die durch die Gegenwart des Kaisers ihre höchste Weihe erhalten hatte. Und meine wackeren Arbeitsgenossen in Deutschland werden auch daran denken, wenn sie diese Beschreibung lesen.

Rio, 2. September 1883.

62.

Meine Zeit verrinnt, und in einem Monat muss ich ernstlich an die Abreise denken; deshalb beeile ich mich, den Rest von Rio zu sehen, der mir noch unbekannt ist. Heute besuchte ich das Staats-Archiv (Archivo publico), dessen ausgezeichneter Chef, Staatsrath Portella, die Güte hatte, mich durch das ganze Etablissement zu führen und mir Alles zu zeigen und zu erklären. Ich muss überhaupt gestehen, dass die Chefs der verschiedenen öffentlichen Anstalten, die ich besucht habe, von einer Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit gegen mich gewesen sind, die ich wirklich nicht erwartet hatte. Und ferner muss ich erklären, dass bei näherer Kenntniss der hiesigen Beamten meine Achtung vor dem brasilianischen Beamtenstand

bedeutend gestiegen ist. Männer, wie Sobragy, Saldanha da Gama, Ladislau Netto, Portella, Galvão etc., würden auch dem fortgeschrittensten Staate Ehre machen, und die von ihnen geleiteten Etablissements (Münze, Bibliothek, Museum, Archiv, National-Druckerei) können geradezu als Muster aufgestellt werden. Das hat mir auch das Staats-Archiv bewiesen, welches 1840 gegründet, aber 30 Jahre lang furchtbar vernachlässigt wurde, so dass erst der jetzige Direktor Ordnung hineingebracht hat. Raum, Personal und Mittel sind beschränkt, mit Wenigem aber hat Portella wirklich Grosses geleistet, denn das ganze Archiv, welches fünf grosse Säle füllt, ist in musterhafter Ordnung und in bester Form classificirt, so dass man mit grösster Leichtigkeit jedes Papier findet. Ich habe einmal ein grosses faible für alte Dokumente, und so war es mir eine wahre Freude, nach Herzenslust in diesen Schätzen kramen zu können und die krausen Schriftzüge der Männer aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert zu durchstöbern. Und welche Schätze gibt es da! Da ist z. B. das Buch, in dem die Akten über den Regierungsantritt der sieben Vice-Könige, die Brasilien gehabt hat, geschrieben sind, mit den eigenhändigen Unterschriften derselben. Wo mag heute der Staub jenes Conde dos Arcos sein, dessen Unterschrift ich da in der Hand hatte? Daneben liegt u. A. das Original der Capitulation Duguay Troum's, durch die Rio de Janeiro aus den französischen Händen wieder in die portugiesischen überging. Der gute Mann schrieb „Rio Dejenère“, constatirte aber auch zu gleicher Zeit die hohe Zahl der Fässer Goldstaub, die er für sein Aufgeben dieser wichtigen Position erhielt. Das „Zahlen“ scheint also eine ziemlich alte Eigenschaft Brasiliens zu sein. Ein in grünem Sammet mit massiven Goldornamenten gebundener Band enthält das Original der brasilianischen Constitution mit der eigenhändigen Unterschrift D. Pedro's I., sowie den Entwurf derselben mit den Unterschriften der acht Verfasser, die heute alle zu ihren Vätern versammelt sind. Der letzte dieser Apostel der Volksbegründungsdoktrin Benjamin Constants, war der vor Jahren verstorbene Marquez de Caravellas. Diese beiden

ehrwürdigen Dokumente sind grosse Schätze für Brasilien. In demselben Kasten, in dem sie unter Schloss und Riegel liegen, befindet sich auch ein Band sehr interessanter Briefe, die von Fürsten und grossen Staatsmännern im Anfange des Jahrhunderts an D. João VI. gerichtet wurden. Unter ihnen fand ich ein Handschreiben Napoleons I. (mit seiner seltsamen Unterschrift), datirt von Boulogne am 17. Fructidor 1805, spanische Briefe des Königs Karl IV., lateinische verschiedener Fürsten, Briefe von Königinnen und Prinzessinen sind da in Menge vorhanden, ebenso Briefe von Metternich, von Talleyrand und anderen Staatsmännern, deren Handschrift ich mit leicht erklärlichem Interesse sah. In einem besondern Schrank befinden sich die auf die kaiserliche Familie bezüglichen Dokumente, so z. B. der Ehe-Contrakt zwischen Kaiser D. Pedro I. und der Erzherzogin Leopoldina; der Eheschein derselben; der Todtenschein der Kaiserin Leopoldina und die Erklärung der Priorin des Ajuda-Klosters über den Empfang ihrer Leiche, sowie der Schlüssel zu ihrem Sarge; der Heirathsschein des Kaisers D. Pedro II., die Geburts- und Todten-Akte der Prinzen Pedro und Affonso, die Geburtsscheine und Heirathsverträge der Prinzessinnen, der Todtenschein der Prinzessin Leopoldina, die Geburtsscheine aller Enkel des Kaisers, — kurz, alle Papiere, die auf das kaiserliche Haus Bezug haben, liegen dort wohlclassificirt im Schranke, und ich blätterte sie mit grossem Interesse durch. Ich fand u. A. auch einen dicken Band mit dem Prozess des riograndenser Tell, Raphael Pinto Bandeira, sowie sämmtlichen Prozessen, die während der Revolutionszeit gegen Riograndenser, Pernambukaner und andere Rebellen angestrengt wurden. Ferner durchblätterte ich mit grösstem Interesse die umfangreiche Sammlung von Dienstschreiben der Governadores und Capitães generaes von Rio Grande von 1645 bis zur Zeit des Präsidenten (1830).

Wer einige Monate fleissigen Studiums auf diese Sammlung verwenden könnte, würde ein gar kostbares Material für die Geschichte Rio Grandes zusammentragen! Ja, ja die leidige Zeit, — Das ist es. Man muss fürs liebe Brod

arbeiten und behält keine Zeit übrig für derartige „Allotria.“ Das Archiv enthält Alles, was auf die Geschichte Brasiliens seit der Entdeckung Bezug hat und ist viel vollständiger, als ich jemals geglaubt habe. Da stehen ganze Schränke voll Blechkasten, sorgfältig etiquettirt und numerirt, die das ganze Archiv der früheren Desembargadoria do paço (des höchsten Tribunales des Landes) mit allen Urtheilssprüchen u. s. w. enthalten. Die Originale sämmtlicher Gesetze des Staates und der Provinzen, die Originale aller Avisos und Erlasse sind aufgehoben. Für Angelegenheiten der Verwaltung ist das Material ein geradezu enormes, und wie viele verwickelte Landfragen würden hier nicht Aufklärung und Entscheidung finden können? Das angenommene System ist hier ein sehr gutes: Das Archiv enthält vier Haupt-Abtheilungen: kaiserliches Haus, Gesetzgebung, Verwaltung, und richterliche Gewalt, die dann wieder in zahlreiche Unterabtheilungen zerfallen. Alle Papiere sind chronologisch geordnet und nach Jahrgängen in Blechkasten untergebracht. um sie vor dem Wurm zu schützen, der früher furchtbare Verheerungen in diesen kostbaren Papieren angerichtet hat. Wichtigere Dokumente sind mit besonderen Zeichen versehen; solche, die ihres Zustandes halber nicht bewahrt werden können, werden copirt und soweit die Mittel reichen werden, alle wichtigeren Sachen in Bände gebunden und mit Titeln versehen. Die Ordnung ist musterhaft, und überall herrscht die skrupulöseste Reinlichkeit. Das Alles ist dem Staatsrath Portella zu danken, der in den letzten 10 Jahren diese neue Ordnung der Dinge geschaffen hat. Früher lag das wichtige Archiv in drei nicht zu grossen Sälen, Papier auf Papier geschichtet, ohne Decke und ohne Angabe des Inhalts, sodass sich Niemand zurechtfinden konnte, während die Würmer die Papiere zerfrassen, die mit dichten Staubschichten bedeckt waren. Seit zehn Jahren arbeitet Dr. Portella mit seinen Beamten unermüthlich, und jetzt bleibt nur noch ein Rest alter Papiere zu ordnen, den Portella in ein bis zwei Jahren überwunden haben wird. Wenn in den Archiven der verschiedenen Provinzen eine ähnliche Ordnung herrschte, so wäre es in Zukunft nicht schwer, die

Geschichte Brasiliens zu schreiben; wie viele Papiere gehen aber dort und in den Archiven der Municipalkammern verloren! Das Staats-Archiv ist jedenfalls ein höchst wichtiges und gut geleitetes, welches dem Lande alle Ehre macht, und mir hat der Besuch desselben ein grosses Vergnügen gewährt, denn ich habe da viele seltene, alte Dinge gesehen, die nicht Jeder zu sehen bekommt. Wohl möchte ich einige Tage oder Wochen in jenen Schätzen wühlen können, doch mir geht es wie Byrons Mazeppa: ich muss weiter ohne Rast und Einhalt, denn ich muss noch einige Male das Museum, sodann die Handschriften-Abtheilung der Bibliothek, die Candelaria-Kirche , die Ilha das Flores mit dem Empfangshause für Einwanderer, die Alfandega, das Taubstummen-Institut, das Hospiz Pedro II., die Arsenale der Ilha das Cobras, das Reservoir von Pedregulho, das Blinden-Institut, das Lycêo de Artes e Officios, das Museo de Guerra und verschiedene andere Dinge besuchen und das Alles innerhalb eines Monats, während welcher Zeit ich auch noch die italienische Oper und verschiedene andere Theater sehen soll, um meinen Lesern so viel als möglich berichten zu können. Die Akademie der schönen Künste muss ich auch noch sehen, da sie werthvolle Bilder haben soll. Wahrlich, es ist ein arbeitsvolles Dasein!

Rio, 4. September 1883.

63.

Wer an der Praia Santa Luzia entlang fährt, sieht ein nicht grosses, aber in schönem gothischen Styl aus Granit aufgeführtes Gebäude am Wasser stehen. Cypressen und Casuarinen beschatten es; ein kleiner Garten mit wohlgepflegten dunklen Blattpflanzen umgibt es und die schlanken gothischen Formen scheinen auf eine Kapelle hinzudeuten. Auch eine Art von Altar mit einem Christusbilde in der Tiefe des Saales lässt glauben, dass man eine Kapelle vor

sich hat. Wer aber, wie ich heute, in den Garten tritt und die Stufen hinaufgeht, wird zu beiden Seiten Marmortische und — in den meisten Fällen — auf denselben eine oder mehrere Leichen sehen, die, mit Betttüchern bedeckt, nur den Kopf entblösst haben. Wir befinden uns im „Nekroterio", der Morgue von Rio, welches im Jahre 1872 auf Antrieb des grossen riograndeser Redners Ferreira Vianna gebaut wurde, als er Präsident der Municipalkammer war. In einer grossen Stadt wie Rio, die über 400,000 Einwohner hat, kommt es fast täglich vor, dass unbekannte Menschen auf den Strassen sterben, durch Unglücksfälle umkommen etc., und da ist es dann nöthig, dass es einen Platz gibt, an dem die Leichen gesehen und die Persönlichkeiten von Bekannten, Freunden und Verwandten festgestellt werden können. Auf diese Weise entstand die Morgue von Paris, und jede grössere Stadt hat ähnliche Institute, keine aber ein so schönes, stylvolles, fast poetisches Gebäude, wie das Nekroterio von Rio ist. Wenn ihre Anwesenheit nicht eine vorübergehende wäre, möchte man die Leichen fast um diese schöne und poetische Wohnstätte am Meeresstrande beneiden . . . . Das Nekroterio hat 30:300$000 Rs. (= M. 60,600) gekostet mit Einschluss der Rampe am Meeresufer; es ist eins der schönsten und stylvollsten Gehäude Rio's. Das Wort „Nekroterio" ist ein Neologismus, den mein Freund Taunay geschaffen hat, indem er ihn aus den griechischen Worten nekros (Todte) und teréo (sehen, schützen) mit vielem Geschick bildete. So gut ist das Wort gebildet, dass es bereits von anderen Sprachen adoptirt ist und Freund Taunay mithin die Freude erlebt, die Welt mit einem neuen Worte aus eigener Fabrik bereichert zu haben. Als ich heute in das Nekroterio trat, war nur ein stiller Gast da: ein Weisser von ca. 26 Jahren, dem Anscheine nach ein Engländer, mit blondem Haar und Bart. Er sah nicht sehr appetitlich aus, denn der Körper war vom Meere ausgeworfen worden und bereits ziemlich stark mitgenommen. Armer Kerl! Mag sich wohl Jemand gefunden haben, der ihn erkannt hat, oder wird sein Körper morgen früh begraben werden, ohne dass ihn Jemand erkannt

hat? Begraben werden . . . nein, nach der Medicinschule wird er wandern, um dort der Wissenschaft auf einem andern Marmortisch zu dienen . . . Ich konnte den armen Burschen nicht ohne Bewegung ansehen. Vielleicht lebt ihm fern in Europa eine liebende Mutter, Geschwister, die seinen Tod beweinen werden, eine Braut, die jetzt hoffend auf ihn wartet . . . Einstens war auch ich als fremder, gänzlich unbekannter junger Mensch hier in Rio, und schneller Tod hätte auch mich ereilen können, wie Jenen da... Und auch mir lebten sorgende und bangende Eltern, herzige Geschwister im fernen Vaterlande... Heute freilich ist es mir nicht mehr erlaubt, incognito zu sterben, und vor dem Nekroterio bin ich sicher, so lange mein Bild in veilchenblauem Sammet in Rua d'Ouvidor in der Gallerie dos homens illustres (sic!) thront. Aber — so ein stiller Bursche, der da lang ausgestreckt im Schatten der Cypressen auf dem Marmortisch liegt, lässt Einen zurückdenken an längst vergangene Zeiten...

Doch hinweg von diesen Ideen und aus dem poetischen Tempel des Todes; sehen wir ein anderes Werk Rio's, welches ebenfalls nur wenige Nebenbuhler auf der Welt hat. Es ist dies die Candelaria-Kirche, die ich heute ebenfalls besucht habe. Meine Leser wissen, dass ich im Allgemeinen kein grosser Kirchenfreund bin, die Candelaria-Kirche ist aber ein wirklich grossartiger, stylvoller Bau, der, in edelster Renaissance, vortheilhaft absticht gegen die hier gang und gäbe Architektur der Jesuiten mit ihren geradlinigen Plafonds und ihren kurzen und dicken Thürmen mit unförmigen Zwiebelkappen. Schon die Aussenseite der Candelaria ist imponirend durch den reichen Schmuck an Skulpturen, die meistentheils kleine Meisterwerke sind. Die Kirche selbst ist jetzt seit Jahren im Umbau begriffen. Dieselbe ist nämlich sehr reich und verfügt über Tausende von Contos, die zum Ausbau des Riesengebäudes verwendet werden. Man hat das Schiff um das Doppelte verlängert, und da, wo später der Hauptaltar mit zwei Nebenschiffen hinkommt, hat man eine Riesenkuppel (nach dem Muster der Kuppel der St. Peterskirche in Rom), das „Zimborio da Candelaria“

aufgebaut, die einen ganz wunderbar prachtvollen Effekt machen muss. Die gewaltige Kuppel (die vielleicht 150 m Durchmesser oder mehr hat) wölbt sich in tadelloser Form und ist mit farbenprächtigen, wirklich genial entworfenen und gut ausgeführten Fresko-Malereien bedeckt. Riesige Mengen Vergoldung, Skulpturarbeiten (unter denen natürlich pausbackige Engel vorherrschen) und die grossen Fresko-Gemälde aus der Geschichte Christi machen einen grossartigen Eindruck. Von unten konnte ich denselben nur mit Hindernissen empfangen, da die Oberwelt vor der Hand noch mit Brettern vernagelt ist, d. h. da, wo die Wölbung der Kuppel beginnt, hat man einen provisorischen Fussboden gelegt, damit Maler und Bildhauer arbeiten können. Ich stieg aber die endlos scheinenden Treppen empor und besah mir die Arbeiten der Kuppel aus der Nähe, und als ich nun in das mit behauenen Steinen, Gerüsten etc. angefüllte Schiff der Kirche hinuntersah, erschienen mir die Arbeiter wie dreijährige Kinder, so hoch ist die Kuppel, deren oberste Wölbung weit höher ist als der höchste Kirchthurm Rio's. Es ist ein Riesenwerk und hat bereits Millionen verschlungen; jetzt wird es bald fertig sein und dann kann Rio sagen, dass es die grösste und schönste Kirche des südamerikanischen Continentes besitzt. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wer eigentlich der Urheber der Kuppel-Idee ist. Jedenfalls hat der Mann die Kuppel der Peterskirche nachahmen wollen und ist wirklich recht glücklich in der Ausführung gewesen. Und so hat denn der glänzende Heide Leo X., der den christlichen Dom in einer seiner künstlerischen Anwandlungen mit dem altheidnischen Pantheon krönte, in Brasilien Nachahmung gefunden, und zwar sehr zum Vortheil der Sache, denn wenn die gewaltig hohe Kirche erst einmal fertig ist, muss der Effekt der Riesen-Kuppel mit ihren schönen Bildwerken ein ganz ausserordentlich brillanter sein. Rio wird sich dann rühmen können, die schönste Kirche Südamerikas zu besitzen, und wenngleich der Maler der Kuppel, der die Güte hatte, mich herumzuführen, kein Michel Angelo ist, so leistet er doch wirklich Vortreffliches. Wer also nach Rio kommt, möge

nicht unterlassen, die Candelaria-Kirche zu besuchen, die wirklich sehenswerth ist.

Rio, 6. September 1883.

64.

Gestern war der grosse Tag der Nation, der Tag ihrer Unabhängigkeit vom portugiesischen Joche. Bei Tage fanden die offiziellen Feierlichkeiten statt, und ich blieb zu Hause, denn zur Cour zu gehen fehlte mir die Lust, und ins Te-Deum wäre ich erst recht nicht gegangen. Dahingegen setzten wir uns am Abend in den Bond und fuhren in die Unterwelt, um das Volksfest auf dem Rocio und die Illumination der Stadt zu geniessen. Schon auf der Fahrt nach unten sah man in dem Meere von Sternen, welches die Stadt vor unseren Blicken ausbreitete, hie und da Culminationspunkte, aber nicht gar viele. Vor Allem bezeichnete eine Art von Lichtstrom den Rocio, wo das Hauptfest stattfand, und dann tauchte hie und da ein besser illuminirtes Gebäude auf, — natürlich irgend ein dem Staate gehöriges. Und so war es auch; denn in den langen Strassen, die wir vom Plano Inclinado bis zum Rocio passirten, sah man nur ein oder das andere Ministerium illuminirt. Am Rocio aber empfing uns ein Lichtmeer, denn dort waren alle Häuser des Platzes glänzend illuminirt, und der Garten, der das Standbild Pedro's I. umschliesst, strahlte im Lichte von Tausenden von Gasflammen. Eine ungeheure Menschenmasse füllte den grossen Platz, und ich begreife eigentlich nicht, was diese Menschen da machten, denn ausser der Illumination gab es gar nichts, abgerechnet die Musik, welche in den beiden Festungen aus Pappe spielte, die jetzt bei Abend und Gasbeleuchtung ein sehr imponirendes Aussehen hatten, auch im Glanze von Hunderten von Gasflammen standen. Der ganze Rest des Gartens war ebenfalls illuminirt, und Kopf an Kopf drängte sich da die

Volksmenge. Das breite Piedestal der Reiterstatue war mit einer vierfachen Feuerlinie umgeben, der Reiter selbst aber thronte dort oben in completem Dunkel, so dass die Besucher des Platze sihn nicht sehen konnten. Das Einzige, was man sah, waren die grotesken Gruppen des Piedestals mit ihren abenteuerlichen und geschmacklosen Figuren. Aus der dunkeln Höhe aber blickte der Gründer des Kaiserreichs hinab auf das Flammenmeer und die wogenden Menschenmassen, und wäre er aus Fleisch und Knochen, statt aus Bronze, so würde wohl ein halb trauriges, halb verächtliches Lächeln seine typischen Lippen gekräuselt haben, denn nach 61 Jahren ist wenig genug erzielt worden durch die Unabhängigkeit des Landes. Der junge Held dort oben, der eine ebenso edel als despotisch angelegte Natur war — Eins schliesst das Andere nicht aus —, hätte wohl Anderes und Besseres aus dem Lande gemacht, wenn er 20—30 Jahre darüber geherrscht hätte. Ich glaube, dass die Leiter der Festlichkeit Angst hatten, die Statue könne verächtlich lächeln über all' den sinnlosen Tand, mit dem man eine Thatsache, wie die Unabhängigkeit Brasiliens, feiern will, und es deshalb vorzogen, sie im Dunkeln zu lassen, wie sie ja auch, mit richtigen Takt, die Statue José Bonifacio's auf dem Largo de S. Francisco in vollständigster Dunkelheit liessen. Sehr richtig, denn der alte Herr da war bei Lebzeiten keine sehr geduldige Natur, es hätte ihn übermannen können, und er wäre dann vielleicht vom Piedestal heruntergesprungen und hätte mit seiner eisernen Feder die Rücken der Anwesenden bearbeitet. Nun, die ganze Feier machte einen mehr grotesken als erhebenden Eindruck, und derselbe wurde nicht verbessert durch den Anblick des kaiserlichen Schlosses am Terreiro do Paço, welches nur mit wenigen traurigen Lichtern illuminirt war. Einen besseren Eindruck machte das Ackerbauministerium, ebenso wie das des Innern am Rocio und das des Aeussern an der Gloria. Dieses letztere sah ich, weil ich beschloss, die Gelegenheit wahrzunehmen, um die elektrische Beleuchtung auf dem Largo do Machado zu sehen. Seit ca. 14 Tagen nämlich wird der hübsche und wohlgepflegte öffentliche Garten

vor der eleganten und stylvollen kleinen Kirche des Largo do Machado (der hübschesten Kirche Rio's) mit elektrischem Licht beleuchtet, und ich muss gestehen, dass die Beleuchtung mir wirklich imponirt hat. Das Licht verbreitet Tageshelle, ist etwas weiss, aber sehr stark und bildet unbedingt das beste und billigste Beleuchtungsmittel, allerdings wohl nur für Strassen und Plätze, denn für den häuslichen Gebrauch scheint es mir zu grell. Ich wenigstens konnte die kleinen glänzenden Sterne auf der Höhe der Pfosten nicht fixiren, ohne dass meine (allerdings sehr schwachen) Augen thränten. Der hier angestellte Versuch ist nach einer Experimentirung von 14 Tagen als vollständig gelungen zu betrachten, und es scheint mir zweifellos, dass man in nächster Zeit die Strassenbeleuchtung auf diesem Wege ins Werk setzen wird, um so mehr, als ja die reiche und schöne Stadt Campos heute bereits mit Edison's Erfindung beleuchtet wird. Seit mehr als einem Monat fungirt die dortige Strassenbeleuchtung ohne die geringste Schwierigkeit und in optima forma, und was wir hier auf dem Largo do Machado sehen, spricht entschieden sehr für das System. Es werden keine zehn Jahre vergehen, ohne dass das Edison'sche Licht überall die alte Gasbeleuchtung auf Strassen und Plätzen ersetzt hat, und die betreffenden Gesellschaften, die das Privileg haben, werden nicht sehr darunter leiden, da ja die Kosten der Umarbeitung in ganz kurzer Zeit durch das Wegfallen der Riesenausgaben mit Kohlen gedeckt sein werden. Freilich müssen die Gesellschaften im Anfang ein Opfer bringen und ihr Kapital erhöhen, aber ist das Nöthige einmal angeschafft, dann brauchen sie auch keinen Rohstoff mehr und können grosse Geschäfte machen. Allerdings dürfen sie ihre jetzigen Lampen nicht verwenden; dieselben müssen bedeutend erhöht werden, damit das grelle Licht nicht gar zu heftig auf die Augen des Publikums wirkt. Es hat mir wirklich Freude gemacht, einen so gelungenen Versuch mit elektrischer Beleuchtung gesehen zu haben, und ich hoffe, dass dieselbe bald auch in unserer Provinz in Aufnahme kommen werde.

Rio, 8. Sept. 1883.

65.

Hier ist ein deutscher Künstler, August Off, gestorben; er war ein talentvoller Zeichner und Maler, und sein Bleistift hat unserem Publikum viele vergnügte Stunden bereitet. Der arme Mann starb an den Pocken und hinterliess absolut nichts — als eine Frau und sieben Kinder, für die jetzt gesammelt wird. Sowohl die brasilianischen Zeitungen wie auch das deutsche Consulat haben Subskriptionen eröffnet, doch wird wohl nur wenig dabei herauskommen, wenigstens nach den bis jetzt veröffentlichten Mittheilungen. Natürlich es handelt sich ja um die Waisen eines armen Künstlers; handelte es sich darum, einen grossen Spitzbuben vor Strafe zu schützen, da würden die Moneten ganz anders fliessen, wie die letzten Vorgänge in der Caixa d'Amortisação beweisen, deren Schatzmeister mit einem Kassendefekt von mehr als 170 Contos abgefasst wurde. Er befindet sich aber bereits auf freien Füssen, denn seine Freunde haben die grosse Summe in wenigen Tagen zusammengebracht. Nun, der Mann soll gespielt haben, und so war es vielleicht nur eine Restitution, die ihm gemacht wurde . . .

Ich bin gestern wieder im Museum gewesen und habe da wieder neue Schätze gesehen. Der bedeutende Botaniker Dr. Schack, der fast ganz Brasilien durchreist hat, hatte abermals die Güte uns zu führen und uns die noch ungesehenen Theile des grossen Etablissements mit grösster Liebenswürdigkeit zu erschliessen. Unser erster Besuch galt dem egyptischen Saale, in dem die reiche Sammlung von Mumien, Todtenurnen, Götterbildern etc. aus Egypten ist, mit der Se. Majestät der Kaiser das Museum bereichert hat. Da sind Mumien aller Art und in allen Stadien der Conservirung zu sehen, von der Mumie der Pharaonentochter, im reichverzierten Sarge mit der vergoldeten Maske auf dem Gesicht, bis hinab zur Mumie, die noch in wurmstichiger Leinwand eingenäht ist. Wer europäische Museen kennt, sieht da nichts Neues; wer aber noch keine egyp-

tischen Alterthümer gesehen hat, findet dort genug zu bewundern. Mir gewinnen im Ganzen die fremden Sektionen nur ein geringes Interesse ab, da mich das Einheimische viel mehr interessirt, trotzdem aber ist es interessant, einige dieser Abtheilungen zu besuchen. Das merkte ich recht auffälligerweise, als wir den Saal der Münzsammlung besuchten, der mir noch unbekannt war, da bei einem anderen Besuche der betreffende Schlüssel verlegt war. Die Münzsammlung selbst ist viel vollständiger, als die der Münze; sie enthält sehr seltene Exemplare aus dem römischen Alterthume, und es werden wenig so vollständige römische Münzsammlungen existiren, wie die des Museums, die nota bene auch mit Systematik und Sorgfalt wissenschaftlich geordnet ist. Unter den Medaillen befinden sich sehr seltene Exemplare, so z. B. die beiden grossen Medaillen, die während der französischen Revolution zur Erinnerung an die Zerstörung der Bastille und an den Einzug Ludwig XVI. in Paris geprägt wurden. Die Sammlung chinesischer, japanesischer und persischer Münzen ist ebenfalls eine sehr bedeutende und interessante. Nicht minder interessant ist der Schrank, in dem alle brasilianischen Orden und Militär- und Rettungsmedaillen des Landes ausgestellt sind. Für den gewöhnlichen Besucher aber ist der Glanzpunkt dieses Saales die grosse Sammlung pompejanischer Alterthümer, die der Kaiser dem Institut geschenkt hat und die wirklich ausserordentlich reichhaltig ist. Es gibt da alle möglichen Töpferwerke, von grossen Vasen hinab bis zum Kinderspielzeug; ferner gibt es unzählige Gegenstände von Metall (Bronze, Eisen, Silber und Gold), Schmucksachen, eine prachtvolle Sammlung von Abdrücken der schönsten und seltensten Gemmen, — kurz, eine Menge von ausserordentlich interessanten Dingen, die aus den alten Römerstädten gerettet und durch die Grossmuth des Kaisers dem Museum überantwortet wurden, ein wahrhaft fürstliches Geschenk, welches dem hohen Herrn grosse Summen gekostet haben muss. Für den gewöhnlichen Besucher ist dieses wohl der anziehendste Theil des Saales, für mich freilich gibt es da einen andern ungleich interessantern, nämlich die grosse

Sammlung von Steinwaffen aller Art, die dort aufgestellt ist. Daran besitzt das Museum einen unendlichen Schatz und kein anderes Museum der Welt dürfte Aehnliches aufzuweisen haben, ausser dem Berliner hinsichtlich der Provinz Rio Grande, denn die Sammlung, die ich dem Berliner Museum geschenkt habe, ist reicher als der betreffende Theil der hiesigen Collektion. Ich beschäftigte mich natürlich eingehend mit den Sachen und fand meine früheren Beobachtungen nach jeder Richtung hin bestätigt. Der Typus der einfachen riograndenser Steinäxte geht nicht über Paraná hinaus; von da ab kommen seltene Formen, ornamentirte Stücke etc. in Menge vor; dahingegen existirt die für Rio Grande typische runde Axt in keiner andern Provinz, und ich sah zu meiner grössten Verwunderung, dass dieser Typus gänzlich im Museum fehlt. Ich hoffe aber, dass es mir gelingen wird, noch ein oder das andere Exemplar in der Provinz aufzutreiben, um es dem Museum zu schicken, welches nur ein einziges Exemplar besitzt, das ich seinerzeit Herrn Luiz de Almeida für die Antropologische Ausstellung schenkte. Es wäre doch zu bedauern, wenn kein gutes Specimen dieser Waffe im Nationalmuseum aufbewahrt würde. An halbmond- und sichelförmigen Aexten (die bei uns gar nicht vorkommen) ist hier im Museum Ueberfluss, und ich sah da herrliche Exemplare. Ueberhaupt ist die Sammlung eine gar reichhaltige und ausserordentlich wichtige. Eine seltsame Idee ist, dass man in diesem Saale einige grosse Gypsmodelle von möglichen und unmöglichen Statuen aufgestellt hat, die, laut Inschrift, ein Herr Ferd. Pettrich verbrochen haben soll. Die Dinger ständen anderwärts besser als im Museum, welches eigentlich nicht dazu da ist, zur Bewahrungsanstalt für verfehlte künstlerische Versuche zu dienen. Da Dr. Lacerda nicht da war, konnte ich die Schlüssel und den Katalog zu der Schädelsammlung nicht bekommen und musste daher die genaue Untersuchung des Lund'schen Schädels sowie der fast thierischen Schädel aus den Sambaquys auf ein anderes Mal verschieben. Dahingegen sah ich mir nochmals die Pfeilspitzensammlung an, die sehr reichhaltig ist, aber eigent-

lich nichts bietet, was wir nicht hätten, mit Ausnahme nahme einiger sehr schöner Spitzen aus Bergkrystall. Die Pfeifensammlung ist ebenfalls nicht sehr bedeutend und nur wenige Exemplare unterscheiden sich von dem in Rio Grande vorhandenen Typus durch Grösse und Ornamentation. Dahingegen sind die Töpferarbeiten von Marajó, was Ornamentik anbetrifft, geradezu bewundernswürdig, und ich sah mit speciellem Interesse die aus gebranntem und reich ornamentirtem Ton gemachten Tangas (Schamschürzen), die die Damen-Haute-Volée des Tembóstammes auf besagter Insel in grauen Vorzeiten getragen hat. Dieselben sind entschieden nicht bequem, mögen aber unter Umständen recht praktisch sein ... Meiner Begleitung halber besuchte ich nochmals alle anderen Säle, und es machte mir Vergnügen, im Hauptsaale, in dem Schranke, der eine Fötus- und Missgeburten-Sammlung enthält, auf alte Bekannte zu stossen, nämlich auf die Vierlinge, mit denen vor Jahren die Frau eines Landsmannes in Porto Alegre gesegnet wurde und die Herr Irenêo de Sousa ans Museum geschickt hat. Die vier jugendlichen Porto-Alegrenser sitzen dort sehr wohlerhalten in einem grossen Hafen mit Spiritus und legen Zeugniss ab von der sprichwörtlichen Fruchtbarkeit unserer Provinz.

66.

Gestern ist einer der ältesten und bedeutendsten Politiker Brasiliens gestorben, der Visconde de Abaeté, der früher Antonio Paulino Limpo de Abreu hiess und alle höchsten Staatsämter eingenommen hat. Abaeté starb im Alter von 85 Jahren, denn er war im Jahre 1798 geboren. Er war von Geburt Portugiese und erblickte das Licht der Welt in Lissabon als Sohn eines höheren Offiziers vom Genie-Corps. Im Jahre 1807, nach erfolgtem Tode seines Vaters, siedelte die Mutter (dem Hofe folgend) nach Brasilien

über und der junge Limpo de Abreu wurde hier in einem Priester-Colleg erzogen, um 1815 nach Portugal zurückzukehren und in Coimbra zu studiren. Im Jahre 1820 kam er als Licentiat der Juristerei nach Rio und schlug die richterliche Carrière ein, deren Rangleiter er so schnell durchlief, dass er bereits 1848 als Minister des Supremo Tribunal de Justiça in den Ruhestand versetzt wurde. In 25 Jahren hatte er die ganze Stufenleiter der Magistratur vom Promotor zum Minister des Supremo Tribunal durchlaufen, die anderen Sterblichen gewöhnlich 40 Jahre Arbeit kostet. Limpo de Abreu war eben ein sehr talentvoller, tüchtiger und pflichttreuer Mensch. Ungleich wichtiger war aber seine politische Carrière. Schon 1822 betheiligte sich der 24jährige Limpo de Abreu mit einem andern Portugiesen, Nicolau Vergueiro, in herverragender Weise an der Unabhängigkeitsbewegung, trotzdem dieselbe ja gegen sein eigenes Vaterland gerichtet war. Minas Geraes wählte ihn 1826 zum Deputirten der ersten Legislatur und bis 1842 behielt er seinen Sitz in der zweiten Kammer ohne Unterbrechung. Dort war es, wo er im März 1831 mit 22 anderen Deputirten sich gegen den Despotismus des Kaisers D. Pedro I. aufwarf und furchtlos mit jenen 22 Genossen vor ihn hintrat, um ihm zu sagen: „Diese „Sprache, Sire, ist frei und loyal. Möge Ew. Kaiserliche „Majestät sie hören mit der Ueberzeugung, dass nicht die „Schmeichler und Speichellecker die Kaiserreiche retten, „sondern Die, welche den Muth haben, den Fürsten die „Wahrheit zu sagen, selbst wenn diese ihnen nicht schmeichel„haft ist.“ So sprachen Limpo de Abreu und seine 22 Genossen am 17. März 1831 und am 7. April dankte Kaiser D. Pedro I. ab. So war also Abaeté einer der Gegner Pedro's I. und dennoch hielt er sich nach erfolgter Abdankung des Kaisers zur gemässigten (conservativen) Partei; er war eben Opportunist und bewies dieses wieder, als er mit dem Pater Feijó zu den Exaltirten überging und mit ihnen für die Adoption des förderativen Systems plaidirte und stimmte. Während Feijó Regent war, stand ihm Abaeté treulich als Minister zur Seite und war sogar zu seinem

Nachfolger ausersehen, wies aber die Regentschaft zurück, weil er sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte. Im Jahre 1842 war er Chef der exaltirten Partei und nahm thätigen Antheil an der Revolution von Minas. Infolge dessen wurde er deportirt (nach Portugal) und kam erst 1844 wieder als Deputirter in die Kammer, wo er bis 1848 Sitz und Stimme behielt, um in diesem Jahre in den Senat zu kommen, dem er 35 Jahre lang angehört hat und dessen ältestes Mitglied er jetzt war. Abaeté war Gegner der Grossjährigkeits-Erklärung, die er bis aufs Messer bekämpfte; trotzdem aber sehen wir ihn im ersten Ministerium der Grossjährigkeit, zu dem zwei Andradas und zwei Cavalcantis gehörten, als Minister, und damals gab er ein Zeichen von Unabhängigkeit, indem er einen Befehl, den ein Günstling des jungen Kaisers in dessen Namen gegeben hatte, nicht respektirte, sondern dem Kaiser in der ersten Minister-Conferenz sagte: „Einer der Hofbeamten Ew. „Majestät hat mir einen Brief geschrieben, von dem er be-„hauptete, dass er Befehle Ew. Majestät enthielte. Ich „habe den Brief in den Papierkorb geworfen, denn ich „kann nicht zugeben, dass es Vermittler zwischen Ew. „Majestät und Ihren Ministern gebe.“ Ueberhaupt verstand es Abaeté, seinen Ministerposten — er war siebenmal Minister und hat so ziemlich alle Portefeuilles gehabt — respektirt zu machen, sowohl vom Kaiser wie von den Kammern. Bis zum Jahre 1857 war Abaeté anerkannter Chef der liberalen Partei; eines schönen Tages aber sah man ihn — ohne zu wissen wie? und warum? — im Lager der Conservativen, und 1858 organisirte er ein conservatives Ministerium, welchem er präsidirte. Damals hagelten die Angriffe gegen „Limpo de Brio“ (Schamlos), wie ihn der liberale Witz nannte; er aber ging ruhig seinen Weg und hat es überhaupt nie der Mühe werth gehalten, seine verschiedenen politischen Schwenkungen zu erklären. Er war eben Opportunist und stand geistig so hoch über der ganzen Sippe, die ihn umgab, dass man ihm Vieles nachsah, was Anderen nicht verziehen wurde. So finden wir ihn denn auch im Jahre 1863 schon wieder unter den

Liberalen und von ihnen als Chef respektirt, ohne dass er die Gründe angegeben, derenthalben er die Conservativen verlassen hatte, wie früher die Liberalen. Von 1861—1873 war er Präsident des Senates und hat sich als solcher vor allen seinen Vorgängern und Nachfolgern ausgezeichnet durch Thätigkeit, strenge Unparteilichkeit und Energie. Wegen beginnender Taubheit legte er das Amt 1873 nieder, war aber stets ein hervorragendes Mitglied des Senates und sprach bis zu seinem 85. Jahre mit bewunderungswürdiger Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks. Ich habe ihn noch vor wenigen Monaten sprechen hören und muss gestehen, dass er den grössten Theil der jüngeren Senatoren beschämte. Abaeté war so rüstig, dass er noch im Jahre 1880, als 82jähriger Greis vom Kaiser aufgefordert wurde, ein liberales Ministerium zu organisiren, eine Aufgabe, die er zurückwies, der er aber jedenfalls besser gewachsen gewesen wäre, als Saraiva. Man sieht hieraus, welche kerngesunde Natur dieser alte Herr war, der seit der Unabhängigkeits-Erklärung bis zum gestrigen Tage pars magna in der Entwickelung der brasilianischen Politik gewesen ist. Der wichtigste Theil der Thätigkeit Abaeté's war unbedingt der diplomatische. Er war der brasilianische Minister, der 1845 am 22. Oktober den energischen Protest gegen die Bill Aberdeen erhob und erklärte: „Das englische Gesetz trete die klarsten und „positivesten Grundsätze des Völkerrechtes mit Füssen und „sei ein Attentat gegen die Unabhängigkeit und Souve„ränität. Brasiliens wie aller Nationen.“ Als Minister des Aeussern war er es, der die Arroganz des Diktators Rosas zurückwies und dem argentinischen Gesandten Guido seine Pässe gab. Im Jahre 1855 suchte er die paraguay'sche Grenzfrage zu beseitigen und sandte die Expedition des Admirals Pedro Ferreira nach Paraguay; höhere Einflüsse vereitelten diese Politik (die uns den späteren blutigen Krieg vermieden hätte), die Expedition musste unverrichteter Sache abziehen, und Abaeté trat vom Ministerium zurück. Er war verschiedene Male Gesandter am La Plata und hat die Vorträge von 1851 mit Uruguay und von

1856 mit Argentinien vollzogen. Der Visconde de Abaeté war Grande des Reichs, Fidalgo des kaiserlichen Hauses, Geheimer Staatsrath und Senator; er war Würdenträger des Cruzeiro und hatte das Grosskreuz des Christus-Ordens, sowie ebenfalls die Grosskreuze des Villa Viçosa-Ordens von Portugal und des ernestinischen Haus-Ordens von Sachsen. Eine Lungenentzündung machte seinem langen Leben ein fast plötzliches Ende, und wenige Begräbnisse haben sich einer so starken Theilnahme zu rühmen wie das seinige, welches ich heute, unter strömendem Regen, von seinem Palais in Rua D. Luisa ausgehen sah. Der Kaiser hatte Trauerwagen gesandt, und dem Verstorbenen wurden die höchsten Ehren erwiesen. Er hat sie verdient, denn er stand hünenhaft da inmitten des jetzigen Epigonenthums, eine lebende Erinnerung an vergangene Zeiten, in denen das Kaiserreich noch über tüchtige Kräfte verfügte.

Rio, 15. September 1883.

67.

Gestern Abend fand der Familien-Abend in der „Germania“ statt, dem der Prinz beiwohnen sollte; wer aber nicht erschien, war Prinz Heinrich. Wie mir der deutsche Consul, Herr Koser, versicherte, war der Grund des Ausbleibens Sr. Hoheit der Umstand, dass er für denselben Abend eine Hof-Einladung erhalten und zurückgewiesen hatte, so dass sein Erscheinen in der „Germania“ eine Art von Beleidigung für den Kaiser gewesen sein würde. Mein Vortrag war bereits am Tage zuvor auf einen anderen Abend verlegt, da der gestrige Abend ausschliesslich dem Cultus der Göttin Terpsichore gewidmet sein sollte. Und so war es denn auch. Trotzdem der Prinz und Herr von Seckendorff nicht erschienen, war der Abend ein sehr fröhlicher, und das Offiziercorps der „Olga“, welches erschienen war, bewies, dass die Marine ebenso gute Tänzer zählt, als das Heer. Nach guter Porto-Alegrenser Gewohnheit erschienen wir gegen 10 Uhr in der „Germania“, wo be-

reits seit zwei Stunden getanzt wurde, denn hier beginnen die Bälle pünktlich um 8 Uhr, weil viele Familien in S. Domingos wohnen und die Ferry-Dampfer nur bis Mitternacht fahren, auch viele Bondslinien nur bis Mitternacht arbeiten. Die „Germania"-Bälle hören daher gewöhnlich um Mitternacht auf und müssen präcis um 8 Uhr anfangen. Als wir anlangten, war also der Ball schon seit zwei Stunden im Gange und sehr animirt. Die Offiziere der „Olga" waren unermüdlich und zeigten sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Ich selbst zog mich, nachdem Herr Repsold es übernommen hatte, meine Familie der tanzenden Welt vorzustellen, so schnell als möglich aus dem Ballsaal zurück und verbrachte einige sehr angenehme Stunden in Unterhaltung mit verschiedenen Offizieren der Corvette und mit den Herren Consul Koser, Repsold, Baron von Tautphöus, Glette, Trinks, Weber, Palm etc. Die Offiziere der „Olga" waren im Grossen und Ganzen entzückt von Rio und dem ihnen gewordenen Empfange. Der kaiserliche Hof hat ihnen natürlich wenig imponirt, dahingegen sprachen aber alle mit grosser Hochachtung von der Person des Kaisers. Herr Consul Koser, der die hiesigen Verhältnisse bereits kennt, bemerkte, dass es wirklich anerkennenswerth sei, wie die Presse Rio's sich ohne jegliche Inconvenienz gegenüber dem jungen Gaste des Landes gehalten habe, worauf einer der Offiziere bemerkte, dass die „Revista Illustrada" ein sehr unpassendes Bild gebracht habe. Dieses Bild zeigte nämlich den Staatsrath Andrade Pinto, wie er den Prinzen von einer der berüchtigten Strassen wegbugsirte, in denen importirte Schönheiten zehnten Ranges ihre Reize feil halten. Dieses Bild hatte die Susceptibilität des Offiziers verwundet; wer aber die hiesigen Verhältnisse kennt, und weiss, wie die Carrikaturen-Blätter selbst dem Kaiser mitspielen, wundert sich gewiss nicht über solche Kleinigkeit. Der Abend verlief in animirtester Weise, und die Offiziere erwiesen sich als liebenswürdige Cavaliere, die ebenso sehr im Tanzsaal wie am Herrentisch in heiterer Unterhaltung bei Culmbacher oder Sekt an ihrem Platze waren. Um 1 Uhr zog ich mich zurück, denn die Fahrt nach Santa Theresa ist eine lange;

ein Theil der Gesellschaft blieb aber noch in gemüthlicher Weise zusammen, wahrscheinlich aber nicht zu lange, denn am selbigen Morgen sollte die „Olga“ in See stechen. Herr Consul Koser und einige Offiziere sprachen mir freundlicherweise ihr Bedauern darüber aus, dass ich meine Absicht, die „Olga“ zu besuchen, nicht rechtzeitig ausgeführt hätte, da es ja jetzt leider zu spät sei. Niemandem hat es mehr leid gethan, als mir selbst, denn ich hätte den Lesern gar zu gern über das schöne Schiff berichtet; leider aber hat mich eine Verkettung von Umständen verhindert, den beabsichtigten Besuch zu machen, und nun habe ich das Nachsehen und werde es wohl nicht mehr dazu bringen, noch einmal ein deutsches Kriegsschiff zu betreten, da es noch lange dauern wird, bis die Barre von Rio Grande einem solchen das Einlaufen gestattet. Ich hätte die „Olga“ noch am letzten Morgen besuchen können; einerseits aber stattete ihr der Kaiser seinen Abschiedsbesuch ab, so dass meine Gegenwart jedenfalls unpassend gewesen wäre, und anderntheils musste ich meinen Freund Avila an Bord begleiten, der an demselben Tage mit seiner Familie und mit Dr. Menandro Fontes nach der Provinz abreiste. Als ich kurz nach 9 Uhr mit Avila und Familie nach dem „Rio Pardo“ fuhr, sah ich die kaiserliche Goelette zur „Olga“ fahren und konnte den Empfang von weitem beobachten. Die Bemannung der „Olga“ stand auf den Raaen, am Hauptmast war die brasilianische Flagge aufgehisst, und das Musikcorps des Schiffes spielte die brasilianische Hymne, als die kaiserliche Goelette anlegte. In ihr kamen der Kaiser und der Graf von Eu, beide in grosser Uniform, begleitet von ihren Kammerherren und Adjutanten. Die Bemannung der „Olga“ empfing den Kaiser mit den üblichen „Hurrahs“ und an der Treppe erwartete ihn Prinz Heinrich, Commandant von Seckendorff, Geschäftsträger von Mutzenbecher und Consul Koser, sowie das Offiziercorps des deutschen Schiffes. Der Kaiser blieb bis 10½ Uhr an Bord und zog sich dann nach herzlichem Abschied vom Prinzen und den Offizieren in seine Goelette zurück, während die „Olga“ ihm dieselben Ehrenbezeigungen wie bei seiner Ankunft

erwies. Bald fuhr die Goelette zum Arsenal zurück, und die deutschen Diplomaten verliessen ebenfalls das Schiff. Die brasilianische Flagge wurde eingezogen, die Treppen und Boote aufgehisst und die Maschine begann den Anker aufzuwinden. Noch einige Augenblicke — und das deutsche Kriegsschiff verliess den Hafen in stolzem Laufe. Es geht von hier nach Bahia, wo es zwei Tage, nach Pernambuco, wo es nur 3 Stunden Aufenthalt haben wird, um sodann nach den Antillen (Trinidad) zu gehen. Von den Antillen wird es sodann in die europäischen Gewässer zurückkehren, London anlaufen und Anfang März in Kiel ankommen, damit der Prinz am 22. März der Geburtstagsfeier seines erhabenen Grossvaters beiwohnen könne. Noch muss ich bemerken, dass die „Olga“ keine Schiessübungen, sondern zwölf Tage lang sehr langweilige Fahrübungen gemacht hat; die „Olga“ ist ein neues Schiff, und deshalb mussten diese Uebungen zur Feststellung ihrer Fahrgeschwindigkeit vorgenommen werden.

Somit liegt also der Besuch des deutschen Prinzen hinter uns. Derselbe ist vom Kaiser mit allen nur möglichen Ehren empfangen und behandelt worden. Brasilien hat dem Enkel des Kaisers Wilhelm eine fürstliche Gastfreundschaft entgegengebracht, und die deutsche Bevölkerung hat ihrerseits Alles gethan, um den hohen Gast in herzlichster Weise zu ehren. Ich bin überzeugt, dass Prinz Heinrich gute Eindrücke von hier mitgenommen hat, und es steht zu hoffen, dass sein Besuch nicht fruchtlos bleiben werde. Leider hat er die beiden Provinzen, in denen die deutsche Colonisation am meisten blüht, Rio Grande und Santa Catharina, nicht besuchen können; er wird aber genug darüber gehört haben, um ein Urtheil fällen zu können, und der Wohlstand, in dem die Deutschen in allen Städten leben, die er besucht hat, sowie ihre Liebe zum alten Vaterlande werden nicht verfehlt haben, Eindruck auf ihn zu machen. Hoffen wir also das Beste von diesem Besuche, der dazu angethan ist, eine neue Phase in unserer Colonisationsgeschichte zu eröffnen.

Rio, 18. September 1883.

68.

Ich habe gestern einen der romantischsten Theile von Rio besucht, nämlich das Kloster von Santa Theresa. Das ganze Viertel, in dem ich wohne, heisst Santa Theresa und man nennt auch den Berg, den unser Hôtel krönt, den „Morro de Santa Theresa". Das ist aber eine absolut falsche Benennung, denn der eigentliche Morro de Santa Theresa ist der über der Lapa fast senkrecht aufsteigende Bergkegel, den das alte Kloster krönt, während der Berg, auf dem unser Hôtel liegt und der viel höher ist, „Morro de Cantagallo" heissen soll. Wer das Kloster von Santa Theresa (gebaut im Jahre 1590) besuchen will, nimmt am oberen Ende des Plano Inclinado den Bondinho (kleiner Pferdebahnwagen), der nur mit einem Esel bespannt ist, während der Bond, der zu uns nach dem Hôtel fährt, von vier Eseln gezogen wird. Nur eine kurze Strecke, bis zum Largo do Guimarães, verfolgen beide Bonds dieselbe Richtung; dann aber biegt der Bondinho links um und fährt die Rua do Curvello entlang. Es ist eine herrliche Fahrt: Rechts von uns elegante Chalets, Palais mit wohlgepflegten Gärten, die terrassenartig den ganzen Abhang des Berges decken; links liegt das malerische Thal, an welchem sich der Plano Inclinado hinanzieht. Die Strasse begleitet die alte Wasserleitung, die durch Rua Corvello und Ladeira de Santa Theresa hinunter ins Thal führt, wo sie auf hohem Bogenbau weiter geht und die ganze Altstadt durchschneidet, ein Riesenbau. Bald biegen wir um die Kante des Berges, und rechts thut sich vor uns das herrliche Panorama der Bai mit Zuckerhut, Botafogo, Gloria u. s. w. auf, die tief unter uns liegen. Versunken in die Betrachtung dieser Schönheiten langt man zwischen freundlichen Häuserreihen am Ende der Bahn an und geht nun die Ladeira de Santa Theresa hinunter bis zum Kloster. Nach fünf Minuten hat man es erreicht; da sind links seine weissgetünchten Mauern mit den düsteren, mit eisernen und stachelbewaffneten

Gittern bekleideten Fenster, während rechts das herrlichste Panorama der Welt den Blick entzückt. Biegt man nun um auf die Plattform, auf der das Kloster liegt, so steht man wie bezaubert da, denn von diesem Punkte aus dominirt der Blick ganz Rio de Janeiro. Die ganze Bai mit ihrem Mastenwald im Hafen, mit ihren grünenden Inseln, aus denen ländliche Wohnungen lugen, mit ihren Festungen, deren Geschütze in der Sonne blitzen, dehnt sich da vor uns aus, abgegrenzt durch die schwarzen Bergriesen der Serra dos Orgãos; eine Schaumlinie bezeichnet die Barre und rechts von uns zieht sich bis zum Zuckerhut der neue Stadttheil mit Gloria, Cattete, Botafogo und Praia Vermelha hin. Dicht unter uns liegt die Lapa, der Passeio Publico, an dessen Marmorterrasse die Wogen des Meeres sich schäumend brechen und die Ajuda mit ihrem mächtigen Bau. Hier sehen wir den Morro do Castello mit der Signalstange, der alten Kathedrale und der Ignacio Loyola-Kirche, der stolzen Residenz der Jesuiten vor Hunderten von Jahren, und dort den grünen, nur schwach bewohnten Morro do Senado, die uns den Blick auf den Haupttheil der Altstadt verdecken. Dort liegt auf dem gleichnamigen Morro das Kloster Santo Antonio und unten am Hafen erhebt sich auf dem Morro S. Bento der Prachtbau des reichen Benediktiner-Klosters. Dort glänzt im Sonnenlichte die Kuppel der Candelaria, hier steigen die eleganten Thürme der Hospiz-Kirche empor und links von uns dehnt sich das Häusermeer in fast unbegrenzter Weite bis zur Tijuca aus. Jenes hellgrüne Feld ist der Campo de Sant'Anna, dort zieht sich die dunkle Linie der D. Pedro II.-Bahn entlang. Dampfer kreuzen im Hafen, Segelboote gleichen den Seemöven, die übers Wasser fliegen, stolze Schiffe laufen aus und ein — und über alle diese Herrlichkeiten wölbt sich ein krystallreiner blauer Himmel und das goldige Licht der Sonne spiegelt sich im Meere und überfluthet die graziösen Wipfel der Königspalmen, die überall der Vegetation den tropischen Charakter verleihen. O! es ist ein einziges, herrliches Panorama, welches sich den Blicken des Besuchers von der Plattform des Klosters Santa Theresa aus darbietet,

und einstens, wenn die bereits contrahirte Abtragung der Morros do Castello und do Senado stattgefunden hat, die heute noch einen Theil der Altstadt dem Blicke verbergen, wird man von hier aus die ganze gewaltige Stadt mit dem Auge beherrschen.

Drehen wir nun diesem herrlichen, von Licht und Leben überfluthetem Bilde den Rücken, so sehen wir dicht vor uns die düsteren Mauern des Klosters Santa Theresa; ein Gitterthor erlaubt uns den Eintritt in den äussern Klosterhof, den gewaltige Bäume beschatten und der geschmückt ist mit Rabatten blühender Rosen. Das Kloster ist hermetisch geschlossen; die schwere, eisenbeschlagene Thür öffnet sich schon seit vielen Jahrzehnten nicht, die Fenster sind stark vergittert und eine todesähnliche Ruhe herrscht in dem ganzen Gebäude, welches heute nur noch von vier steinalten Nonnen bewohnt wird. Sie gehören zu dem von der heiligen Therese reformirten Carmeliter-Orden und ihre Regel ist eine sehr schwere, ihre Reclusion eine absolute. Von dem Tage an, an dem sich das schwere, eisenbeschlagene Thor hinter der jugendlichen Novize schloss, die fanatische Eltern im Anfang des Jahrhunderts ins Kloster brachten, hat dieselbe das Kloster nicht mehr verlassen; bald fiel ihr Haarschmuck unter der unbarmherzigen Scheere, und der Schleier schloss sie mehr von der Welt ab, als Gefängnissmauern es thun konnten. Niemals hat ihr Fuss das Kloster wieder verlassen; innerhalb seiner düsteren Mauern reifte die Jungfrau zum Weibe und das Weib wurde zur 80jährigen Greisin, ohne dass sie die Welt mehr anders als durch die Eisengitter ihres Fensters gesehen hätte. Damals, als ihre Eltern sie ins Kloster brachten, weilte vielleicht der portugiesische Hof noch hier und die zahlreichen Klöster der Stadt strotzten von Nonnen und Mönchen. Die Regel von Santa Theresa ist die strengste von allen und dennoch bevölkerten Hunderte von Nonnen das alte Kloster. Eine nach der andern aber starb dahin; Zelle auf Zelle wurde leer und für jede leere Zelle wurde ein neues Kreuz auf dem kleinen Kirchhofe des Klosters errichtet. Heute leben in dem gewaltigen

Bau nur jene vier uralten Nonnen, die ganze Geschlechter ihrer Genossinnen aussterben sahen und die letzten Hüterinnen dieses Hauses sind, dessen Thür sich seit vielen Jahrzehnten nicht geöffnet hat. Als ihre Väter, im Spitz und Dreimaster, mit Puder und Zopf, sie einstens dem Kloster zuführten, da war Rio noch klein; alle Hügel, die die Stadt dominiren, waren mit Kirchen und Klöstern besetzt, noch war der Pfiff der Dampfmaschine nicht gehört worden und schwere alte Galeeren vermittelten die einzige Verbindung mit dem Stammlande. Sechszig und siebenzig Jahre sind darüber ins Land gegangen, Rio ist heute ein Koloss mit beinahe einer halben Million Einwohner, die Lokomotive dampft auf seinen Bahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen durchschneiden die Luft, in elektrischer Beleuchtung flammen des Nachts die Plätze der Stadt; eine elegante Welt bewegt sich in den Strassen, — Rio ist Grossstadt geworden, während die junge Novize zur steinalten Nonne wurde, und nichts, absolut nichts hat sie gehesen von Alledem .... Vielleicht weiss sie gar nicht mal, dass Brasilien ein Kaiserreich ist und nicht mehr Portugal angehört; sie sah Rio wachsen durch die Gitter ihres Fensters, aber es blieb ihr fremd; Gebet, Kasteiung, Arbeit und Fasten — Das ist ihr Tagewerk gewesen sechszig und siebenzig Jahre lang! Was kümmert sie die Welt da draussen; ihre Welt ist das düstere Kloster, dessen Kirche sie nicht einmal betreten darf; ihre Welt ist das Kloster — sage ich — und der Kirchhof, unter dessen Rasen alle die Genossinnen ihres Lebens gebettet wurden. Bald wird auch ihre Stunde schlagen, und wenn die letzte der vier steinalten Damen gestorben, dann wird das gewaltige eiserne Thor geöffnet werden und Luft- und Lichtwellen werden hineinfluthen in die verwaisten Räume... Der Staat wird schon eine nützliche Verwendung für dieselben finden.

Neben dem Kloster befindet sich die kleine Kirche; sie ist in hübschem Styl erbaut, hoch und dennoch düster, denn ihre Wände sind altersgrau. Auf dem Marmor-Altar der Emporkirche steht das bleiche Bild des Gekreuzigten

und rechts von ihm das Bild des asketischen Weibes, welches den Carmeliter-Orden reformirte und eigentlich verrückt war, während die katholische Christenheit sie anbetet als heilige Therese. Ich kenne wohl ihre Geschichte und habe sie auch geschrieben; ich weiss, dass das Alles Flitterwerk und Aberglaube ist, und in dem bleichen Dulder auf dem Altare sehe ich nur den Philosophen, der da war der Menschensohn, wie Baruch Spinoza und alle anderen Verkünder neuer Lehren auch, — und dennoch wandelt mich in der düstern Ruhe dieser alten Kirche ein Gefühl der Ehrfurcht an; ich knie nicht vor dem Christusbilde, kein Gebet bewegt meine Lippen, — ich respektire aber den Glauben Anderer und habe eine Art von Ehrfurcht vor Dem, was längst vergangenen Geschlechtern schon Ehrfurcht eingeflösst hat. In Ermangelung einer andern Religion habe ich die der Tradition, und Dinge, die vergangene Geschlechter geehrt und geliebt haben, flössen auch mir Ehrfurcht ein, so die Steinwaffe aus der quaternären Zeit, so die Rüstung des Ritters aus dem Mittelalter, so auch das blasse Christusbild auf dem alten Altar vor mir! Wohl mag der Contrast zwischen dem düsteren Tempel und dem daran grenzenden Grabe der Lebendigen mit der herrlichen Licht überflutheten Landschaft da draussen zu der Stimmung beitragen, die mich beherrscht in den öden Räumen der alten Kirche, — sie ist aber da und ich freue mich ihrer, denn sie erinnert mich an den Eindruck, den die kühlen Hallen der tausendjährigen Kirche einstens auf das empfängliche Gemüth des frischen Knaben machten, wenn er an der Eltern Seite den Kirchstuhl betrat . . . Und dieser Eindruck ist ein so starker, dass selbst der näselnde Ton der Gebete, die die alten Nonnen jetzt hinter ihrem undurchdringlichen Gitter beginnen, jene selbigen Gebete, die sie seit 50, 60 und 70 Jahren maschinenmässig Tag für Tag, Stunde für Stunde heruntergeleiert haben, — kein ironisches Lächeln auf meine Lippen führt. Ehrfurchtgebietend ist Alles, was Menschengeschlechter geliebt, geachtet, verehrt haben . . . Das ist der Eindruck, mit dem ich die kühle und düstere

Klosterkirche vorlasse und wieder hinaustrete in die herrliche, von Licht und Leben überfluthete Natur der Tropen ...
Rio, 21. September 1883.

69.

Je öfter ich ins Museum zurückkehre — und ich war heute wieder da —, befestigt sich in mir die Ueberzeugung, dass der Schädel von der Lagôa Santa jüngern Datums ist, als die Schädel der Riesenrasse aus den Sambaquys. Mit Dr. Ladislau Netto habe ich heute, mit dem Kataloge in der Hand und mit dem neuesten massgebenden Werke vom Quatrefages zur Seite, nochmals alle Schädel der über 180 Nummern zählenden Sammlung geprüft und verglichen, und jene Ueberzeugung hat sich fast bis zur Gewissheit gefestigt. Auch theilt Ladislau Netto bereits meine Meinung, und ich zweifle nicht, dass Lacerda die Berechtigung derselben ebenfalls anerkennen wird. Der Unterschied in den Schädeln ist auch gar zu auffällig. Nicht allein, dass die Schädel aus den Sambaquys fast die doppelte Grösse des Lund'schen Schädels haben, — nicht allein, dass dieselben an gewissen Stellen der Hirnschale einen Durchmesser von $1\,^1/_2$ Centimeter gegen $^3/_4$ Centimeter des Lund'schen Exemplares haben, — — sondern auch alle anderen charakteristischen Zeichen sprechen dafür, dass die Schädel der Sambaquys die ältesten sind und — dass Lund's Schädel mithin nicht der tertiären Periode angehören kann, trotzdem er inmitten von Knochen ausgestorbener Thierrassen gefunden wurde, was ja auch ein reiner Zufall sein könnte. Die Schädel aus den Sambaquys (hauptsächlich die Nrn. 18 und 23) haben einen fast verschwindenden Gesichtswinkel, so dass sie vom Stirnbein bis zum Kinn fast eine grade Linie bilden; es sind Langschädel in der kühnsten Bedeutung des Wortes und von riesiger Proportion; die Hirnschale ist im Durchschnitt 1 bis $1\,^1/_2$ Centimeter dick, die

Backenknochen stehen in thierischer Weise hervor, die Augenhöhlen sind enorm (megazem) und die Supercilien treten in einer Weise hervor, wie man es nur bei den wildesten Negerrassen oder — bei den anthropomorphen Affen findet. Stirn ist so viel wie gar nicht vorhanden; der Oberkiefer ist flach und aus einem Stück; vom Zwischenkiefer ist keine Spur vorhanden; der Prognathismus ist der ausgeprägteste, der mir je in Menschenschädeln vorgekommen ist; die Kauwerkzeuge sind von gewaltiger Grösse und Stärke, so dass die infraorbitäre Region die ausgeprägteste des ganzen Kopfes ist. Das Nasenbein ist länglich (leptorrhin) und die Halsmuskeln haben tiefe Eindrücke am unteren Rande des Hirnschädels hinterlassen; das Ganze ist also ein pronuncirt thierischer Typus und — ich habe jene Schädel bei meinem ersten Besuch wirklich für Schädel von Gorillas oder Schimpanses gehalten, ein Irrthum, den ich gern eingestehe, da er unter obwaltenden Umständen wirklich zu entschuldigen ist. Uebrigens sind die jetzigen Botokuden unbedingt die treuesten Söhne der Rasse der Sambaquys, da sie ganz dieselben charakteristischen Merkmale haben wie diese, natürlich in verringertem Massstabe. Jedenfalls war der Mensch von Lagôa Santa dem Aeussern nach viel weniger thierisch, als der heutige Botokude.

Noch eine Bemerkung möchte ich hier einschalten: Unter den Schädelstücken, die aus Sambaquys herrührend im Museum existiren, befindet sich eins, welches dem Cannstadter Typus vollständig ähnlich ist und zu der Meinung Anlass gibt, dass eine Affinität zwischen den betreffenden Rassen existirt. Sehr interessant war mir eine Reihe von zehn Schädeln und vielen Knochen, die in einer Höhle am oberen Uruguay gefunden worden sind; sie sind nicht fossil, aber sehr alt und nähern sich dem Typus der Botokuden. Ein Guarany-Schädel aus Rio Grande gehört derselben Species Derer an, die ich ans Berliner Museum gesandt habe und rührt jedenfalls gleich letzteren von den von unseren Coroados im Sertão von Palmas erschlagenen Guaranys her. Doch genug nun von Schädeln und Knochen.

Ich besuchte noch die zwei Säle füllende äusserst reichhaltige Bibliothek des Museums und das zoologische Laboratorium, in dem Dr. Schreiner, der bedeutende Zoologe des Museums, regiert. Dort existirt eine wirklich prachtvolle Sammlung von Schmetterlingen, vielleicht ein Unikum in ihrer farbenprächtigen Varietät, sowie die mit mehr gutem Willen als Wissenschaft zusammengestellte Insektensammlung des Herrn Friedenreich von Santa Catharina. Hochinteressant und von grossem wissenschaftlichem Werthe ist dahingegen die Sammlung brasilianischer Moose, zusammengesetzt von Herrn Dr. Fritz Müller, die mir Dr. Schack zeigte. Hätte das Museum zehn solche Sammler wie Fritz Müller und Dr. v. Ihering, und ebenfalls zehn Beamte wie die Herren Schreiner und Schack, so möchte es bald ein gar grossartiges Institut sein. Ein Glück noch, dass Ladislau Netto den Werth der Deutschen zu würdigen versteht und nicht von blindem nativistischem Stolz besessen ist. Uebrigens zeigte mir der Besuch des Laboratoriums, dass noch gar viel im Museum zu thun ist, um Ordnung in das frühere Chaos zu bringen, denn da stehen noch viele Dutzende von Kisten und Kasten voller kostbaren Materiales, von Staub bedeckt, ebenso eine Menge von grossen Glashafen mit anatomischen Präparaten, Parasiten des menschlichen Körpers etc. Es fehlt eben an Platz und an Personal, um Alles zu bewältigen und zu ordnen; doch wird mit Macht gearbeitet. Doch genug nun vom Museum, beschäftigen wir uns noch mit einigen anderen Dingen.

Am 19. d. M. ist Wagner's „Lohengrin“ von der italienischen Gesellschaft gegeben worden und — mirabile dictu — nicht ganz durchgefallen. Der erste Akt wurde sogar stark applaudirt, nachher aber schienen die Wagner'schen Melodien das Publikum ermüdet zu haben, denn es wurde sehr kalt. Trotzdem und alledem war es kein Fiasko, und so viel Blödsinn auch die verschiedenen Blätter darüber geschrieben haben (mit einziger Ausnahme der „Folha Nova“, die sachgemäss und gerecht mit ihrer Kritik vorging), wird sich die Oper auf der

Bühne halten, und je öfter sie gegeben wird, um so mehr Verständniss wird das Publikum zeigen. Einige der Kritiken waren geradezu komisch; so sagte z. B. ein Kritiker der „Gazeta de Noticias“: „Als musikalische Conception ist der „Lohengrin“ eine Missgeburt. Er hat weder Kopf noch Fuss, so sehr, dass er da anfängt, wo er aufhört — ebenso wie er da aufhören könnte, wo er anfängt — auf den Wiesen am Schelde-Ufer. Als Manifestation des Fortschrittes der musikalischen Wissenschaft bietet uns Wagner nichts Neues; Dissonanzen im Orchester haben wir schon vielfach gehört. Hätte mich das Billet, mit dem ich „Lohengrin“ sah, Geld gekostet, so würde ich einfach sagen: Ich bin bestohlen worden!“ Ist das nicht wirklich höherer Blödsinn? Was würde Wagner gesagt haben, wenn er eine solche Kritik gelesen hätte? Freilich, die wohlintentionirte „Folha Nova“ qualificirt die Musik auch in folgender, jedenfalls höchst eigenthümlicher Weise: „Der erste Akt ist eine deliciöse Mischung von ritterlicher, übernatürlicher und passionirter Musik.“ Das klingt denn doch auch komisch — ritterliche, übernatürliche und passionirte Musik. . . . Enfin, „Lohengrin“ ist bei der ersten Vorstellung nicht durchgefallen, und das ist das Höchste, was man erwarten konnte. Er wird heute in der Benefiz-Vorstellung des Orchester-Regenten Bassi wiederholt und wahrscheinlich wird er am Montag wieder gegeben. Ich werde dieser Vorstellung beiwohnen, um den Lesern Bericht zu erstatten.

Rio, 23. September 1883.

70.

Gestern habe ich meine Familie nach S. Christovão gebracht, um sie bei Hofe vorzustellen. Gegen 6 Uhr fuhren wir am Paço da Boa Vista vor und begaben uns durch die Bildergallerie ins Wartezimmer, wo ich der

Vorschrift genügte und die Namen in das betreffende Buch eintrug. Das Schloss machte dieses Mal einen ganz andern Eindruck, als früher, denn alle Zimmerreihen waren geöffnet und glänzend illuminirt; es muss am Abend irgend etwas Besonderes los gewesen sein, da sonst alle Zimmer mit einziger Ausnahme des Wartesaales und der Gallerie, hermetisch geschlossen sind. Auch hatte der kaiserliche Dispacho (Unterzeichnung der Regierungsakte im Beisein der Minister, die stets um 8 Uhr Abends beginnt und bis 2 und 3 Uhr Morgens dauert) bereits um 11 Uhr Morgens stattgefunden, so dass ich also wohl nicht fehl schiesse, wenn ich glaube, dass gestern Abend irgend ein ausserordentlicher Empfang stattfand. Uebrigens muss ich gestehen, dass das Schloss mit seinen erleuchteten Zimmerreihen, die theilweise luxuriös ausgestattet sind, einen weit fürstlicheren Eindruck machte, als bei anderen Gelegenheiten, wo man an geschlossenen Thüren vorüber in die Empfangs-Gallerie geht. Auch der Hofraum ist jetzt sorgfältiger behandelt und bietet einen ganz hübschen Anblick mit seinen niederen Palmengruppen dar. Die Zahl der Harrenden war wie immer gross; es gab da Ueberfluss an goldstrotzenden Uniformen, an funkelnden Grosskreuzen und Plaquen, sowie an glänzenden schwarzen Toiletten von Damen (es ist noch Halb-Trauer wegen des Ablebens des Grafen Chambord, Neffen der Kaiserin). Ich kann dieses Mal aber wenig über den Verlauf der Audienz berichten, denn da ich mit Familie da war, begab ich mich dem Style gemäss nach dem oberen Ende der Gallerie, da der Kaiser selbstverständlich die Familien zuerst empfängt. Kurz nach 6 Uhr trat Se. Majestät in die Gallerie und empfing mich mit grosser Freundlichkeit. Nachdem ich dem Monarchen meine Frau und Töchter vorgestellt und er dieselben in freundlichster Weise begrüsst hatte, fragte er, ob meine Frau Riograndenserin sei, welcher Familie sie angehöre und wo sie geboren wäre; nach erfolgten Antworten geruhte Se. Majestät noch zu fragen, ob wir nur Töchter und keine Söhne hätten, und als ich letzteres verneinte, mir sein Bedauern darüber auszu-

sprechen. Ich unterliess natürlich dem Kaiser zu bemerken, dass ich den Casus unter anderem Gesichtspunkte betrachte und der Meinung bin, dass Jungens Einem noch weit mehr Sorgen machen als Mädchen, war aber nichtsdestoweniger dankbar für das Interesse, welches Se. Majestät uns bezeigte. Nachdem der Kaiser noch einige freundliche Worte an meine Familie gerichtet hatte, bat ich um Erlaubniss, Ihrer Majestät der Kaiserin unsern Respekt bezeigen zu dürfen, was mir in der bekannten liebenswürdigen Manier zugestanden wurde. Wir gingen nun durch zwei parquettirte, aber von Möbeln ziemlich entblösste Säle nach dem Empfangszimmer Ihrer Majestät der Kaiserin, deren Kammerherr General Miranda Rego uns bei der hohen Dame anmeldete. Die Kaiserin empfing uns stehend; sie war in Grau gekleidet (Halb-Trauer), und ich stellte ihr nach dem obligaten Handkuss meine Familie vor. Ihre Majestät unterhielt sich in leutseligster Weise einige Minuten mit meiner Frau und meinen Töchtern, und nach abermaligem Handkuss und den üblichen Reverenzen concentrirten wir uns rückwärts.

Das bekannte Wort Chanzy's findet nämlich volle Anwendung auf das hier stattfindende Manöver. Bei der Kaiserin wird eben das Hof-Ceremoniell in voller Correktheit aufrecht erhalten und man geht rückwärts bis zur Thür, wo eine letzte tiefe Verbeugung gemacht wird. Da das Parket bekanntlich ein recht glatter Boden ist, ist es schon passirt, dass Leute, die wenig an dieses Exercitium gewöhnt sind, beim Rückwärtsmarschiren ausrutschten und auf den Rücken fielen, auch ohne im Grase gestolpert zu sein und selbst ohne die Nase zu brechen. Wir entgingen allen diesen Fährlichkeiten ohne tragischen Zwischen- oder sonstigen Fall und durchschritten wieder die grosse Gallerie, wo der Kaiser fortfuhr Audienz zu geben. Eine lebhafte kleine Dame aus dem Norden, Gattin eines Deputirten, demonstrirte Sr. Majestät gerade mit lebhafter Gestikulation, dass es ihr „goldener Traum“ (sonho dourado) sei, Rio zu bewohnen und dass sie nur ungern in die Provinz zurückkehre, was von ihrem ordensgeschmückten Gatten unterstützt

wurde. Hinter dem Paar wartete die ganze Schaar glänzend uniformirter und besternter Herren, durch die wir schritten, um zum Ausgang zu gelangen. Sobald wir auf der Freitreppe erschienen, fuhr unser Wagen vor und bald darauf rollten wir wieder der Stadt zu. Meinen Damen hatte es natürlich Freude gemacht, das Herrscherpaar kennen zu lernen, und auch ich konnte mich dem Einfluss der persönlichen Liebenswürdigkeit des Kaisers nicht ganz entziehen. Er hat wirklich etwas Bestechendes in seiner ganzen Art und Weise, und die grosse Leutseligkeit, mit der er mir stets entgegenkommt, unterlässt nicht, Eindruck auf mich zu machen, so sehr ich sonst auch gegen seine Haltung in der brennenden Frage der deutschen Einwanderung eingenommen bin. Was diese Frage anbetrifft, wollen wir noch einmal einen Versuch machen. Heute Mittag nämlich habe ich eine Zusammenkunft mit meinen Freunden Dr. Blumenau und Hugo A. Gruber im Bureau der „Allg. D. Ztg.“ gehabt und wir haben beschlossen, noch einmal Sturm zu laufen und zu sehen, ob die Propaganda des Centralvereins in Deutschland nicht diesseits zu unterstützen ist. Da der Zufall uns drei alte Kämpfer für die Auswanderung nach Brasilien hier zusammengeführt hat, wollen wir den Versuch wagen. Wir haben also beschlossen, ein Cirkularschreiben an alle Minister, Staatsmänner, Senatoren, Deputirte und Journalisten zu richten, die mit der Einwanderungs-Frage Fühlung oder Interesse für dieselbe haben, und sie zu einer Besprechung über den Gegenstand aufzufordern. Erscheinen die Herren und gelingt es uns, ihr Interesse in genügendem Masse zu erwecken, so werden wir vorschlagen, eine Gesellschaft zu gründen, deren Zweck Propaganda für die deutsche Einwanderung im brasilianischen Publikum sein soll. Die Gesellschaft würde eventuell ein eigenes Organ herausgeben und dem Centralverein in die Hände arbeiten, indem sie für seine Zwecke bei der diesseitigen Regierung plaidiren, eventuell auch das Parlament beeinflussen würde. Es ist eine bekannte Sache, dass die Anstrengungen des Centralvereins nicht alle Früchte getragen haben, die man von ihnen erwarten konnte, weil dieselben

vom brasilianischen Volke nicht gekannt sind. Die Geschichte der Subvention für die Brasilianische Ausstellung in Berlin beweist dieses genügend: Erst schlug man eine Subvention von 400 Contos vor (gerade zehnmal mehr als nöthig war) und nachher liess man die ganze Geschichte fallen und — gab gar nichts. Die Gründung einer Einwanderungs-Gesellschaft in Rio würde entschieden von grossem Nutzen sein, sobald dieselbe vernünftig geleitet würde, und nur durch Propaganda ist es zu erreichen, dass das brasilianische Volk eine richtige Idee von der Tragweite der deutschen Einwanderung und von ihrem materiellen Einfluss auf die zukünftigen Schicksale des Landes bekomme. Ich muss offen gestehen, dass ich keine grossen Hoffnungen an den Erfolg unseres Versuches knüpfe, trotzdem aber scheint es mir unsere Pflicht zu sein, noch einen entscheidenden Versuch zu machen, die Brasilianer für die Frage zu erwärmen. Jedenfalls müssen die Leute auf diese Weise Farbe bekennen: Erscheinen sie und nehmen sie thätigen Antheil, dann ist nicht alle Hoffnung verloren; nehmen sie aber eine ablehnende Haltung ein, — nun, so wird es wohl bald Zeit, selbst für uns alte Enthusiasten, die Flinte ins Korn zu werfen.

Rio, 23. September 1883.

71.

Bekanntermassen ist Statistik keine starke Seite unserer Verwaltung. Alle statistischen Tabellen Brasiliens sind unvollständig und bieten nur einen schwachen Haltepunkt für die Argumentation. Betrachtet man ihre Daten aber als ein Minimum, dann lässt sich immerhin damit rechnen. Nach amtlichen Angaben waren die Verhältnisse der Einwanderung im ganzen Jahre 1882 wie folgt: Es kamen im Hafen von Rio 25,845 Einwanderer an, von denen nur 1352 von der Regierung Reisezuschuss erhielten, d. h. für

Rechnung subventionirter Unternehmer kamen. Den Nationalitäten nach waren es:

Italiener	10,562
Portugiesen	9,269
Spanier	3,738
Deutsche	1,538
Franzosen	249
Engländer	239
Oesterreicher	57
Andere Nationalitäten	193
	25,845

Von diesen Leuten gingen nach:

S. Paulo	9,713
Rio de Janeiro (Provinz)	4,213
Rio Grande do Sul	3,549
Minas Geraes	1,450
Santa Catharina	539
Paraná	333
Espirito Santo	221
Bahia	86
Pernambuco	24
Pará	22
Parahyba	10
Maranhão	4
Total	20,124

Die Uebrigen sind wahrscheinlich in Rio geblieben. Im ersten Semester (Januar bis Ende Juni) dieses Jahres kamen 14,225 Einwanderer an, die folgenden Nationalitäten angehörten:

Portugiesen	6,320
Italiener	4,997
Spanier	1,973
Deutsche	667
Engländer	97
Franzosen	56
Schweizer	43
Andere Nationalitäten	72
	14,225

Davon gingen nach:

S. Paulo	2,725
Rio Grande do Sul	2,352
Minas	602
Santa Catharina	471
Rio de Janeiro (Provinz)	346
Espirito Santo	283
Paraná	154
Bahia	18
Pernambuco	10
Pará	4
Alagôas	2
	6,967

Die Uebrigen blieben in Rio oder ihr Schicksal ist unbekannt. Die nach obigen Provinzen gegangenen Einwanderer vertheilen sich der Nationalität nach wie folgt:

Italiener	4,183
Portugiesen	1,383
Spanier	682
Deutsche	678
Oesterreicher	35
Franzosen	6
	6,967

Aus obigen Angaben erhellt, dass die italienische Einwanderung (für die Provinzen) noch immer die Mehrzahl von Colonisten liefert, während Deutsche im Durchschnitt nicht mehr als 1.200 pro Jahr ankommen, ein sehr geringer Procentsatz der deutschen Auswanderung. Uebrigens beweisen obige Daten, dass ich Recht hatte, als ich im April dieses Jahres erklärte, dass die Einrichtung des Empfangshauses auf der Ilha das Flores ein grosser Vortheil für Rio Grande sei, da durch die Internation der Colonisten in S. Paulo, Minas und Provinz Rio im vorhergehenden Jahre der Provinz ein grosser Theil der für sie bestimmten Einwanderer entzogen worden sei. Effektiverweise blieben im Jahre 1882, wo die Einwanderer in besagten Provinzen internirt wurden, in S. Paulo 9,713, Provinz Rio 4,223, Minas 1,450 und nach Rio Grande kamen nur 3,549, trotz-

dem der grösste Theil obiger Einwanderer von Hause aus für Rio Grande bestimmt war. Im ersten Semester dieses Jahres, nach der Anlage des Etablissements auf der Ilha das Flores, schlugen die Verhältnisse um: Während im Jahre 1882 im Ganzen 15,386 Einwanderer in den drei Internations-Provinzen blieben und nur 3,549 nach Rio Grande gingen, sind in dem ersten Semester dieses Jahres nur 2,725 nach S. Paulo, 602 nach Minas und gar nur 346 nach Provinz Rio gegangen, im Ganzen also 4,673 nach den drei Provinzen, während 2,352, also die Hälfte nach Rio Grande gingen und wir im vorigen Jahre nur den fünften Theil bekamen. Bleibt das Einwanderer-Depositum auf der Ilha das Flores, so ist anzunehmen, dass Rio Grande in Zukunft wieder mindestens die Hälfte aller ankommenden Colonisten bekommen wird. Mit S. Paulo und Minas müssen wir, seit der Internations-Geschichte, rechnen; diese Conkurrenz ist nicht mehr zu beseitigen, denn beide Provinzen bieten dem Einwanderer trotz ihres heisseren Klimas gute Chancen, und die Fazendeiros (Grossgrundbesitzer) kommen immer mehr zur Ueberzeugung, dass Colonisation die Zukunft des Landes ist und dass der kleine Ackerbau den grossen verdrängen muss, damit das Land wirklich reich und mächtig werde. Neulich noch suchte mich unser früherer Präsident Homem de Mello (der vor Kurzem noch Minister des Innern war) auf, um mich über seine Idee zu Rathe zu ziehen, seine Kaffee-Fazenda (Landgut) zu parzelliren und mit Colonisten zu besetzen. Und so wie er, denken Hunderte von Fazendeiros in S. Paulo und in Minas, so dass sie also Alles aufbieten werden, um einen Theil der Einwanderung an sich zu ziehen. Trotzdem aber wird Rio Grande seine grössere Anziehungskraft bewahren, schon weil der grösste Theil der älteren deutschen und italienischen Einwanderer dort etablirt ist, wenn nicht wieder ein unsinniges Internationssystem in Angriff genommen wird.

Espirito Santo und Santa Catharina halten sich im alten Masse; Santa Catharina empfängt durchschnittlich 600 bis 700 Einwanderer pro Jahr, Espirito Santo ca. 300. Im ersten Semester dieses Jahres haben sich also die

Einwanderungsverhältnisse nicht ungünstig für unsere Provinz gestellt; wir haben 2,352 Einwanderer bekommen, was auf eine Einwanderung von ca. 5000 Seelen pro Jahr rechnen lässt, — nicht viel, aber immerhin etwas und jedenfalls mehr, als im vorigen Jahre, wo wir nur 3,549 Einwanderer bekamen, und Das zu einer Zeit, wo die Einwanderung überhaupt stärker war, als in diesem Jahre, denn die italienische Einwanderung ist etwas im Rückgang, da 1882 im Ganzen 10,562 Italiener, im ersten Semester dieses Jahres aber nur 4,997 Einwanderer kamen. Freilich constatiren wir in der deutschen Einwanderung ebenfalls eine kleine Abnahme, denn 1882 kamen pro Semester 769 Einwanderer und im ersten Semester dieses Jahres nur 667, also ca. 100 weniger. Da wollen wir nun eben nachhelfen und den Anstrengungen des Centralvereins in Deutschland eine Stütze bieten durch Gründung einer grossen Einwanderungs-Gesellschaft in Rio, die die Propaganda im Lande in die Hand nehmen soll. Dass Brasilien jährlich nicht mehr als 1,200 deutsche Einwanderer bekommt von den Hunderttausenden, die jährlich über den Ozean ziehen, ist allerdings schlimm genug; bekämen wir nur 20,000 deutsche Einwanderer pro Jahr, neben 20,000 Italienern, so würde dem Lande bald geholfen sein. Das begreift jeder denkende Mensch, der überlegt, dass in der Provinz Rio Grande seit 1824 überhaupt nur ca. 20,000 Deutsche eingewandert sind. Und welchen Reichthum dankt die Provinz diesen 20,000 Einwanderern, welchen Aufschwung in Ackerbau, Industrie und Handel! Wenn 20,000 Deutsche, die in 60 Jahren in Rio Grande eingewandert sind, einen solchen Umschwung hervorbringen und Rio Grande zu einer der reichsten und fortschrittlichsten Provinzen des Reiches machen konnten, wie würde es sein, wenn wir jährlich 20,000 deutsche Einwanderer bekämen! Und anderntheils: wenn ein eingewanderter Stamm von 20,000 Deutschen dem deutschen Handel und Export in Rio Grande einen Markt geschaffen hat, der Deutschland jährlich für viele Millionen Mark Waaren abnimmt, — wie ungemein bedeutend würde Rio Grande und Brasilien überhaupt für den deutschen Export

werden, wenn wir jährlich 20,000 Einwanderer bekämen, die jetzt nach den States gehen, wo sie keine deutschen Waaren consumiren? Ja, hüben wie drüben wird stark gesündigt in Sachen der Ein- und Auswanderung . . .

Rio, 26. September 1883.

72.

Endlich bin ich in der Oper gewesen und habe — zum ersten Male in meinem Leben — „Lohengrin“ gehört. Wenn man nicht mit Glücksgütern gesegnet ist und seine Ausgaben eng bemessen muss, wie ich, so ist es nicht leicht, die italienische Oper zu besuchen. Die Logen kosten 40$000 Rs. (M. 80), und der Luxus, den die Damen treiben, ist geradezu unerhört für ein Theater. Wir sind also auch in die Sperrsitze (Verandas) gegangen, wo jeder Sitz 8 Milreis (M. 16) kostet, was auch noch theuer genug ist. Der Eindruck, den das grosse kaiserliche Theater (in dem im Nothfall 6000 Menschen Platz finden) an einem Opern-Abend macht, ist ein äusserst glänzender, und der Fremde, der bei seiner Ankunft glaubte, in ein halbwildes Land zu kommen, wird sicherlich sehr verwundert sein, hier ein Theater zu finden, welches in keiner europäischen Hauptstadt deplacirt wäre. In den Logen Damen in Gala-Kleidung, decolletirt und mit blossen Armen, Brillanten, die in dunklen Haaren blitzen, Ueberfluss an Sammet und Seide, Herren in glänzenden Uniformen oder im Frack, mit Orden auf der Brust, das Parterre besetzt von einem äusserst eleganten Publikum, die kaiserliche Familie mit ihren Hofdamen und Kammerherren in ihrer grossen Loge, die strahlende Beleuchtung, das gewaltige Orchester, die grosse Bühne und eine Gesellschaft, die dieses Jahr allerdings nicht ersten Ranges ist, um die aber gar manche europäische Hauptstadt immerhin noch Rio beneiden kann, — das Alles zusammen macht einen grossartigen Eindruck,

und man fühlt so recht, dass wir hierzulande eigentlich keine Wilden mehr sind. Die Gesellschaft ist, wie gesagt, in diesem Jahre nicht so gut, als die vorhergehenden. Cardinali hat eine umfangreiche Stimme, ist aber Anfänger und spielt schlecht; er bleibt mithin weit hinter Tamagno zurück, der unser Publikum hier sehr verwöhnt hat. Ferry ist eine Sängerin zweiten Ranges mit wenig Schule; sie steht unbedingt hinter unserer bekannten Theresina Singer zurück. Scarlati, die Altistin, ist ebenfalls nur zweiten Ranges, trotzdem wir noch nichts Aehnliches gehabt haben. Der Baryton und der Bass sind Beide vortrefflich und können getrost auf einem Theater ersten Ranges auftreten; die Chöre sind abscheulich, das Orchester ist gut, der Dirigent desselben (Bassi) ein Genie, Dekorationen sind sehr hübsch, Kostüme splendid, das ganze mise en scène grossartiger, als man glauben sollte und das Ensemble vortrefflich. Das also ist die Gesellschaft, die Rio nicht recht hat erwärmen können, weil man zu sehr verwöhnt war, die aber unbedingt eine gute ist und auf jedem europäischen Theater (mit Ausnahme der Skala, des Drury-Lane, des Petersburger Theaters, der Pariser Oper und des Berliner Opernhauses) applaudirt werden würde.

Doch nun zum Lohengrin: Viele meiner Leser wissen, dass mir jede Detailkenntniss, ja ich möchte sagen das Detailgefühl in der Musik abgeht; ich empfange nur den Total-Eindruck und verstehe wenig von Melodien; daran mag es auch liegen, dass mir das Verständniss für die an Melodien überreiche italienische Musik abgeht, die mich regulär am Ende des zweiten Aktes in den Schlaf lullt. Nun, ich habe im „Lohengrin" nicht geschlafen, ich bin im Gegentheil ganz Ohr gewesen, und wenn ich die Augen hie und da schloss, so war es nur, um das herrliche Musikgemälde ungestörter in mich aufnehmen, die Handlung in der Musik um so besser begleiten zu können. Mich hat Wagner im Sturm erobert; ich habe nie eine Oper gehört, die ich so gut verstanden habe, die mich so sehr entzückt hat. Ich kenne „D. Juan", „Robert", „Die Hugenotten", „Freischütz", „Fidelio", — aber keine dieser Opern hat

mich so vollständig erobert, wie „Lohengrin“. Schon die Ouverture ist hinreissend schön; sie ist die Miniatur-Copie der Oper; in schmelzendem Violin-Adagio beginnt sie, und in fortwährendem Crescendo steigt sie bis auf die Höhe der gewaltigsten Heftigkeit, um dann wieder abzufallen und im zartesten Pianissimo zu verklingen. Ebenso die Oper selbst: Am Ufer der Schelde sieht die arme Elsa den übernatürlichen Retter erscheinen, der Licht und Freude für einige Stunden in ihr Leben wirft, um am Schluss wieder zu verschwinden, nachdem in der Zwischenzeit Alles, was Leidenschaft, Liebe, Hass und Intrigue heisst, die Affekte aufs Höchste gesteigert und gespannt haben. Im ersten Akt wird das Erscheinen Elsa's in hochpoetischer Musik annoncirt. Der Abschied Lohengrin's vom Schwan ist wunderschön, und Cardinali sang ihn gut; der Choral am Schluss ist wahrhaft imponirend. Das Duett zwischen Baryton und Contre-Alt (Telramund und Ortrud) ist in der italienischen Partitur stark beschnitten, die Musik ist aber herrlich und gibt sozusagen jede Nuance des Hasses, des Neides und der Hoffnungslosigkeit wieder. Dann erscheint Elsa, und ein Meer von Poesie ergiesst sich über die Zuhörer. Das Duett zwischen Elsa und Ortrud ist lang, aber wunderschön, und das unisono des Finale ist eine der glücklichsten Conceptionen, die es jemals in der Musik gegeben hat. Immer und immer aber liest der Hörer die Affektionen der handelnden Personen mit bewundernswürdiger Klarheit in der vorbereitenden und begleitenden Musik, es ist eben ein wahres Musikgemälde. Und herrlicher kann man wahrlich nicht in Tönen malen, als es Wagner in der nun folgenden Scene des Tagesgrauens gethan hat; Schalmeyen begrüssen den kommenden Tag, Trompetenfanfaren antworten darauf; das Schloss belebt sich, die Festtagsstimmung tritt immer deutlicher hervor, und der Hochzeitszug setzt sich in Bewegung. Der getragene, ernste Marsch ist ein Meisterstück, welches vielleicht unerreicht dasteht; ich wenigstens habe nie Aehnliches gehört. Und nun gibt die Musik die steigenden Affekte wieder, bis der Aufruhr aller Gefühle zur höchsten Vehemenz entwickelt in dem

schrillen Misston des Fluches der Enkelin der Normannen-Könige gegen Elsa abbricht. Hiermit bildet den reizendsten Contrast der Uebergang zur Freude, zu den zartesten Liebesaffekten beim Eintritt des Schwanenritters, und das Duett zwischen Lohengrin und Elsa ist eine wahre Liebes-Melopea inmitten des Aufruhrs, der das Volk beherrscht und in den tiefen Lagen des Orchesters wiederklingt. Dann legt sich der Aufruhr, es wird still, und abermals erschallen die getragenen Töne eines herrlichen Marsches, unter dem der Zug im Münster verschwindet. Wenn Das kein Ton-Gemälde ist, dann weiss ich nicht mehr, was Malerei und Tonkunst ist! Einen lieblichen Contrast mit dem getragenen, hochreligiösen und am Schluss fast mystischen Marsche des Hochzeitszuges bildet der Festmarsch bei Beginn des dritten Aktes, und das darauf folgende lange Duett zwischen Lohengrin und Elsa in der Brautkammer ist abermals eines solcher Ton-Gemälde, wie ich bisher noch nicht kannte. Nichts Lieblicheres, Schmelzenderes, als der erste Theil, die Liebesscene; dann steigern sich die Affekte wieder bei Elsa's steigender Neugier; Lohengrin's Trauer ist mit überzeugender Treue wiedergegeben, und der Aufruhr aller Gefühle bis zum tragischen Ende Telramunds lässt das Herz in der Brust erbeben, so gewaltig sind die Orchester-Affekte. Die Schlussscene führt uns wieder zurück zum Ufer der Schelde; die melodische Idee des ersten Aktes kehrt wieder; die Leidenschaften erlöschen, ein mystischer Ton beherrscht die Musik wieder; Lohengrin scheidet und Elsa's unendlicher Schmerz verklingt in einem tief traurigen Pianissimo . . . . Ja, es ist herrlich, wunderbar schön dieses Ton-Gemälde, in dem die Musik die Dichtung pari passu begleitet, und alle mir bekannte Musik hat nichts Aehnliches aufzuweisen. Ein Blinder, der nur die Musik hört, kann die Handlung begleiten, so genau gibt jene jeden Affekt wieder, so treffend zeichnen die Töne jedes Gefühl. Mag Wagner noch so viel Gegner haben, — mag eine unvernünftige Kritik ihn in den Schmutz ziehen, sagen, seine Musik sei überhaupt gar keine Musik, weil sie in grossen, kühnen Strichen malt und nicht in Melodien-

geklimper macht, — — ich gestehe offen und frei, dass ich keine Musik kenne, die der Wagner's gleichkommt, und die gestrige Nacht war eine der genussreichsten meines Lebens. Wenn ich, der bekanntlich nicht Musikverständige, so entzückt bin von „Lohengrin", wie wird es da anderen Leuten gehen, die Musikverständniss haben? Oder sollte mein Urtheil eine Folge meines musikalischen Unverstandes sein? Möglich ist es, dann will ich aber mein Leben lang unverständig bleiben und jede Woche eine Wagner'sche Oper hören.

Rio, 27. September 1883.

73.

Gestern war das grosse Jahres-Concert des Clubs Beethoven, zu dessen socio visitante ich gewählt wurde. Der Club Beethoven besteht erst seit zwei Jahren und cultivirt ausschliesslich klassische (deutsche) Musik; so klassisch ist er, dass nur einmal im Jahre dem schönern Theile des Menschengeschlechts Zutritt zu seinen Concerten gestattet wird, denn den Monats-Concerten wohnen nur Herren bei. Das grosse Jahres-Concert ist denn auch ein wahres Evénement. Es findet im grossen Saale des Casino Fluminense statt, dem schönsten, grössten und luxuriösesten Saale Südamerikas, und die Elite der ganzen Rio-Gesellschaft disputirt sich dann die Ehre einer Einladung. An jenem Abend vereinigt das Casino in seinen Räumen Alles, was Rio an Reichthum, Verdienst, Distinktion und Schönheit besitzt, und mehr als 2000 Personen füllen die glänzenden Räume des grossen Gebäudes. Es war gegen 8 Uhr, als wir vor dem Portal des in glänzender Illumination strahlenden Gebäudes am Passeio Publico vorfuhren, nachdem wir circa 20 Minuten Queue gemacht hatten in der endlosen Reihe von Wagen, die sich nach und nach ihres eleganten Inhaltes an dem Hauptportal entluden. Vestibul,

Treppen und Vorsäle waren mit Palmen, Orchideen etc. in Kübeln geschmückt; eine Commission von 36 Herren (zu der auch die Herren Dr. Carl Koth, August Wegelien, Viktor Firgau und Wilhelm Fischer gehörten und in der das high-life von Rio in vollem Masse vertreten war) empfing die Damen und leitete sie die breite Treppe hinauf in die Toilette. Das Casino bot ein zauberhaftes Bild. Sein grosser Saal (der grösste Rio's) ist sehr hoch und äusserst stylvoll; eine Reihe von Säulen, die sich um denselben zieht, trägt eine Gallerie, die an jenem Abend ebenso wie der ganze gewaltige Raum mit Zuhörern besetzt war. Die Ornamentirung ist die reichste, die man sich denken kann: schwere Damastdraperien mit Goldfransen, Vergoldungen überall, herrliche Kronleuchter mit 200 Gasflammen, gewaltige Spiegel, die das Bild des Saales verzehnfachen, — Alles ist da grossartig, luxuriös und stylvoll. An den grossen Saal schliesst sich ein anderer, der mit Blattpflanzen geschmückt ist und Sophas und Causeuses in Fülle bietet. Hier herrscht eine frischere Luft, und man ruht sich aus von den 30° R. im Saale. Neben diesem grossen Gelasse sind zwei offene Verandas, wo man unter Palmen und Uranien seine Cigarre in freier Luft rauchen kann. Die Buffetzimmer sind ebenfalls geräumig, und dass der Wirth der „Germania" die Oekonomie übernommen hatte, war eine sehr angenehme Sache, da man auf diese Weise Sandwichs und kühles Culmbacher bekommen konnte, zwei Dinge, die in hohem Massstabe zum angenehmen Verlaufe eines solchen Abends beitragen. Im grossen Saale blitzten schwarze Augen, und Diamanten strahlten in buntem Farbenspiel; mehr als 1000 Damen füllten den gewaltigen Raum, und was da an Schmuck, Toilette und Blossstellung von Reizen geleistet wurde, entgeht jeder Beschreibung. Aber es war ein herrliches, farbenprächtiges Bild und — es gibt sehr schöne Frauen und Mädchen in Rio. Das habe ich erst im Casino gesehen, wo sich allerdings die Haute-Volée der ganzen hiesigen Welt zusammenfand. Glänzende Uniformen, strahlende Orden und viele Hunderte von Herren in grosser Gala gaben dem

Bilde noch mehr Relief. Der Kaiser und seine ganze Familie waren anwesend und sassen mitten im Publikum, wo sich die Herrschaften in leutseligster Weise mit ihren Bekannten unterhielten. Ich hatte meine Familie im Saale placirt, zog es aber vor, mich selbst draussen, im kühlern Vorsaale niederzulassen, wo man die Musik ebenso gut hört, 10° Hitze weniger und ein Glas Bier mehr hatte. Und wie ich, dachte der grösste Theil der Fremden, unter denen fast alle Herren vom deutschen Handel vertreten waren, die die Gesellschaft „Germania" bilden. Unter Deutschen wie unter Brasilianern fehlte es mir mithin nicht an Bekannten, und der Abend liess sich vortrefflich an.

Doch nun zum Concert selbst: Leiter dieser Concerte ist eigentlich Herr R. J. Kiesmann-Benjamin; in seiner momentanen Abwesenheit hatte aber Herr Paul Faulhaber die Leitung übernommen. Die ausübenden Kräfte bestanden aus den Solisten Mad. Ferni (Primadonna bei Ferrari), Max Krutisch (Baryton, Deutscher), Otto Beck (Violinist) und Arthur Napoleão (Pianist), sowie aus dem Quartett des Vereins (Otto Beck, Felix, Bernardelli, L. Gravenstein und J. Cerrone) und aus dem Orchester, welches unter der brillanten Leitung des Ritters N. Bassi (Dirigent bei Ferrari) gebildet wurde, aus 12 ersten Geigen, aus 10 zweiten dito, 6 Violas, 6 Violoncellos, 6 Contrebässen, 2 Harfen, 2 Flöten, 1 Picciolo, 2 Oboen, 4 Hörnern, 2 Clarinetten, 2 Fagots, 3 Pistons, 3 Trambones, 1 Ophikleide, 2 Becken, 1 Bumbo, 1 Trommel, 1 Cymbal und 1 Triangel, — also gewiss Kräfte genug, um der Musik Nachhall zu geben.

Das Concert begann mit der herrlichen Ouverture der „Zauberflöte", die brillant ausgeführt wurde, und selbst auf mein gegen Musik verhärtetes Gemüth machten die Klänge der Mozart'schen Ouverture tiefen Eindruck. Hierauf sang Herr Max Krutisch mit herrlicher Stimme, aber wenig Schule, die grosse Arie des „Hans Heiling" (von Marschner), mit Orchesterbegleitung. Seine Stimme ist sehr schön, doch schien er nicht gut geübt zu haben, da verschiedene Dissonanzen zum Vorschein kamen. Hierauf

folgte das Quartett Nr. 6 (op. 18) von Beethoven, welches von den Herren Beck, Bernardelli, Gravenstein und Cerrone mit zwei Violinen, einer Viola und einem Violoncell in glänzender und tadelloser Weise vorgetragen wurde. Die Primadonna Ferni sang nun mit ihrer lieblichen Stimme und mit grosser Kunst eine Arie aus der Oper „Gioconda" von Panchielli und wurde natürlich in lebhaftester Weise applaudirt. Mit dem 5. Concert von Beethoven (op. 73), für Piano mit Orchesterbegleitung, ausgeführt von Arthur Napoleão, dem ehemaligen „Wunderkinde", schloss der erste Theil, und die Insassen des Saales strömten in die Nebenzimmer, um freie Luft und Gefrorenes zu schnappen, während deutsche Kehlen sich am Biere labten. Nach 20 Minuten begann der zweite Theil, die grosse Symphonie Nr. 7 (in G) von Beethoven, die in vier Abtheilungen $1^1/_4$ Stunde dauerte; herrliche Musik, correkte Ausführung, aber — fünf Viertelstunden bei 30^0 Hitze . . . Das ist schon nicht mehr klassisch, sondern etwas mehr. Im Uebrigen wurde das herrliche Musikstück trefflich gespielt und von Allen applaudirt, die nicht ganz in Schweiss aufgegangen waren. Der dritte Theil begann gegen 11 Uhr mit der Ouverture des „Sommernachtstraumes" (von Mendelssohn), und wurde sehr gut ausgeführt. Die schöne Musik fand allgemeinen Anklang. Dann folgte ein Andante von Rode, ein Violin-Concert von Bruch mit Orchesterbegleitung, und schliesslich der Sylphiden-Walzer und der ungarische Marsch von Berlioz, womit das reichhaltige Concert schloss.

Ich muss gestehen, dass es ein herrlicher Abend war, ein Abend, an dem man so recht einmal die Luft der grossen Welt athmen konnte, und dem es nicht fehlte an Genüssen aller Art. Der Club „Beethoven" macht Alles en grand Seigneur; seine Einladungskarten sind auf Porcellain-Papier gedruckt, mit Goldschnitt und dem Portrait Beethovens versehen; das Programm ist ein circa 70 Seiten starkes Buch, welches die Liste der 600 Mitglieder des Clubs, eine Biographie Beethovens und eine gründliche Besprechung der verschiedenen Musikstücke des Programmes,

sowie die Motive derselben in Noten enthält, ganz nach dem System der grossen englischen Concerte. Mich interessirte es besonders, den jungen, sehr bedeutenden deutschen Geigenspieler Otto Beck kennen zu lernen, den das Leipziger Conservatorium dem Club „Beethoven" gesandt hat, und der wirklich ausgezeichnet spielt. Er versprach mir, uns einmal in Porto Alegre zu besuchen, wozu ich der Philharmonica jetzt schon Glück wünsche, dem Beck ist ein grosses Talent und ein liebenswürdiger Mensch.

Rio, 7. Oktober 1883.

74.

Ich habe schon früher bemerkt, dass mein alter Freund Dr. Blumenau, Herr Gruber und ich, da wir uns zufällig hier in Rio zusammenfanden, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollten, ohne eine letzte Anstrengung zu machen, im Lande selbst ein grösseres Interesse für die Einwanderung zu wecken und den Bestrebungen des Centralvereins diesseitige Unterstützung zutheil werden zu lassen. Wir machten uns bei unseren verschiedenen Besprechungen der Angelegenheit durchaus keine Illusionen über die Möglichkeit, ja sogar Wahrscheinlichkeit, dass die ganze Geschichte sich zu einem todtgebornen Kinde glaubensseliger Menschen entwickeln könne, aber — es schien uns Pflicht zu sein, eine letzte Anstrengung zu machen, und so haben wir es denn gewagt, möge der Erfolg sein, welcher er wolle. Die von uns einberufene Versammlung, deren provisorische Leitung ich übernehmen werde, findet am Sonntag, den 14. um 11 Uhr Morgens in dem grossen Saale des Lyceo de Artes e Officios statt, den uns Commendador Bittencourt e Silva, Direktor des Lyceo, in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt hat. Der Wortlaut des von uns erlassenen Cirkularschreibens an alle Minister, Staatsräthe, Senatoren, Deputirte, hohe Beamte, Journalisten,

Kapitalisten, Kaufleute etc., sowie an die verschiedenen Gesellschaften, die ähnliche Zwecke verfolgen, ist folgender:

Excellenz!

Die Krisis der Arbeitskräfte, die das Land aus nächster Nähe bedroht, und die unleugbare Wahrheit, dass der grosse Ackerbau dem System des kleinen Grundeigenthums wird weichen müssen, welches durch die Allgemeinheit der Produktion alle in unserm fruchtbaren Boden ruhenden Schätze ausbeuten wird, bilden den Grund dafür, dass alle Blicke sich ängstlich der Einwanderung zuwenden, welcher die grosse nordamerikanische Union den kolossalen Fortschritt zu danken hat, der die Welt in Verwunderung setzt. Und so sehr ist Dieses wahr, dass die legislative Gewalt, nachdem sie den naturalisirten und den akatholischen Bürger mit dem eingebornen gleichgestellt hat, ihre Aufmerksamkeit der grossen Naturalisation und der Einführung der Civilehe zuwendet, zwei Hauptbedingungen für die Bildung eines Stromes spontaner Auswanderung nach Brasilien. Doch die legislative Handlung genügt nicht; es ist nöthig, dass ausser ihr auch Propaganda sowohl in Europa, wie in Brasilien gemacht werde. So hat es der löbliche Centralverein für Handelsgeographie aufgefasst, der mit Hilfe seiner Zweigvereine im Kaiserreiche seit Jahren eine weitgreifende Propaganda zu Gunsten Brasiliens ins Werk gesetzt hat, — eine Propaganda, die schon günstige Resultate erreicht hat, da sich von jener gewaltigen Brutstätte der Auswanderung sympathische Blicke nach Brasilien wenden. Es ist an der Zeit, dass diese folgenreiche Propaganda auch brasilianischerseits und zwar hauptsächlich in dieser Stadt, in der sich das amtliche Leben Brasiliens concentrirt, durch Privat-Initiative Hilfe und Unterstützung finde, denn die fremde Gesellschaft, die so viel für uns gethan hat, muss es mit Recht seltsam finden, dass Brasilien ihren Anstrengungen mit fast absoluter Gleichgiltigkeit gegenübersteht.

Es ist die Erkenntniss dieser Wahrheit, die die Unterzeichneten, welche seit langen Jahren in der deut-

schen Presse für Brasilien gekämpft haben, zu der Ueberzeugung bringt, dass irgend etwas in dieser Richtung geschehen muss, widrigenfalls Entmuthigung Derjenigen eintreten wird, die unsere Sache in Deutschland vertreten haben, von wo unsere ersten und zahlreichsten Colonisten gekommen sind, denen die Provinzen von Rio Grande do Sul und Santa Catharina ihren gegenwärtigen Fortschritt danken. Die Endesunterzeichneten, deren Competenz zur Initiative, die sie ergreifen, nur in ihrer rastlosen Arbeit vieler Jahre für deutsche Auswanderung nach Brasilien liegt, sind nicht so anspruchsvoll, irgend einen Plan oder eine im Voraus fixirte Idee vorzulegen; ihr Wunsch ist nur, dass diejenigen der brasilianischen Staatsmänner, Journalisten und Kapitalisten zusammentreten, die dem Gegenstand die nöthige Wichtigkeit beilegen, um denselben zu berathen und den Beschluss zu fassen, der der Versammlung passend scheinen wird. In dieser Absicht bitten die Unterzeichneten Ew. Excellenz, Sonntag, den 14. d. M. um 11 Uhr Morgens im Saale des Imperial Lyceo de Artes e Officios zu erscheinen. Indem sie auf die anerkannte Vaterlandsliebe Ew. Excellenz, sowie auf das Interesse vertrauen, mit dem Ew. Excellenz die Einwanderungsfrage betrachtet, hoffen die Unterzeichneten, dass Ew. Excellenz nicht unterlassen wird, der projektirten Versammlung die Hilfe Ihrer Erfahrung und grossen Intelligenz zu gewähren.

Gott beschütze Ew. Excellenz.

Rio de Janeiro, Oktober 1883.

Dr. Hermann Blumenau.
C. v. Koseritz.
H. A. Gruber.

Dieses Cirkular, welches unsere Absicht von vornherein klar legt, ist nun heute an alle Minister, Staatsmänner, Mitglieder des Parlaments, Redacteure täglicher und periodischer Blätter, Kaufleute und Kapitalisten, ohne Berücksichtigung ihrer eventuellen Parteistellung oder Nationalität, gesandt worden, und es bleibt abzuwarten, ob wir die nöthige Conkurrenz haben werden. Ich werde die Ver-

sammlung dann provisorisch eröffnen und im Namen meiner Genossen unsere Absicht klar legen, das heisst: die im Cirkular hingeworfenen Grundzüge in correkten Strichen weiter ausführen. Sobald dieses geschehen, werde ich die Versammlung ersuchen, ein Bureau zu ernennen, und falls wir aufgefordert werden sollten, irgend einen Plan vorzulegen, werde ich den zwischen uns combinirten entwickeln. Unserer Idee nach soll sich eine grosse Einwanderungsgesellschaft, womöglich mit Tausenden von Mitgliedern bilden, die es auf sich nehmen soll, im Lande selbst Propaganda für die Einwanderung zu machen, d. h. bestehende Vorurtheile zu bekämpfen und den nöthigen Druck auf Kammern und Regierung auszuüben, damit die absolut nöthigen Massregeln genommen werden. Die Herausgabe eines Blattes, die Bildung von Nachweis-Bureaus, die systematische Betretung des Petitionsweges etc. würden selbstverständliche Folgen der Bildung der Gesellschaft sein. Ob das Centro da Lavoura e do Commercio trotz seiner Beziehungen zum Berliner Centralverein eine sympathische Haltung einnehmen wird, ist noch sehr zweifelhaft, denn im Grunde sind es widerstreitende Interessen, die die beiden Gesellschaften beherrschen. Wir wollen Einwanderer, um kleine Grundbesitzer aus ihnen zu machen und auf diese Weise die Produktion zu vervielfältigen; das Centro vertritt aber die Interessen der Kaffee-Pflanzer und des dazu gehörigen Handels und muss vor Allem Arbeitskräfte für den Grossgrundbesitz wünschen. So liegt also ein entschiedener Widerspruch zwischen den beiden Richtungen, und trotzdem ist ein Ausgleich möglich, denn jeder einsichtsvolle Pflanzer muss begreifen, dass die Zeit gekommen ist, in der eine theilweise Parzellirung des grossen Grundeigenthums zur Nothwendigkeit wird. Möge also der grosse Pflanzer das mit Kaffee bebaute Land und so viel anderes Land, als zur Ernährung seiner Arbeiter nöthig ist, reserviren, den Rest aber parzelliren und an Colonisten abgeben, die dort pflanzen können, was ihnen beliebt. In Rio, Minas und S. Paulo findet der europäische Colonist noch sehr gute Existenz-Bedingungen; er wird hier natürlich in erster

Reihe Kaffee pflanzen, wie alle Welt, aber auf eigene Rechnung und dabei ein gutes Fortkommen finden. Sagte mir doch der Commendador Vergueiro noch jüngst in der „Germania", er habe dem Prinzen Heinrich deutsche Colonisten (von Ibicaba) vorgeführt, die jährlich 3000—4000 Arrobas Kaffee ernteten, also Leute, die ein Jahreseinkommen von 15—20 Contos de Reis (30—40,000 Mark) und mehr haben! So kann also der landwirthschaftliche Grossbetrieb neben dem kleinen Grundbesitz fortbestehen, und beide können recht gut Hand in Hand gehen.

Rio, 10. Oktober 1883.

75.

Trotzdem der heutige Tag — der dreizehnte — als übles Omen betrachtet wird, habe ich den „Muth" gehabt, dem Schicksale zu trotzen und auf Wegen, die drei Tage Regen bodenlos gemacht hatten, von Santa Theresia nach S. Christovão zu fahren, um Sr. Majestät dem Kaiser wieder einmal die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Meine älteste Tochter begleitete mich, um Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin Exemplare der von ihr gefertigten und soeben im Druck erschienenen portugiesischen Uebesetzung des Requiems unseres grossen Poeten Dranmor (Ferd. Schmid) zu überreichen. Es regnete, und die Audienz war dieses Mal schwächer als gewöhnlich besucht. Gerade vor mir prangte im Buche, in dem die Besucher ihren Namen zeichnen, die etwas klotzige Handschrift des Obá II., principe soberano d'Africa, der sich stets unter diesem Titel einträgt, wenngleich in den Listen, die der Presse zugehen, nur Alferes Galvão steht. Sonst waren an bekannten Persönlichkeiten nur der Oberstlieutenant Cunha Mattos (Lopez' langjähriger Gefangener, der mit Major von Versen in Paraguay in einem Loche gesessen hatte) und der chinesische Mandarin Tong-King-Sing und sein Secretär G. A.

Butley dort. Der Chinese, von dem ich noch sprechen werde, ist gekommen, um den Handel mit Mongolenfleisch in Gang zu bringen, und sein Sekretär ist ein kalifornischer Neger, der von Brillanten strotzt. Der Mandarin trug ein dunkles chinesisches Seidengewand und die eigenartige, dortzulande übliche Mütze mit dem blauen Mandarin-Knopf. Dass ihm der Zopf nach hinten hing, ist selbstverständlich, und zeigte derselbe eine recht anständige Länge, war auch sehr kunstreich geflochten. Ich kam um 6 Uhr in S. Christovão an, und kaum war ich mit meiner Tochter in die Gallerie getreten, als auch der Kaiser bereits erschien und mir entgegenkam. Der hohe Herr, der meine Tochter ja schon kannte, liess dieser gar keine Zeit, ihren kleinen Speech vom Stapel zu lassen, denn sobald er uns in leutseligster Weise begrüsst und das Buch in ihren Händen gesehen hatte, sagte er: „Ah, Sie bringen mir Ihre Uebersetzung!“, was bewies, dass er die bezüglichen Notizen in den Tagesblättern gesehen hatte. Meine Tochter übergab ihm den kleinen Band, und er kam sogleich auf das Requiem zu sprechen, sagte, dass Herr F. Schmidt ein grosses Talent und distinguirter Charakter sei, und dass er alle Dichtungen, auch das Requiem, in deutscher Sprache gelesen hätte. Er dankte meiner Tochter für das Bändchen und ich übergab ihm nun das Memorial des Herrn Adolf Voigt über seine Fabrik und das Schreiben desselben, mit dem er seine Sendung von Toilette-Seife begleitet hatte. Se. Majestät geruhte, sich über die Fabrik zu informiren und seine Freude über den Fortschritt der Industrie in Rio Grande auszusprechen. Den Kasten hatte ich am Morgen bereits im Hofmarschallsamt abgeben lassen. Ich bat hierauf um Erlaubniss, Ihre Majestät die Kaiserin zu begrüssen, und wir betraten die Gemächer der hohen Dame, die uns mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit empfing und die Gnade hatte, das ihr von meiner Tochter offerirte Buch in huldvollster Weise entgegenzunehmen. Als wir aus den Gemächern der Kaiserin traten, wartete bereits der bezopfte chinesische Abgesandte nebst seinem schwarzen Sekretär im Vorzimmer. Wir begaben uns durch die

Gallerie zurück, wo Se. Majestät uns nochmals in leutseligster Weise begrüsste, und bestiegen unsern Wagen, der uns unter strömendem Regen nach Santa Theresa zurückbrachte. Was nun den interessanten Chinesen betrifft, muss ich noch hinzufügen, dass er erst seit drei Tagen hier weilt, aber mit grossem Enthusiasmus von den Kaffee-Baronen empfangen wurde, so zwar, dass er schon am Abend seiner Ankunft einem Balle in den feenhaften Räumen des Palais Haritoff beiwohnte, mit dem Mad. Haritoff die Saison schloss. Dort, in jenen goldstrotzenden Sälen, in denen der mit Negerschweiss bezahlte Champagner in Strömen floss, und in denen die von Negerarbeit lebende Haute-Volée der hiesigen Gesellschaft ihren Luxus zur Schau trug, war der Mandarin natürlich der Held des Tages und wurde als eine Art von Messias betrachtet. Bringt er doch das so heiss ersehnte Surrogat für den schwarzen Sklaven, den gelben Leibeigenen, den der Fazendeiro, wenn nicht auf Lebenszeit, so doch auf eine Reihe von Jahren kaufen und als sein Eigenthum behandeln wird! Dort war der Chinese also gewiss ein gern gesehener und vielfach fêtirter Gast. Dass er nun gerade mit einem Schwarzen als Sekretär erscheinen musste, war eine Ironie des Schicksals, die wohl dazu angethan war, Sensation zu machen; denn jener stolzen Gesellschaft, die mit souveräner Verachtung auf die Schwarzen herabsieht, die als Lastthiere für sie arbeiten müssen, mochte es seltsam vorkommen, ein Mitglied jener verachteten Rasse in ihren goldschimmernden Sälen empfangen und — fêtiren zu müssen. Aber die grosse Welt versteht es ja, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; der Schwarze kann Einfluss ausüben auf den Handel mit Menschenfleisch, der eine neue Sorte Sklaven ins Land und ein neues Element ins Blut des Volkes bringen soll, und deshalb musste man ihn gut behandeln. Auch war er mit Brillanten bedeckt und zeigte die Umgangsformen eines wirklichen Gentlemans. Chinesen werden wir also wahrscheinlich bekommen, und damit tritt ein neues Element in unser nationales Leben. Als ich heute im kaiserlichen Schlosse den langen Zopf des Chinesen sah, kam mir un-

willkürlich der Gedanke, dass alle Anhänger der chinesischen Einwanderung von Rechtswegen Zöpfe tragen sollten, wodurch man sie leicht von anderen Menschenkindern unterscheiden könnte, was gewiss recht praktisch wäre. Und sie sind ja auch die Zopfleute Brasiliens, diese Kaffee-Barone, die in ihrer Unwissenheit und Genusssucht den Neger auspressen, wie eine Citrone, um ihn verhungern oder auf den Strassen betteln zu lassen, wenn er alt wird. Eine eigenthümliche Fügung ist es, dass die Ankunft dieses Sohnes des himmlischen Reiches gerade mit der von uns einberufenen Versammlung zusammenfällt, die sich mit der Bildung einer grossen Gesellschaft zur Heranziehung deutscher und italienischer Einwanderer beschäftigen soll. Wir erklären dem grossen Grundeigenthum, den Latifundien, den Krieg, um das System des kleinen Grundeigenthums durch Einführung von ackerbautreibenden Colonisten zum Sieg zu bringen; die Neger-Barone wollen ihr Schlaraffenleben weiterführen und angeln deshalb nach neuen Sklaven, aber von brauner Färbung im Gegensatz zu den früheren schwarzen. Unserer Initiative gegenüber hat sich die grosse Presse („Jornal do Commercio“ und „Gazeta de Noticias“) ablehnend verhalten, oder besser gesagt: sie suchte dieselbe todtzuschweigen, während sie den chinesischen Mandarin mit regem Interesse empfing und eingehend über ihn berichtete. Es ist übrigens anzuerkennen, dass die kleinere Presse („Gazeta da Tarde“, „Folha Nova“, „Brasil“ und „Diario do Brasil“) sich unserer Initiative freundlich zeigte und sie in sympathischer Weise besprach. Nun, wir werden ja sehen, wie die morgende Versammlung ausfällt.

Der „Corsario“, jenes berüchtigte Schimpfblatt, welches hier eine durchaus nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, existirt nicht mehr. Es war unklug genug, einige Offiziere des ersten Kavallerie-Regiments in ehrenrührigster Weise anzugreifen und die unmittelbare Folge war, dass einige 20 Offiziere des Regiments in die Druckerei drangen und sie kurz und klein schlugen. Der Eigenthümer musste entfliehen und ist heute noch verborgen, weil sein Leben

ernstlich bedroht ist. Das ganze Militär steht wie ein Mann und scheint fest entschlossen zu sein, den „Corsario“ auf immer zu unterdrücken. Die Sache hat keinen Eindruck aufs Publikum gemacht; die ewige Schimpferei hat alle ermüdet, und das Schicksal des „Corsario“ scheint besiegelt zu sein, wie einstens das der „Tribuna“ in Porto Alegre. Unter dem Militär herrscht noch einige Aufregung, und es haben Conflikte mit den Urbanos (Polizei) stattgefunden, doch werden die Wogen sich wohl wieder glätten.

Minister Maciel hat, da das Civilstandsregister nirgends zur Ausführung gekommen ist, verfügt, dass die statistischen Angaben über Geburten, Heirathen und Sterbefälle wieder von den Pfarrern (auch den protestantischen) einzusenden seien . . . So geht Alles in Brasilien; gute Gesetze werden nicht ausgeführt, und schliesslich kommt man wieder auf den alten Hammel zurück.

Rio, 13. Oktober 1883.

76.

Meine schlimmen Voraussetzungen sind nicht in Erfüllung gegangen: Die Sache der deutschen Einwanderung hat heute einen glänzenden Sieg errungen, und unsere Initiative ist vom schönsten Erfolge gekrönt worden. Am Morgen brachten „Jornal do Commercio“ und „Diario do Brasil“ zwei wichtige Leitartikel über den Gegenstand der heutigen Versammlung, und das letztere übertrug den Text unseres Cirkularschreibens. Um 11½ Uhr Vormittags war der grosse Saal Affonso Celso im Lyceo de Artes e Officios buchstäblich voll, so zwar, dass noch viele Leute in dem Corridor bleiben mussten, und unter den Anwesenden zählte man hervorragende Staatsmänner, Ex-Minister, Senatoren, General-Deputirte, Titulare, Vertreter der Presse und der Wissenschaft, Kapitalisten, Industrielle, Fasendeiros,

Kaufleute etc. Den grössten Theil der Herren kannte ich nicht von Person; von mir bekannten hervorragenden Persönlichkeiten waren da: Visconde de Barbacena, Senator und Ex-Minister Leão Velloso, Generaldeputirter Taunay, Baron von Guimarães, Commendador Bellegarde, Commendador Malvino dos Reis, Commendador André Rebouças, Commendador Nicolau Vergueiro, Ferd. Schmid, General-Consul F. Palm, Figueiró, Ph. Slaughter, Baron von Tautphöus, eine Commission der Geographischen Gesellschaft von Lissabon, Dr. Morgenthal, Dr. Ennes de Sousa, Dr. Sampaio und viele Andere. Als der Saal um $11^{1}/_{2}$ drückend voll war, eröffnete ich die Versammlung, indem ich in einer langen Rede die Gründe auseinandersetzte, die uns veranlasst hatten, die Versammlung einzuberufen. Ich wies nach, wie gross die Nothwendigkeit sei, handelnd einzugreifen, da uns einerseits die Sklavenbefreiung mit dem Untergang des bisherigen Ackerbausystems, andererseits aber nach Ankunft des chinesischen Abgesandten die Kuli-Einwanderung drohe, die das Land ruiniren würde, da sie nichts Anderes als eine neue Art von Sklaverei (temporäre statt lebenslängliche, gelber statt schwarzer) sei; ich wies nach, welche Vortheile jedem überseeischen Lande aus der europäischen und speciell aus der deutschen Einwanderung erwüchsen und citirte als massgebendes Beispiel die enorme Umwälzung, die ca. 22,000 deutsche Einwanderer in der Provinz Rio Grande angebahnt hätten; sodann tadelte ich in den schärfsten Ausdrücken die Gleichgiltigkeit der Regierung gegenüber den Bestrebungen des Berliner Centralvereins, sowie den Indifferentismus des hiesigen Publikums und speciell der massgebenden Kreise der Hauptstadt; ich bewies, dass die Verpflichtung vorliege, die Bestrebungen jener Gesellschaft energisch zu unterstützen und hinsichtlich der schlechten Vertretung der brasilianischen Interessen im Auslande eine Aenderung eintreten zu lassen; ich zeigte mit statistischen Angaben, wie die argentinische Republik uns bez. der Einwanderung den Rang abläuft, und wie sie in fünfzig Jahren die erste Macht Südamerikas sein wird, wenn wir fortfahren nichts zu thun; ich führte die Resul-

tate vor, die durch Gründung einer grossen Einwanderungs-Gesellschaft erreicht werden könnten; ich bewies ferner, dass es unsere Pflicht sei, die Bestrebungen des Berliner Centralvereins durch die Bildung einer solchen Gesellschaft zu sekundiren, und führte dann in allgemeinen Umrissen die eventuelle Organisation und Thätigkeit, sowie die wahrscheinlichen Erfolge einer solchen aus. Dem Anscheine nach war ich glücklich in der Wahl meiner Worte, denn ich wurde vielfach applaudirt, und es gelang mir, den Anwesenden hohes Interesse an der Sache einzuflössen. Ich schloss nun mit der Erklärung, dass unsere Competenz hier aufhöre, und dass ein definitives Präsidium der Versammlung zu bilden sei, wofür ich Visconde de Barbacena als Präsidenten und Dr. Taunay als Sekretär vorschlug, die dann auch durch allgemeine Acclamation gewählt wurden und den Vorsitz übernahmen. Der Vorsitzende, Visconde de Barbacena, erklärte nun, er stimme in jeder Hinsicht mit meinen Ansichten überein und sei der Meinung, dass eine Einwanderungs-Gesellschaft auf breitester Grundlage zu bilden sei. Die Debatte wurde vom Commendador Nicolau Vergueiro (Eigenthümer von Ibicaba) eröffnet, welcher erklärte, die Bildung einer solchen Gesellschaft scheine ihm nicht das richtige Mittel zur Herbeiziehung der Einwanderung zu sein; was nöthig, sei die Einführung der grossen Naturalisation, der Civilehe, Abschaffung der Staatsreligion etc. Das allein genüge, um die Einwanderung herbeizuziehen; die Intervention der Regierung sei immer schädlich; die Provinz S. Paulo beweise mit ihrem Erfolge, dass das Problem durch die Provinzen selbst gelöst werden könnte. Der alte Herr ist ein vortrefflicher Redner und ich sah, dass seine Worte Eindruck gemacht hatten, und dass unsere Idee in Gefahr war zu fallen. Ich ergriff also von Neuem das Wort und bewies in einer längeren, sehr warmen Rede, dass jene Reformen für uns Alle Hauptpunkte des Programmes seien, dass die Gesellschaft aber auf breitester Grundlage, womöglich mit vielen Tausenden von Mitgliedern gebildet werden müsse, um die Bestrebungen des Berliner Centralvereins durch energische Propaganda

hüben und drüben zu stützen, die Presse für unsere Ideen auszubeuten und Druck auszuüben auf die gesetzgebende Gewalt und auf die Regierung, denn nur so sei es möglich, jene Reformen durchzusetzen. Ich wurde allgemein applaudirt, und Commendador Vergueiro war der Erste, der mir beipflichtete. Hierauf hielt Dr. Taunay eine glänzende Rede, in der er meine Ideen unterstützte und speciell die chinesische Einwanderung bekämpfte. Er erklärte, es cirkulire in der Versammlung ein von ihm verfasster Protest gegen diese Einwanderung und sei schon mit zahlreichen Unterschriften bedeckt. Dieser Protest werde einstens als ein geschichtlicher Faktor von Wichtigkeit betrachtet werden, denn er werde im ganzen Lande Wiederhall finden. Vielfache Applause unterbrachen den Redner, dem auf der Tribüne Dr. Ennes de Sousa folgte, der ebenfalls meine Ideen vertrat und des Längeren über die Einführung der Grundsteuer, als eines der Faulheit und Nachlässigkeit auferlegten Tributes, sprach. Nach ihm sprach ein Herr Azevedo, der Taunay's Protest vom kosmopolitischen Standpunkte aus bekämpfte und behauptete: Brasilien dürfe keine Einwanderer zurückweisen, müsse allen Nationen die Thür öffnen. Taunay entgegnete ihm, dass der Protest nur gegen die contraktliche Einfuhr von Chinesen, nicht aber gegen freiwillige Einwanderer irgend einer Nation gerichtet sei, womit dieser Incident beseitigt war. Commendador Malvino dos Reis sandte nun einen Vorschlag an den Vorsitzenden, dass die Anwesenden die Bildung der „Brasilianischen Einwanderungs-Gesellschaft“ beschliessen und eine Commission von fünf Mitgliedern zur Ausarbeitung der Statuten ernennen sollten. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen und die definitive Gründung der Gesellschaft durch die Anwesenden beschlossen. Für die Statuten-Commission wurden gewählt: Visconde de Barbacena, Dr. Taunay, C. von Koseritz, Dr. Hermann Blumenau und Hugo A. Gruber. Wir werden das Projekt schon in dieser Woche ausarbeiten und es am nächsten Sonntag einer zweiten Versammlung zur Approbation unterbreiten, so dass am 28. Oktober, also noch bei meiner Anwesenheit,

die feierliche Installirung der Gesellschaft im Beisein Sr. Majestät des Kaisers stattfinden könne.

So haben wir also unsern Zweck erreicht und erfreuen uns eines glänzenden Erfolges. Mir war es ungemein wichtig, dass den Anstrengungen des Berliner Centralvereins endlich einmal hier in Rio glänzende und öffentliche Anerkennung wurde, und dass die Thätigkeit desselben von jetzt an eine energische Stütze an dem hiesigen Verein finden wird. Mindestens ebenso lieb war es mir aber, dass die von der deutschen Einwanderung erzielten Erfolge hier in so glänzender Weise anerkannt wurden. Es mag wohl noch nie in Rio in so offener und energischer Weise über die grossen Vorzüge der deutschen Einwanderung gesprochen worden sein, wie ich es bei dieser Gelegenheit that, und dass kein Protest erhoben, dass meine Worte immer und immer wieder applaudirt und unterstützt wurden, ist ein Beweis dafür, dass auch hier in Rio endlich die Ueberzeugung Raum gewinnt, dass Brasilien nur von einer starken Einwanderung germanischen Stammes (wozu ich auch Tyroler und Lombarden zähle) Heil zu erwarten hat. Ich wurde nach Schluss der Sitzung von allen Seiten beglückwünscht, und selten habe ich eine so enthusiastische Anerkennung gefunden, wie bei dieser Gelegenheit. Die Gründung der Gesellschaft war eine That, und ich und meine Genossen, Dr. Blumenau und Gruber, können uns unseres Erfolges aufrichtig freuen. Hoffentlich ist damit die Einwanderungs-Frage in ein neues Stadium getreten, und das Bewusstsein, mit meinen beiden Freunden dazu beigetragen, ja den Grund dazu gelegt zu haben, entschädigt mich reichlich für so manche Enttäuschung, die mir hier geworden. Heute, wo die Einwanderungs-Gesellschaft gegründet ist, kann ich mit Stolz sagen, dass meine Anwesenheit in Rio nicht vergebens war, selbst wenn ich manches Andere nicht erreichen sollte, was ich angestrebt habe.

Rio, 14. Oktober 1882.

77.

Die Polizei hat dieser Tage wieder einmal aufgeräumt unter den Caftens und Caftinas, d. h. mit Männern und Weibern (eigentlich sollte man sagen Weibsstücken, da der Gebrauch des Wortes „Weib“ fast unpassend erscheint, wo es sich um solche Sippe handelt), die Handel mit Mädchen treiben, solche aus Europa importiren und sie hier ausbeuten. Prostitution ist ein unvermeidliches Uebel in einer grossen Stadt wie Rio, die mehr als 400,000 Einwohner zählt; der schimpfliche Handel hatte hier aber dermassen überhand genommen, die unglücklichen Wesen, die ihre feilen Reize ausbieten, wurden in so schauderhafter Weise von der Spekulation explorirt, dass die Regierung vor einigen Jahren den Beschluss fasste, energisch einzuschreiten. Zuerst ging man gegen die Importeure der menschlichen „Waare“ vor, und ein grosser Theil derselben wurde deportirt, da die meisten Fremde und als solche der Deportation unterworfen waren. Damals drangen die ersten Details ins Publikum, und sie waren haarsträubender Art. Meistentheils waren die Importeure Juden aus Marokko und der Türkei, doch gab es unter ihnen auch Griechen und leider auch einige Deutsche, die allerdings fast ohne Ausnahme zum Stamme Israels gehörten. Die Mädchen kamen meistentheils aus Ungarn, Galizien und Kleinrussland, doch bot auch Deutschland (selbst Pommern) seinen Contingent. Das Elend ist eben gross, und die Leichtgläubigkeit der unglücklichen Wesen ist noch grösser. Die Händler spiegelten den Mädchen vor, sie würden hier in guten Familien einträglichen Dienst finden und liessen sie für die Passage Schuldscheine unterzeichnen; hier angekommen, übergaben sie die Mädchen dem schmählichen Handwerk, wenn dieselben ihnen die Passage nicht gleich zurückzahlen konnten. Ohne Helfer und Berather im fremden Lande, verfielen fast alle dem Schicksale, welches Armuth so oft der Jugend und Schön-

heit bereitet. Der grösste Theil dieser Caftens (das ist der landesübliche Titel für diese Individuen) war Eigenthümer oder Generalmiether einer grossen Zahl von kleinen Wohnungen, in die sie die Mädchen bringen, die dort nun eine elende Existenz führen, da Alles, was sie an Geld empfangen, in die Hände ihrer Tyrannen wandert. Diese suchen gewöhnlich ihr schmähliches Geschäft hinter einem anderen zu verbergen, d. h. sie halten Tabaksläden, Bijouterie-Handlungen, Kaffeehäuser etc., um damit ihren infamen Erwerb zu bemänteln. Diese Hauseigenthümer gehören meistens derselben oben erwähnten Classe an, und auch unter ihnen dominiren das marokkanische Element und der jüdische Glaube, nur mit dem Unterschiede, dass zu dieser Classe viele Frauenzimmer gehören, die natürlich ebenfalls irgend ein anderes Scheingewerbe ausüben, und gewöhnlich sollen gerade die Weiber am hartherzigsten gegen die von ihnen explorirten armen Geschöpfe handeln. Diese Classe war die zweite, mit der die Polizei vor circa 1 Jahre sich in anerkennenswerther und eingehender Weise beschäftigte. So weit es ihr möglich war, räumte sie unter dem Gelichter auf, aber — die Herrschaften waren schlau gewesen und ein grosser Theil derselben, der über Scheingeschäfte verfügte, hatte sich naturalisiren lassen, konnte daher nicht mehr deportirt werden, und da die Gesetzgebung keine andere Strafe feststellt, war den Leuten nicht beizukommen. Freilich liegt die Schuld bei der Regierung; sie sollte den Marokkanern und galizischen Juden die Naturalisation überhaupt ganz versagen, denn unter diesen wird es schwer sein, Einen zu finden, der nicht Caften sei. Doch auch Das ist nicht leicht, denn überall engen die Institutionen des Landes die Handlungssphäre der Regierung ein, und das Versagen der Naturalisation ist ein schwieriges Ding. Trotzdem und alledem aber hat das Eingreifen der Polizei immerhin etwas genützt, wenngleich sich die Zahl solcher Häuser im Grossen und Ganzen nur sehr wenig verringert hat. Neuerdings ist nun abermals ein Schritt vorwärts gethan: Die Polizei hat nämlich die Deportation einer Menge von Männern und Frauen verfügt, die Etablissements hatten,

in denen möblirte Schlafzimmer pro Stunde vermiethet wurden. Auch dieses unmoralische Geschäft wurde in schwunghaftester Weise betrieben; es gab eine Menge solcher Häuser, und die Eigenthümer, die einen sehr grossen Gewinn daraus zogen, wurden unangenehm überrascht durch das Eingreifen der Polizei. Zu den Deportirten gehört auch ein portugiesischer Commendador (Comthur), ein „Ehrenmann,“ der sich mit den Früchten dieses einträglichen Geschäftes eine Commenda in seinem Vaterlande gekauft hatte, wo ja diese Dingerchen bekanntlich käuflich sind. Es muss dem König von Portugal schon mehr spanisch zu Muthe werden, wenn er sieht, dass ein Commendador eines seiner reaes e nobilissimos ordens als Caften aus Brasilien deportirt wird; aber das Geschäft blüht einmal, und Portugal wird es nicht aufheben, nur weil ein solches kleines Missverständniss vorgekommen ist. Ausserdem ist ja auch bekannt, dass „das Geld nicht riecht“ und man daher seinen Ursprung nicht errathen kann. Diese Prostitutionswirthschaft ist eine Schattenseite Rio's, und ich kann mich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, wenn ich die Rua 7 de Setembro hinauffahre und dort diese unglücklichen deutschen Mädchen mit ihren blauen Augen und blonden Haaren sehe, die um des traurigen Erwerbes willen mit Mulatten und Negern schön thun, denn auf ein sogenanntes anständiges Publikum können sie nur in seltenen Ausnahmefällen rechnen, da sich dieses an die etwas höher stehende Species der Cocottes hält, die theurer sind und viele Menschen ruiniren, dafür aber auch einen grossen Luxus treiben. Dieser Luxus ist eine andere Schattenseite Rio's; mit ihm blühen allerdings die Modewaarengeschäfte, die Bijouterie-Handlungen etc., denn diese „Damen“ (meistentheils Französinnen, doch auch häufig Eingeborene) geben Unsummen für Luxus aus und haben es schon dahin gebracht, dass die Damen der guten Gesellschaft sich einer eleganten (allerdings aber wohl nicht weniger kostspieligen) Einfachheit befleissigen, überall, wo sie nicht gegen die Begegnung mit der „Halbwelt“ gesichert sind. Und das sind sie nur im ersten Range des kaiserlichen Theaters und auf den

Bällen oder bei den Concerten der geschlossenen Gesellschaften. Sonst dringen die Cocottes überall ein, und es ist schwierig, den Contakt derselben in Bonds, auf öffentlichen Plätzen, Gärten etc. zu vermeiden. Diese Sorte Prostitution ist natürlich nicht zu controliren, und so viel Unheil diese Weiber auch anrichten, gibt es kein Mittel, ihnen das Handwerk zu legen. Dahingegen scheint es mir, dass die Regierung ganz energisch eingreifen müsste, was die niedrigste Stufe der Prostitution anbetrifft. Ich habe bereits bemerkt, dass diese unvermeidlich ist in einer grossen Stadt, hauptsächlich wenn dieselbe einen viel besuchten Hafen hat; aber die Polizei sollte und müsste fiskalisiren, die betreffenden weiblichen Individuen immatrikuliren und controliren, denn damit würde wenigstens der infamen Spekulation der Caftens der Weg verlegt werden und den unglücklichen Geschöpfen die relative Freiheit ihres schmählichen Gewerbes garantirt sein. Aber — einer derartigen Massregel widersetzt sich die dem Brasilianer angeborene Halbheit; man fühlt das Uebel wohl, revoltirt sich innerlich auch gegen dasselbe, aber — man thut nichts Durchgreifendes und Entscheidendes. Ein in dieser Hinsicht gemachter Versuch scheiterte, weil man es unter der Würde des brasilianischen Volkes hielt, die Prostitution öffentlich und amtlich anzuerkennen! Aber es ist nicht unter der Würde der Nation, diesen furchtbaren Krebsschaden faktisch bestehen zu lassen, so lange nur die déhors gewahrt werden. . . . Es ist eben in Allem und Allem immer dieselbe Halbheit.

Ich habe da ein etwas seltsames Thema behandelt, aber es handelt sich um ein grosses Uebel im Leben der Hauptstadt, und der Reisende, der dieselbe nach allen Richtungen hin beobachten und kritisiren soll, kann nicht umhin, diesen Gegenstand zu berühren, so heikler Natur er auch für die Presse sein mag. Eine Abhilfe der bestehenden Missverhältnisse wäre sehr wünschenswerth, da die sonst lobenswerthe Intervention der Polizei nur innerhalb gewisser Grenzen stattfinden kann und der brasilianische Caften (auch der naturalisirte) sich, wenn nicht der Controle, so doch der Bestrafung entzieht. Das sind grossstädtische

Uebel, von denen man bei uns in Porto Alegre nur in sehr beschränktem Massstabe Beispiele findet.

Rio, 15. Oktober 1883.

78.

Traurige Tage sind hereingebrochen über unsere kleine Colonie der Vista Alegre in Santa Theresa: Abermals ist ein Mitglied derselben mitten aus dem vollen, pulsirenden Leben heraus in die düstere Gruft des Todes versenkt worden. Es ist Alessandro Salvatti, der Bruder des Sängers Federigo Salvatti, der uns in 48 Stunden durch das gelbe Fieber entrissen wurde. Er war ein talentvoller ausgezeichneter Pianist. In Italien hatte er den Ingenieur-Kursus absolvirt; sein Hang zur Musik aber, dem sich sein gut situirter Vater, ein angesehener Mann in Bari (Süditalien), widersetzte, trieb ihn hinaus in die Fremde, und er kam nach Südamerika, wo er seit 12 Jahren am La Plata als Componist, Concertist und Pianolehrer lebte. Er hat auch die Campanha unserer Provinz durchreist und war auf der Durchreise in Porto Alegre, wo er die Herren Falkmann, Stott und andere Musikliebhaber gekannt hat. Sein Bruder, der ebenfalls den Kursus als Ingenieur durchgemacht und später das Conservatorium in Mailand besucht hat und der erst seit vier Jahren Sänger ist, fand ihn zufällig in Buenos Aires und überredete ihn, da er ebenfalls eine brillante Baryton-Stimme hatte, sich als Sänger auszubilden, zu welchem Ende ihn Alessandro hierher begleitete, von wo sie am 24. d. M. nach Europa abreisen wollten. Noch am 16. war der Commendador Achilles Arnaud mit seiner Familie zum Besuch bei uns, und es wurde dann gegen Abend musicirt, bis nach 11 Uhr. Alessandro Salvatti spielte prachtvoll und war in angeregtester Stimmung. Dieselbe Nacht erkrankte er am Fieber, und heute Morgen um 8 Uhr hat er den letzten Seufzer ausgehaucht. . . . Er war 32 Jahre alt, lebensfroh und

hoffnungsvoll wie Wenige. Und dennoch betten wir ihn heute schon in die kühle Erde, während in Italien liebende Eltern auf ihn harren und ihm am La Plata ein Weib mit zwei Kindern lebt! Trauriges Schicksal! Dass dieser überaus betrübende Fall auf Alle den tiefsten Eindruck gemacht und uns auch den letzten Rest von Freude an dem hiesigen Aufenthalt vergällt hat, ist selbstverständlich, und ich will dem Schicksale danken, wenn ich mit meiner Familie erst Rio im Rücken habe. Rio gleicht wirklich einer in Farbenpracht schillernden Schlange, die von Gift strotzt. Wer diese herrliche Natur sieht und an die Schrecken des Fiebers denkt, versteht so recht Dranmor's herrliche Verse:

„Rein die Luft, der Himmel klar und eben,
Nur dass über jener Berge Kranz
In der Abendsonne mattem Glanz
Weisse Wolken langsam sich erheben.
Unter mir die Schlucht,
Palmengruppen, schwankende Bananen,
Steingerölle, Häuser mit Altanen,
Und die vielbesungene Inselbucht.

Rio de Janeiro! In der frühen
Dämmrungsstunde ruhst Du, schon besiegt,
Um die Hügelkette hingeschmiegt,
Sterbend nach des Tages heissen Mühen;
Bis der Morgen graut,
Bis die Hähne von den Dächern krähen
Wird der Tod die Opfer auserspähen,
Die das Loos ihm heute angetraut.

O des Schattens auf dem Zauberbilde! —
Dunkle Färbung liegt auf Wald und Flur,
Kräftig weht der Odem der Natur
Durch der Tropen blühende Gefilde;
Und den Herrscherstab
Führt in diesem Reiche kein Herodes,
Doch ist dies das Land des jähen Todes,
Und des Fremdlings nimmersattes Grab.

Eden, wo des Geistes Blüthen sterben,
Schönes, aber unwirthbares Land,
Wildniss, von verschwenderischer Hand
Auserwählt, um elend zu verderben;

Durch die reine Luft
Zittern unsichtbare Fieberschauer,
Und der Denker schaut in tiefer Trauer
Nieder auf die grosse Todtengruft.

. . . .

Lassen wir diesen traurigen Gegenstand ruhen; der schreckliche Feind Rio's ist nahe an uns vorübergegangen, möge er uns verschonen während der wenigen Tage, die uns hier noch bleiben.

Die öffentliche Meinung beschäftigt sich jetzt fast ausschliesslich mit der Chinesen-Frage und — manifestirt sich fast einstimmig gegen die Söhne des himmlischen Reiches. Doch das wird nicht viel helfen; der Egoismus der Fasendeiros wird uns mit diesen Langzöpfen beglücken, und so sehr auch Meister Tong-King-Sing den Philanthropen spielt und erzählt, er würde keine Chinesen liefern, wenn sie hier nicht wie Adam im Paradiese sässen, — „der Zopf hängt ihm nach hinten"; er wird Chinesenfleisch bringen, denn — er ist Repräsentant der Dampfergesellschaft, welche die Leute verschiffen will, und das Einzige, was ihn hierher bringt ist die Absicht, sich mit den Fasendeiros (Grossgrundbesitzer) zu verständigen und Garantien für Zahlung der Fracht zu erlangen. Der Handel mit Menschenfleisch ist noch allezeit der vortheilhafteste gswesen, und selbst chinesische Mandarine haben Verständniss für den Glanz des gelben Metalles, von dem weiland Kaiser Hadrian meinte, dass es nicht röche (non olet). Wir werden die Kulis also haben, es müsste denn sein, dass die Regierung ein Edikt erliesse, welches beföhle, allen ankommenden Chinesen die Zöpfe abzuschneiden, — das einzige Mittel, sie vom Lande fernzuhalten. Denn ein Chinese ohne Zopf ist ein undenkbares Ding, eine entehrte Kreatur, von der kein anständiger Mensch — nein, Hund wollte ich sagen — ein Stück Brod nimmt. Bedroht man ihren Zopf nicht in ernstester Weise, dann haben wir die zopfige Sippe hier. . . . Diese Ueberzeugung führt der durch unsere Initiative gebildeten Einwanderungs-Gesellschaft täglich neue Sympathien zu; wir erhalten fortwährend Beistimmungs-

erklärungen und die Presse der anliegenden Provinzen erklärt sich für uns. Noch gestern brachte der „Mercantil“ von Petropolis einen enthusiastischen Artikel über den Gegenstand. Unsere Gesellschaft schreitet schnell vorwärts; ich habe den Entwurf der Statuten ausgearbeitet, und derselbe ist gestern, im Bureau des Visconde de Barbacena, von meinen Commissionsgenossen angenommen worden. Für nächsten Sonntag ist die Generalversammlung einberufen, die die Statuten approbiren soll, und am 28. gedenken wir die Gesellschaft mit grösster Feierlichkeit zu installiren, so dass ich vor meiner Abreise am 3. November noch das Vergnügen haben werde, diese Schöpfung in vollster Lebenskraft zu sehen. Ich hoffe, dass seine Majestät der Kaiser der Installation der Gesellschaft beiwohnen wird; es ist an der Zeit für den Monarchen, sich offen und ehrlich für die europäische Einwanderung und gegen die Chinesen zu erklären, sonst wird das Urtheil der Geschichte über ihn lauten, wie das eines A pedido (Eingesandt) im gestrigen „Jornal do Commercio“, welches ich hier, als Zeichen der Zeit, in Uebersetzung übertrage.

„Chinesische Einwanderung.

Thue man, was man wolle, — die Chinesen werden Brasilien bevölkern; sie werden aus demselben Grunde kommen, dessentwegen wir keine europäische Einwanderung erhalten; aus demselben Grunde, dessentwegen die Gründer der deutschen Einwanderungs-Gesellschaft Fiasko machen werden; aus demselben Grunde, dessentwegen es keine Volkserziehung gibt; aus demselben Grunde, dessentwegen der öffentliche Unterricht eine Posse ist; aus demselben Grunde, dessentwegen die Gründer der Laienschulen ebenfalls Fiasko machen werden; aus demselben Grunde, dessentwegen die Jesuiten die Zahl ihrer Schulen vermehren werden; aus demselben Grunde, dessentwegen wir bei den letzten Weltausstellungen nicht vertreten waren — hauptsächlich bei der Deutsch-Brasilianischen Ausstellung in Berlin —; aus demselben Grunde, dessentwegen wir die Ausstellung der Botokuden von Espirito Santo in London zugeben; aus demselben

Grunde, dessentwegen wir die Bestrebungen des Centro da Lavoura nicht genügend unterstützt haben; aus demselben Grunde, dessentwegen wir keine Industrie und Statistik hahen; aus demselben Grunde, dessentwegen wir die Sklaverei nicht abgeschafft haben; aus demselben Grunde, dessentwegen wir keine Fahrstrassen haben, — in einem Worte, unter vielen anderen Gründen: weil wir sind Ein Tartuffe."

Das sind harte Worte, aber — die Geschichte wird einstens nicht anders sprechen, wenn D. Pedro nicht rechtzeitig einlenkt und in entschiedener Weise Stellung nimmt zur Frage der Einwanderung und gegen die Chinesen, denn es ist wahr und allgemein bekannt, dass der Kaiser Alles kann, was er will, da er thatsächlich allmächtig ist. D. Pedro II. steht am Scheidewege; das Urtheil der Geschichte über seine Regierung hängt von seiner jetzigen Handlungsweise ab. Möge seine Vaterlandsliebe ihn inspiriren, und möge er als Ehrenmann handeln, der sich seiner grossen Verantwortlichkeit bewusst ist. . . .

Rio, 19. Oktober 1883.

79.

Gestern haben wir den armen Alessandro Salvatti zu seiner letzten Ruhestätte geleitet. Nicht viele Freunde waren es, die seine Leiche begleiteten; die wenigen aber, die es thaten, trugen wirklichen Schmerz in der Brust, denn er war ein prächtiger, liebenswürdiger Mensch. Es ist ja überhaupt für jeden Fremden, der in diesem tödtlichen Klima lebt, ein sehr trauriges Ding, wenn er einen so lebensfrohen, kräftigen Menschen in wenig mehr als 48 Stunden sterben sieht. Kann dieses Schicksal doch Jedem von uns widerfahren . . . . Armer Salvatti! Liebende Eltern erwarten ihn in Italien, Frau und Kinder harren jetzt vergeblich seiner, — der Sohn, der Gatte, der Vater

wird nimmer wiederkehren. In die heisse, fremde Erde haben wir ihn gebettet, und alle Hoffnung, alle Zukunftsträume von Ruhm und Erwerb haben mit dem Pulsschlage seines Herzens aufgehört. Von solchen und ähnlichen Gedanken erfüllt, fuhr ich gestern hinter dem Todtenwagen her, die lange, lange Strecke von Santa Theresa nach dem Kirchhofe von São João Baptista, der weit hinten in Botafogo, fast an der Praia Vermelha liegt. Ohne einen solchen traurigen Zwischenfall wäre ich hier wohl auch auf keinen Kirchhof gekommen, denn aus Neugierde oder zum Vergnügen besuche ich dieselben nicht, da sie gegenwärtig, wo so viele Menschen am gelben Fieber und an den Pocken sterben, die Brutstätten der Mikrobien sind, dieser abscheulichen kleinen Thiere, die heute hier gerade so viel von sich sprechen machen, wie weiland in Deutschland die Trichinen.

Da ich nun aber einmal auf dem Kirchhofe war, will ich ihn auch beschreiben. Ich schicke gleich voraus, dass derselbe auf mich den Eindruck des Unfertigen machte, trotz seines Marmorreichthums, gerade wie der Kirchhof von Pelotas, der auch an Marmor-Monumenten reich, sonst aber unfertig ist und vor Allem jener Poesie entbehrt, die Trauerweiden und Cypressen den „Gottesäckern" verleihen. Ich habe eine Vorliebe für diese Ruhestätten, in denen eine erhebende Stille und tiefer Schatten herrschen, wo die Strahlen der Sonne gebrochen durchs düstere Laub schimmern, und wo Alles zum letzten, ungestörten Schlaf auffordert. Es mag wohl sein, dass der herrliche alte Kirchhof meiner deutschen Vaterstadt, mit seinen schattigen Bäumen und epheu-bewachsenen Mauern und Gräbern, sowie jener alte Kirchhof von Rio Grande, in den wir einstens die Leiche des ersten in Brasilien verschiedenen Kameraden versenkten, mich vorurtheilsvoll machten; aber der Eindruck, den alle diese Marmor-Monumente, auf denen die heisse Sonne brütet, auf mich macht, ist ein geradezu unangenehmer. Wie anders, wie ungleich poetischer ist ein epheuumranktes Grab in einer schattigen Ecke, mit einfacher Steinplatte, überragt von einer Trauerweide . . . . Hier

ist Alles kahl und geschäftsmässig, glänzend, aber prosaisch, furchtbar prosaisch, und man sieht nichts als die Eitelkeit der Grossen der Erde, die auch nach dem Tode noch in marmornen Häusern wohnen wollen. So gleichgiltig es ja jedem vernünftigen Menschen sein muss, was aus seinen Resten wird, so kann ich nicht leugnen, dass die Idee, auf einem solchen Kirchhof begraben zu werden, mich sehr unsympatisch berührt. Ich würde unbedingt vorziehen, im Ofen des Jurujuba verbrannt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, ihn einweihen zu müssen, denn bisher hat er noch keine Dienste geleistet. Uebrigens wird der unangenehme Eindruck des Friedhofes von Sao João Baptista noch durch den Umstand vermehrt, dass derselbe in grosse Viertel eingetheilt ist, die mit meterhohen Mauern umgeben sind. Hier wird zuerst in der Erde begraben und ist die Schicht dann complet, so wird neue Erde aufgeschüttet und es wird lustig weiter begraben. Und so folgt Schicht auf Schicht bis zur Höhe der Mauer. Dieses System ist, bei dem stets mangelnden Raum, eingeführt worden, um das Oeffnen der alten Gräber zu vermeiden, was allerdings bei gelbem Fieber, Pocken u. s. w. seine Gefahren haben könnte. In der Mitte des Friedhofes steht ein grosses Kreuz, und in seiner Nähe sind die Hallen, in denen die Leichen deponirt werden, die vor 24 Stunden nach dem Tode zum Kirchhof gebracht werden. Das Gesetz stipulirt dieses, weil verschiedene Fälle des Lebendigbegrabenwerdens constatirt wurden. Freilich, gewonnen ist damit nicht viel, denn die Särge bleiben geschlossen und sind hierzulande aus Holz (nicht aus Latten und Tuch, wie in Porto Alegre). Zu europäischen Särgen hat es Rio also schon gebracht, wenn auch nur aus Furcht vor der Ansteckung bei Fieberfällen. Doch lassen wir die Todten ruhen; so heiss es bereits ist, hoffe ich doch noch mit heiler Haut nach Rio Grande zu kommen und machte daher obige Betrachtungen in ganz selbstloser Weise.

Die Contraste jagen sich im Leben: Als ich gestern, recht traurig, vom Begräbniss zurückkam, fand ich eine Einladung des Visconde de S. Clemente vor, um am

27. d. M. um 11½ Uhr Morgens in seinem herrlichen Palais „Palacio Nova Friburgo" am Catete der Heirath seiner Tochter mit dem Ex-Minister Rodolfo Dantas, einem der jüngsten und talentvollsten brasilianischen Staatsmänner, beizuwohnen. Dort der einsame Mann, den wir in die fremde Erde betteten, — hier der 26jährige junge Ex-Minister, der ein reizendes Mädchen heirathet, die ihm ca. 1000 Contos (M. 2000.000) als Mitgift bringt, d. h. ihm die nöthige Grundlage bietet, auf der er das gewaltige Gebäude seines Ehrgeizes in würdester Weise aufführen kann .... Wir werden nicht unterlassen, der Einladung zu folgen, denn in den glänzenden Räumen des grossen Palais wird sich an jenem Freudentage Alles versammeln, was Rio an Aristokratie der Geburt, des Geldes und der Intelligenz besitzt, und es lohnt sich der Mühe, so etwas in der Nähe zu sehen.

Rio, 20. October 1883.

80.

Ich habe heute die Abtheilung der Manuskripte in der Nationalbibliothek besucht, die viele Tausende von Nummern enthält und gar viel Interessantes bietet. Begleitet wurde ich vom Chef der Sektion, Dr. Valle Cabral, einem verdienstvollen Forscher und Literaten, dem Bädecker Rio's, der den „Guia do viajante no Rio de Janeiro", ein sehr nützliches und wichtiges Buch, herausgegeben hat. Für meine Leser ist die Aufzählung der verschiedenen seltenen Handschriften von relativ geringem Interesse, und somit will ich nur einige der hauptsächlichsten erwähnen. Ich sah da z. B. eine Karte von Brasilien, die João Antonio Cierna einstens dem König José I. von Portugal offerirte, und auf der Porto Alegre noch nicht verzeichnet ist. Im ganzen Innern der Provinz sind nur die Forts angegeben, denn Ortschaften gab es mit Ausnahme von Rio Grande

und Viamão noch nicht. Die ganze Gegend der heutigen Colonien ist darauf als unzugänglicher Urwald bezeichnet. Die Karte ist sehr hübsch gezeichnet und am Rande mit Bildern seltsamer Formationen an der brasilianischen Küste geschmückt, unter denen auch ein Bild der beiden Torres ist, die damals gerade so aussahen, wie heute auch. Von demselben Cierna liegt eine Sammlung von Karten vor, die er demselben König offerirt hat, und die, in rothes Leder mit Goldverzierungen gebunden, mit dem königlichen Wappen geschmückt ist. Dieselbe enthält partielle Karten der Provinzen Paraná, Santa Catharina, Rio Grande und den Ländern am La Plata, Paraná und Paraguay. Auf einer Seite sieht man die Karten, auf der andern Bilder von Menschen, Thieren und Ortschaften der betreffenden Regionen in wahrhaft künstlerischer Ausführung. Von ungleich grösserem wissenschaftlichem Interesse und auch viel interessanter für mich ist der Atlas der Capitania do Rio Grande do Sul, von Francisco João Roscio aus dem Jahre 1783. Die Karten sind wirklich vortrefflich gearbeitet, sehr exakt und scheinen späteren Arbeiten als Grundlage gedient zu haben. Porto Alegre ist darauf noch als Villa bezeichnet. Nicht minder interessant ist eine Sammlung von zoologischen Abbildungen, Handzeichnungen eines Naturforschers Arruda Camara (Vater des in Porto Alegre verstorbenen Marschalls Arruda), der fast alle Typen unserer Fauna in sehr correkten Zeichnungen (Vögel in brillanter Tusch-Ausführung) vorlegt und sie mit Erläuterungen in französischer Sprache begleitet hat. Meinen Freund Dr. v. Ihering würde speciell der Theil über einheimische Bienen interessiren, der am sorgfältigsten und eingehendsten bearbeitet ist. Die Arbeit datirt vom Anfang des Jahrhunderts. Zum gleichen Genre, wenn auch viel bedeutender, gehört die Flora Fluminensis von Velloso, aus dem Jahre 1790. Es ist ein Original-Manuskript, wirkliches Unikum, in drei dicken Bänden Text und zwölf Bänden Zeichnungen, die die ganze einheimische Flora Rio's umfassen, — eine Riesenarbeit, die nota bene mit künstlerischer Vollendung ausgeführt ist. Die kaiserliche Regierung sollte dieses Werk

jedenfalls durch Vervielfältigung der wissenschaftlichen Welt zugänglich machen. Von den Jesuiten sind sehr viele Schriftstücke aufbewahrt, ganze Bände von Berichten aus den Missionen u. s. w. Da ist z. B. ein dicker Band mit einem Bericht des Jesuiten P. Rodrigues (Montoya) über die Lage der Missionen, Berichte von P. Manoel da Nobrega, ein Lexikon der Guaranisprache von P. José da Anchieta und viele andere Handschriften von Jesuiten, zu denen auch eine Geschichte der Eroberung Ceylons von P. Eusebio de Queiroz gehört, lauter Original-Manuskripte, die eine Menge sehr wichtigen Materials für die Geschichte Brasiliens und Portugals umfassen. Arbeiten, die auf Feststellung der brasilianischen Grenze Bezug haben, sind in grossen Massen da, ebenso die Sammlungen von Kabinetsbefehlen der portugiesischen Könige, der Gouverneure der Provinzen u. s. w., in denen eigenhändige Unterschriften der Könige, Pombal's und anderer Minister zu sehen sind. Da ist auch eine Handschrift des „Moriz Grav van Nassau & Catzenellenbogen“ — d. h. des holländischen Generalissimus Grafen von Nassau — in holländischer Sprache vorhanden, gewiss ein seltenes Kabinetsstück. Ebenso sah ich verschiedene Pergamente mit Bestallungen von Familiares (Sbirren) der Inquisition, mit dem Siegel der Dominikaner, und hundert andere Handschriften von höchstem Interesse. Die Autographensammlung der Bibliothek ist sehr gross, und es mögen nur wenige Autographen einigermassen bekannter Männer in Brasilien und Portugal fehlen. Dass auch ein Autograph von mir (ein Brief an Capistrano d'Abreu) der Sammlung einverleibt war, machte mir Vergnügen, da ich nun sicher bin, dass die Nachwelt Gelegenheit haben wird, sich an meinen kalligraphischen Leistungen zu erfreuen, die bekanntlich nicht ganz so kraus, aber nicht minder unleserlich, als die der Jesuiten aus dem 16. Jahrhundert sind.

Doch genug von Handschriften; ich verliess die Bibliothek, nachdem mir der Direktor, Staatsrath Saldanha de Gama, noch ein Exemplar der Annaes da Bibliotheca Nacional (31 dicke Bände) verehrt hatte, die unendlich

viel Wissenswerthes und Interessantes enthalten. Als ich durch die Rua do Lavradio nach dem Plano Inclinado fuhr — es war gegen 4 Uhr Nachmittags —, sah ich der Polizei gegenüber zahlreiche Gruppen ziemlich aufgeregter, laut sprechender Menschen stehen. Dieses Mal liess mich mein Reporter-Genius im Stich; ich fuhr vorüber, ohne der Sache Wichtigkeit beizulegen, und doch sollte sich zehn Minuten später dort eine schaudererregende Scene abspielen, wie Rio de Janeiro noch keine ähnliche gesehen hatte. Ein richtiger Reporter hätte das unbedingt gerochen und wäre ausgestiegen, ich aber fuhr vorbei . . . Zehn Minuten später verliess nämlich die Polizei ein Wagen, in dem ein dunkler, fein gekleideter Mulatte neben einem Infanterie-Hauptmann in voller Uniform sass. Kaum war der Wagen zwanzig Schritte von der Polizei entfernt, als die obengemeldeten Menschen ihn umzingelten und, trotzdem der Offizier (Capitão Avila) ihn zu vertheidigen suchte, den Gelben aus dem Wagen rissen und mit sieben Messerstichen und zwei Revolverschüssen umbrachten. Der Offizier wurde auch leicht verwundet. Die Polizei rückte aus, fand aber nur den Capitão Avila und die Leiche des Ermordeten, denn die Mörder hatten sich aus dem Staube gemacht. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks gewesen. Der Ermordete hiess Apulcho de Castro und war — Eigenthümer und angeblicher Redacteur des berüchtigten „Corsario“, dieses Schimpfblattes, welches Rio seit Jahren zum Schandflecken diente. Es war dieses der letzte Akt dieser langen Skandalgeschichte, die tragisch enden musste. Die Ehre der Familie wurde seit Jahren vom „Corsario“ rücksichtslos in den Schmutz getreten, dem er selbst angehörte. In letzter Zeit hatte es das Blatt hauptsächlich auf die Offiziere des ersten Kavallerie-Regiments abgesehen und einige derselben tödtlich beleidigt. Apulcho, ein früherer Drucker, der sich durch diese infame Industrie Geld gemacht hatte und glänzend davon lebte (auch Mitarbeiter auf den Höhen der Gesellschaft gezählt haben soll), hatte vor ca. 10 Tagen eine Warnung erhalten, indem ein Haufe Offiziere und Cadetten die Druckerei des „Corsario“ in der

Rua S. José vollständig zerstörte (s. Brief 75). Es war allgemein bekannt, dass man ihn tödten würde, wenn er fortführe; aber Apulcho war mit Blindheit geschlagen. Da er eine zweite Druckerei in der Rua do Hospicio besass, gab er den „Corsario“ weiter heraus und griff die Offiziere noch heftiger an. Seit gestern scheint er begriffen zu haben, dass ihn ein böser Moment erwarte, denn am Morgen erschien in den Tagesblättern eine Berufung von ihm an die Behörden, und als es ihm immer mehr bange wurde, da sich Gruppen vor seiner Wohnung bildeten, begab er sich zur Polizei, um diese um Schutz anzuflehen. Der Chef liess die Sache dem Generaladjutanten Baron de Gavea mittheilen, und dieser sandte einen Offizier, den Capitão Avila von der Infanterie, mit dem Auftrag, Apulcho zu schützen. Da sich Gruppen vor der Polizei versammelten und Drohungen ausstiessen, liess der Polizeichef sie auffordern, auseinander zu gehen. Sie gehorchten, blieben aber in der Rua do Resende, wo ich sie sah, und als Apulcho mit dem Capitão um 4 Uhr 10 Minuten die Polizei in einem Wagen verliess, wurde er in oben beschriebener Weise in der Rua do Resende, zwanzig Schritte vom Polizeigebäude, angehalten und umgebracht. Niemand bedauert den Hallunken, Alle meinen, es sei gut, dass er aus der Welt sei, selbst die Tagesblätter tadeln die Mörder nicht; trotzdem und alledem aber ist es schlimm genug, dass Derartiges am hellen Tage und vor den Augen der Polizei in Rio passiren kann. Die Polizei hat jedenfalls ihre Pflicht nicht gethan. Freilich . . . mit dem 1. Regiment ist nicht gut Kirschen essen und besser ist, die Sache im Sande verlaufen zu lassen, als lange daran zu rühren. Das sind die Folgen der von mir so oft und hart gerügten Nachsicht der Behörden gegen die Schimpfblätter, die mit Injurien Handel treiben und nichts respektiren, nicht einmal das Heiligthum der Familie.

81.

Gestern Abend haben einige Unruhen stattgefunden, die, wie immer, durch Moleques (farbige Strassenjungen), Engraixates (Stiefelwichser), Zeitungsknaben etc. hervorgerufen wurden. Es rottete sich auf der Praça de S. Francisco ein Haufe dieser Jugend zusammen, und da sie zwei leere Pipas (Tonnen) fanden, rollten sie dieselben unter riesigem Geschrei die Rua d'Ouvidor hinunter, wo natürlich gleich eine Panik entstand und das „fecha-fecha" (Rufe: Schliesst! Schliesst!) losging. Zu den Moleques gesellten sich später Vagabunden und Capoeiras (aufrührerische Negersclaven), und als die Urbanos (Stadtpolizei) erschienen, wurden sie mit Steinwürfen begrüsst. Es entstand nun ein Conflikt, bei dem, wie immer, verschiedene Unbetheiligte mit Steinwürfen, Säbelhieben und Revolverschüssen verwundet wurden. Die berittene Polizei erschien und säuberte die Strassen, indem sie pleine carrière und mit entblössten Säbeln durch dieselben jagte. Die ganze Geschichte war nur ein Putsch, beweist aber, dass die Geister aufgeregt sind durch die Ermordung des etc. Apulcho. Hoffentlich wird die Sache hierbei nun ihr Bewenden haben. Der Körper des etc. Apulcho ist auf Rechnung der Polizei bestattet und nicht an die Familie ausgeliefert worden, wahrscheinlich um Demonstrationen zu verhüten. Es heisst, der Polizeichef sei zurückgetreten und der 3. Delegado de Policia (der in Apulcho's Fall intervenirte) sei entlassen worden. Der Staatsanwalt hat das Verbrechen denuncirt, aber — es finden sich keine Zeugen, Niemand hat die Mörder erkannt . . . So rächt sich an Apulcho, was er verbrochen hat; sein Tod bleibt unbestraft, weil Niemand die Mörder denunciren will.

Heute Morgen hat die Heirath des Staatsraths Rudolpho Dantas mit der Tochter des Visconde de S. Clemente in dem herrlichen Palais Nova Friburgo stattgefunden, zu der wir eingeladen waren. Krankheit in der Familie und die Vorbereitungen zur Abreise, die am 3. November stattfinden

wird, haben mich zu meinem Bedauern verhindert, der Einladung zu folgen.

Gestern war ich auf dem Morro do Castello, dem Berg, der mitten in der Altstadt Rio liegt und dieselbe dominirt. Dort war es, wo die Jesuiten schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihr „Zwing-Rio“ etablirt hatten. Von der stolzen Höhe des Kastell-Berges dominirte ihr grosses Colleg die Stadt, die sie sich unterthan gemacht hatten. Ich bestieg den Morro von der Rua da Misericordia aus, indem ich einen steilen vor Jahrhunderten gepflasterten Hang hinaufging. Wie mag es dort einstens von Jesuiten gewimmelt haben! Auf dem östlichen Vorsprung des Berges, zu dem diese Ladeira führt, steht die riesige Zwingburg der Jesuiten, aus der dieselben 1760 vertrieben wurden, d. h. nachdem sie mehr als 200 Jahre lang dort unbeschränkt geherrscht und gewaltet hatten. Das riesige, mit Ocker getünchte Gebäude hat vier Stockwerke und ist circa 200 Meter lang; es ruht auf gewaltigen Grundvesten, die in Granit ausgeführt sind und tiefe Keller und Krypten enthalten, aus denen riesige Abzugs-Canäle ins Meer führen. Das sind grossartige Bauten, an denen Generationen arbeiten mussten. Seit der Vertreibung der Jesuiten erzählt sich das Volk, dass im Morro do Castello grosse unterirdische Gelasse, lange Gänge etc. existiren, in denen die fliehenden Jesuiten ihre Schätze vergraben haben sollen; noch vor wenigen Jahren haben Ausgrabungen stattgefunden, und nichts, absolut nichts ist gefunden worden. Ich bin überzeugt, dass, selbst wenn unterirdische Gänge vorhanden sein sollten, keine Schätze darin sind, denn die Jesuiten werden längst Mittel und Wege gefunden haben, wegzuschaffen, was sie einst verbergen mussten, wie es ja auch in den Missionen geschehen ist, wo Freund Riegnitz und Andere fruchtlos das edle Handwerk der Schatzgräberei betrieben haben. Die bevorstehende Abtragung des Kastell-Berges (die bereits contrahirt ist) wird die Geheimnisse desselben offenkundig machen. Ich bin überzeugt, dass man wohl Gräber finden wird mit modernden Knochen von Opfern der Jesuiten, aber Schätze sicher nicht. Dazu

sind die Herren vom Orden Jesu viel zu gerieben und lieben das Gold zu sehr. Das riesige Gebäude dient jetzt als Militärhospital und leistet gute Dienste. An dasselbe schliesst sich die Kirche des heiligen Ignaz von Loyola. Auf einer ihrer Thüren sieht man das bekannte Zeichen der Gesellschaft Jesu und über dem Portikus liest man die Jahreszahl 1567. Beinahe 200 Jahre lang haben die Jesuiten in dieser Kirche gepredigt und durch sie die Bevölkerung von Rio beherrscht. Jetzt ist dieselbe unbenutzt. Sie ist klein und hässlich, ohne Styl. Bei ihrer steigenden Macht war den Jesuiten diese Kirche zu klein geworden, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahmen sie den Bau einer zweiten, aber zwanzigmal grösseren, in Angriff. Als sie 1760 vertrieben wurden, standen bereits die mächtigen Grundmauern dieses Riesenbaues, dessen gewaltige Bogen heute noch Respekt einflössen. Wäre die Kirche fertig geworden, so würde sie die grösste Brasiliens sein, freilich auch geschmacklos, wie alle Jesuiten-Architektur. Doch das Edikt Pombal's ereilte die „frommen Väter", ehe ihr Werk über die Grundmauern hinausgediehen war, und auf diesen erhebt sich heute der elegante Bau des astronomischen Observatoriums, ein schönes Gebäude mit hoher Kuppel. Seltsame Ironie des Schicksals . . . Ein astronomisches Observatorium auf der Grundlage der Jesuitenkirche — die moderne Wissenschaft thronend auf den Resten des jesuitischen Obskurantismus . . . Dem Staate sind diese Baulichkeiten natürlich sehr zu statten gekommen, und er hat wohlgethan, sie auszunutzen. Das Observatorium selbst besuchte ich nicht, da es bei Tage nichts Interessantes bietet, denn Fernröhre und sonstige Instrumente nur anzusehen ist nicht der Mühe werth. Se. Majestät der Kaiser hat das Observatorium reich ausgestattet, und dasselbe soll Alles enthalten, was die Wissenschaft von einem Etablissement ersten Ranges in diesem Genre verlangt. Ich besuchte noch das alte Kastell auf dem westlichen Vorsprung des Berges, welches als Kaserne dient und nichts Interessantes ausser der Atalai (Wachtthurm) enthält, die das Einlaufen von Schiffen durch Marryat-Flaggen signalisirt.

Indem ich nun die Richtung nach der Ladeira do Seminario einschlug, auf der ich zur Praça da Carioca niedersteigen wollte, kam ich auf das südliche Plateau des Berges, wo die alte Pfarrkirche zu S. Sebastião, die frühere Matriz Rio's, steht, in deren Schiff die Reste des Gründers der Stadt Rio, Estacio de Sáo, ruhen, die dort im Jahre 1583 deponirt wurden. Es ist ein grosses, äusserlich geschmackloses (Jesuitenstyl) Gebäude; die Kirche ist gross, enthält sieben Altäre und zwei Seiten-Kapellen; gute Bilder schmücken die Wände, und die Skulpturen sind sehr gute Arbeit. Die Kirche wird von den Kapuzinern verwaltet, und in ihr findet alljährlich das grosse Sebastians-Fest statt. Ich ging nun die Ladeira des Seminars hinab, welches an der Rampe der Praça Mãi do Bispo, gegenüber der Escola S. José, liegt. Man sieht davon nur das Thor und eine prachtvolle Palmen-Allee. Das Seminar selbst (gegründet 1739) liegt in der Tiefe und soll ein umfangreiches Gebäude sein. Das bischöfliche Palais, eine wahrhaft fürstliche Wohnung, liegt auf dem Morro da Conceição. Das also ist der Morro do Castello, heute ein verlassener, fast einsamer und trauriger Platz, während sich einstens dort das Leben von Rio concentrirte. Bald wird er ganz verschwunden sein, und nichts wird bleiben vom ehemaligen Dominium der Jesuiten, als — leider — diese selbst . . . Uebrigens müssen sich die hier jetzt sehr zahlreich vertretenen Jesuiten nicht schlecht ärgern, wenn sie die Bauten ihres Ordens heute als Staatseigenthum sehen.

Ich nehme die Gelegenheit wahr, um die noch in Rio existirenden Klöster aufzuführen. Es sind folgende: Das Benediktiner-Kloster, welches noch circa 20 Mönche zählt und gegenwärtig das reichste ist. Es wurde im Jahre 1590 gegründet, und seine im reinsten Renaissancestyl aufgeführte Kirche ist wirklich grossartig, die schönste Rio's, ebenso das Kloster selbst mit seinen Kreuzgängen, inneren Höfen, Gärten etc. Dasselbe hat eine Gelehrtenschule (gratis) und eine Bibliothek von mehr als 8000, meistentheils kostbaren und alten Werken der Theologie. Es liegt prachtvoll auf einem Hügel am Meere, am Ende der Rua

Direita. — Das Kloster des heiligen Antonius liegt auf dem gleichnamigen Morro, gehört den Kapuzinern und wurde 1608 gegründet. Aus ihm gingen Brasiliens grösste Kanzelredner: San Carlos, Sampaio, Rodavalho und Montalverne hervor, die in der betreffenden Kirche neben verschiedenen Mitgliedern der königlichen und kaiserlichen Familie begraben sind. Das grosse Kloster zählt nur noch drei Mönche und fällt mit all seinem Besitzthum an den Staat, sobald der letzte gestorben ist. — Das Carmeliter-Kloster liegt an der Lapa do Desterro, hinter der gleichnamigen Kirche. Einstens war es das reichste Kloster Brasiliens; heute zählt es noch fünf Mönche. — Das Ajuda-Kloster, an der Ecke des Passeio Publico, ist 1654 gegründet; es ist ein gewaltiges Gebäude, welches nie ganz ausgebaut wurde. Nur drei alte Nonnen leben in ihm. Das Kloster ist reich, und in seiner grossen Kirche ist die erhabene Mutter des Kaisers begraben. — Schliesslich noch das Kloster der heiligen Theresa, welches ich schon beschrieben habe. Es wurde 1750 gegründet und hat noch neun Nonnen, die alle sehr alt sind. — In 10 Jahren werden alle diese grossen Klöster mit dem dazu gehörigen Eigenthum (welches sich auf viele Millionen beläuft) an den Staat fallen, da die alten Mönche und Nonnen nur aus Eigensinn länger leben könnten. Dem Staate werden diese fetten Brocken sehr gut munden, und eigentlich bewundere ich die Enthaltsamkeit, die er bisher geübt hat, denn das Kürzeste wäre gewesen, die ganze alte Sippe in irgend einer Weise abzufinden und — die Güter zu confisciren.

Rio, 27. Oktober 1883.

82.

Des Ende meines hiesigen Aufenthaltes ist vor der Thür, und mein heutiger Brief wird vielleicht der letzte sein, den ich von hier datire, da ich am 5. November nach

S. Paulo abreise. Natürlich werde ich nicht unterlassen, meine Reisebriefe bis zur Ankunft in Rio Grande fortzusetzen, und hauptsächlich werde ich eingehend über S. Paulo berichten. Eigentlich sollte ich noch etwas länger in Rio bleiben und würde es thun, wenn ich wüsste, dass die Assembléa nicht zusammenkäme, — denn hier fängt es jetzt erst an, interessant zu werden. Die Monotonie des gewöhnlichen Lebens in Rio ist unterbrochen; es gibt jetzt Auf- und Anregung die Menge, seit das Schwert der Nemesis (unter der Form verschiedener Dolchmesser) dem Leben des unglücklichen Apulcho de Castro ein jähes, wenn auch nicht ganz unerwartetes Ende machte. Am 29. Abends waren wir zu einer Soirée in Botafogo geladen, und als wir gegen 12 Uhr auf der Lapa den Bond von Botafogo verliessen, um den des Plano Inclinado zu nehmen, sahen wir einen Haufen „Bassermannscher Gestalten", welcher eben damit beschäftigt war, die Thür des „Casino. Fluminense" mit Petroleum in Brand zu stecken. Gleich darauf kam ein Detachement Polizei, die Petroleurs wurden zersprengt und das bereits lichterloh brennende Feuer gelöscht. Die Herren Petroleurs hatten sich nämlich getäuscht und das Casino für das Justiz-Ministerium gehalten, welches daneben liegt, eine gleich breite Thür und den gleichen Anstrich hat. Ihr liebenswürdiger Versuch hatte nämlich dem Justiz-Ministerium gegolten; sie meinten den Tod Apulcho's am besten zu rächen, indem sie das Justiz-Ministerium niederbrannten. . . . Diese Scene, der ich zufällig beiwohnte, war aber durchaus nicht die einzige, die den Abend des 29. verherrlichte. Gleich bei Dunkelwerden hatten sich grosse Mengen von Capoeiras (aufrührerische Negersclaven) und sonstigen „catilinarischen Existenzen" auf der Praça de S. Francisco zusammengerottet und begannen dort und in der Rua d'Ouvidor die Gasflammen auszulöschen und in logischer Folgerung auch die Laternen zu zerschlagen, wobei sie höchst unschuldigerweise „Viva a revolução!" riefen. Erst gegen 11 Uhr Abends wurde die Ruhe hergestellt, nachdem starke Detachements Urbanos (städtische Polizei) in durchaus nicht urbaner Weise mit dem Rifle gewirth-

schaftet, während die berittene Polizei flache Säbelhiebe austheilte und die Geheimpolizisten ihre Petropolitaner Knüppel schwangen. Diese sogenannten „Petropolis“ sind ein Industrie-Erzeugniss der Deutschen von Petropolis, die darin mit den Bewohnern Ziegenhains wetteifern, so dass sich unsere kulturtragende Mission auch hier bewährt, denn eigentlich ist doch der Knüppel das überzeugendste aller Instrumente der Civilisation. Doch Scherz bei Seite. Die Sache ist ernst genug! Rio hat an seinen Capoeiras schon ein recht böses Element; hierzu kommt jetzt die geradezu revolutionäre Propaganda der Abolitionisten, die Aufregung in den farbigen Classen wegen der Ermordung des Schwarzen Apulcho, und schliesslich — last not least — die drohende Haltung des 1. Regiments, welches 800 Mann stark ist, ausgezeichnete Waffen hat und mit (hierzulande seltenem) Corpsgeist zusammenhält wie ein Mann. Die Regierung hat, wie immer, halb gehandelt, d. h. sie hat dem Polizeichef seine Entlassung gewährt, aber nicht gegeben á bem do serviço publico (im Interesse des öffentlichen Dienstes), wie es ihre Pflicht war. An seiner Stelle ist der frühere, sehr thätige und energische Chef Tito de Mattos ernannt worden. Die Aufregung im Volke kann er wohl bemeistern, aber das 1. Regiment . . . da liegt der Knüppel beim Hunde. Es heisst, die Regierung habe beschlossen, das Regiment nach Rio Grande zu versetzen, und das Regiment weigere sich, wegzugehen, was ziemlich natürlich ist, da es die hiesige Garnison als ihm zukommend betrachtet und Offiziere und Soldaten geradezu ansässig sind. Ich wüsste nicht, welche Mittel die Regierung hätte, um das Regiment zu zwingen, und sobald ihr diese Mittel fehlen, dürfte sie unter keiner Bedingung einen solchen Befehl geben, denn das Regiment hat prachtvollen esprit de corps und hält zusammen wie ein Mann. Das Klügste wäre sicher, es in Ruhe zu lassen, da doch nichts zu machen ist. Die grosse Presse hat das sehr gut begriffen und will durchaus nicht mit den Leuten anbändeln; sie kennt die Mörder nicht und will sie auch gar nicht kennen lernen. Nur „Folha Nova“ hat einige, noch dazu recht bescheidene Anspielungen riskirt

und — die beiden letzten Nächte musste die Druckerei von der Polizei besetzt und bewacht werden. Das ist die momentane Lage in Rio, — eine recht anregende und vergnügte, reich an Abwechselung und interessanten Zwischenfällen. Der hohe Herr aber, der in der Einsamkeit seines Kabinets in S. Christovão die Schicksale des Landes lenkt, mag recht sorgenvoll den Dingen, die da kommen sollen, entgegensehen. Freilich . . . wird er jetzt wohl nach und nach zur Ueberzeugung kommen, dass die Unterdrückung der Schand-Presse eine Nothwendigkeit wird, und leicht ist es möglich, dass Er der Worte gedacht hat, die ich noch am Abend des literarischen Festes im Lyceo de Artes e Officios im Gespräch über diesen Gegenstand sagte. Doch genug von diesem unerquicklichen Thema, welches sowieso schon den ganzen Tag in Rua d'Ouvidor verarbeitet wird. Am Sonntag fand die dritte General-Versammlung der Sociedade Central de Immigração statt, die speciell einberufen war, um den effektiven Vorstand zu wählen. Gewählt wurden: Präsident: der General-Lieutenant Staatsrath Heinrich von Beaurepaire-Rohan; Vice-Präsident: Generaldeputirter Dr. Alfredo de Escragnolle Taunay; 1. Sekretär: Dr. André Rebouças; 2. Sekretär: Dr. Ennes de Sousa (in Deutschland erzogen); Schatzmeister: Ferdinand Schmid; Direktoren: Baron von Irapuã (Salles), Baron von Teffée (Hohenholtz), Baron von Tautphöus, Hugo A. Gruber, Commendador Malvino dos Reis, Staatsrath Nicolau Moreira, Gustav Trinks, João Clapp, Major J. V. Leite de Castro, Dr. Vicente de Sousa, Dr. Ferreira d'Araujo, Commendador Oliveira Lisboa. Das deutsche Element ist also im Vorstand durch den Schatzmeister und unter den Direktoren durch die Herren Gruber, v. Tautphöus und Gustav Trinks vertreten. João Clapp, der bekannte Freund Osorio's und Chef der Abolitionisten, ist auch von deutscher Abkunft und gebürtig aus Pelotas, von wo er als Kind nach Rio kam. Nach der Wahl wurden Dr. Blumenau und ich einstimmig zu Ehren-Directoren der Gesellschaft (auf Antrag des Herrn Schmid) ernannt, und auf Antrag Taunay's wurde in der Akte noch ein besonderes Dankesvotum an

uns, als Urheber der Gesellschaft, verzeichnet. Schliesslich wurde beschlossen, dass Se. Majestät der Kaiser gebeten werden solle, Tag und Stunde der Einweihungsfeier zu bestimmen, wobei die Gesellschaft den Wunsch aussprach, dass dieselbe vor meiner Abreise am 5. November stattfände, damit ich derselben noch beiwohnen könne.

Rio, 30. Oktober 1883.

83.

Uebermorgen reisen wir nach S. Paulo und morgen schliesst daher die Reihe meiner Briefe aus Rio ab. Heute habe ich mich Sr. Majestät dem Kaiser empfohlen und ihm zugleich meinen Dank ausgesprochen für die Orden, die er meinen Freunden und Mitarbeitern in Berlin und Porto Alegre verliehen hat. Ich fuhr um halb 6 Uhr nach S. Christovão und zwar gesegnet mit einem congestiven Kopfweh, was mir kaum erlaubte, aus den Augen zu sehen, denn ich hatte den ganzen Tag über bei grosser Hitze Abschiedsvisiten gemacht. Als ich im Schloss ankam, war bereits eine grosse Anzahl von Herren und Damen versammelt, und als der Kaiser kurz nach 6 Uhr in die Gallerie trat, war ich einer der Ersten, die sich ihm nähern durften. Der hohe Herr empfing mich mit derselben Freundlichkeit, mit der er mich bei allen vorhergehenden Audienzen ausgezeichnet hatte, und ich erklärte ihm, dass ich gekommen sei, um mich Sr. Majestät zu empfehlen und zu gleicher Zeit für den Akt der Gerechtigkeit zu danken, den er vollzogen, indem er meine Freunde und Mitarbeiter an der Deutsch-Brasilianischen Ausstellung zu Porto Alegre mit hohen Auszeichnungen bedacht hatte. Se. Majestät nahm meinen Dank in leutseligster Weise entgegen und sagte, indem er etwas in die Gallerie zurücktrat: „Sie sind in zwei Artikeln in „Kos. Deutsche Zeitung“ ungerecht gegen mich gewesen, indem Sie behauptet haben, ich sei ein Geg-

ner der deutschen Einwanderung, und diese Gegnerschaft sei mir bereits in Mark und Knochen übergegangen. Das ist eine Ungerechtigkeit, denn Sie wissen, dass ich stets ein Freund der Deutschen gewesen bin."

Ich entgegnete Sr. Majestät: „Verzeihen mir Ew. Majestät, aber zur Zeit, wo ich die bewussten beiden Artikel schrieb, war ich überzeugt, dass es wirklich so sei."

„Aber Sie hatten keine Gründe für diese Ueberzeugung . . ."

„Ich muss nochmals um Verzeihung bitten: Die systematische Verweigerung der amtlichen Anerkennung der Verdienste, die sich die Schöpfer und Leiter der Deutsch-Brasilianischen Ausstellung entschiedenerweise um den Staat erworben hatten, während andere weniger wichtige Unternehmen dieser Art mit Auszeichnungen geehrt wurden, musste mir die Ueberzeugung einflössen, dass es sich um eine positive Abneigung gegen das deutsche Element handele."

„Dem war aber nicht so . . ."

„Jetzt, nachdem Ew. Majestät in grossmüthigster Weise meine Arbeitsgenossen belohnt hat, erkenne ich das auch an, und gleich am Tage, an dem Ew. Majestät meinen Freund Dr. Jannasch mit einer hohen Auszeichnung bedachte, habe ich in beiden Blättern, in der „Gazeta" sowohl, wie in „Kos. D. Ztg." öffentlich amende honorable gemacht und jene Worte zurückgenommen, die ich jetzt als ungerecht erkenne, trotzdem sie damals den Verhältnissen entsprachen."

„Nun wohl, Herr v. Koseritz, ich bin sehr freimüthig und will Ihnen sagen, weshalb ich diese Angelegenheit berührt habe. Ich schätze Sie als tüchtige Arbeitskraft und nützlichen Menschen, der aufrichtig für das Beste des Landes strebt, und deshalb möchte ich gern, dass Sie nicht fortführen, ungerecht gegen mich zu sein. Es kommt mir nicht in den Sinn, sachlichen Tadel meiner Handlungen übel zu nehmen; Tadel ist nützlich und nothwendig, und es ist mir lieb, wenn meine Handlungen rücksichtslos besprochen resp. mit Gerechtigkeit getadelt werden, denn ich kann irren, wie jeder

Mensch, nur Ungerechtigkeiten gegen die Person müssen vermieden werden.“

„Ich anerkenne die hochherzige Gesinnung Ew. Majestät, die sich in diesen edlen Worten abermals bethätigt, und wiederhole nur, dass ich bereits amende honorable gemacht habe, und dass ich jetzt, nach jenem Akt der Gerechtigkeit gegen meine Freunde, ganz anders denke.“

„Está bom, Snr. Koseritz! (Es ist gut, Herr v. Koseritz!) Wie geht es Ihrer Familie?“

„Ich danke Ew. Majestät für freundliche Nachfrage: Alle sind wohl und wir reisen übermorgen nach Rio Grande ab.“

„Ich habe die Uebersetzung Ihrer Tochter gelesen, und dieselbe hat mir sehr gefallen.“

„Im Namen des Mädchens danke ich Ew. Majestät für dieses wohlwollende Urtheil.“

„Nun wohl, Herr v. Koseritz, ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“

Se. Majestät reichte mir die Hand und sagte: „Wollen Sie nicht die Kaiserin sehen? Gehen Sie, begrüssen Sie die Kaiserin!“

Ich begab mich demzufolge in die Gemächer der hohen Frau, fand dieselben aber voller Wartenden, und da mein Kopfweh immer stärker wurde, musste ich mich zurückziehen, ehe es mir gelungen, der erhabenen Herrscherin meinen Respekt zu bezeigen, was mir aufrichtig leid that, da ich die Gattin D. Pedro's als Modell aller Tugenden verehre. Als ich durch die Gallerie ging, beehrte mich Se. Majestät der Kaiser nochmals mit einer freundlichen Neigung des Hauptes, und ich suchte meinen Wagen auf, um mein Kopfweh nach Hause zu bringen, wo ich nach kurzer Ruhe die Feder nahm, um im Gegenwärtigen diese letzte, inhaltsreiche Unterhaltung mit Sr. Majestät dem Kaiser zu Papier zu bringen, ehe ein oder das andere Wort meinem Gedächtniss entschwände. Der Kaiser war in dieser letzten Unterhaltung, trotz der Schwierigkeit des Themas, von einer so auffallenden, fast möchte ich sagen väterlichen Güte gegen mich, dass ich dieselbe am liebsten

nicht der Oeffentlichkeit übergeben hätte; aber ich habe alle früheren Unterredungen mit dem hohen Herrn in diesen Spalten reproducirt, und thäte ich es jetzt nicht, so würde es meinen Gegnern Gelegenheit geben, mein Stillschweigen in gänzlich verschiedener Weise zu deuten; auch ist es meine Pflicht, nochmals öffentlich anzuerkennen, dass jene, unter dem Drucke der Verhältnisse in mir entstandene Ueberzeugung: der Kaiser wolle den Deutschen nicht wohl, unbegründet ist, wie die hohen Auszeichnungen beweisen, die meinen Mitarbeitern wurden, und die mit der von mir aufgegebenen Liste vollständig übereinstimmen.

So habe ich also dem kaiserlichen Hofe, vielleicht für's Leben, Adieu gesagt; möge aber mein Schicksal sein, welches es wolle: ich werde Sr. Majestät dem Kaiser stets dankbare Erinnerung bewahren für das mir erwiesene ehrende Interesse und für die Güte und persönliche Freundlichkeit, mit der er mich behandelt hat.

Rio, 3. November 1883.

84.

Mein letzter Brief von Rio! Wer mir vor sechs Monaten gesagt hätte, dass der Abschied von Rio mich fast traurig stimmen würde, den hätte ich sicher ausgelacht. Und dennoch ist es so; der Mensch ist einmal ein Gewohnheitsthier, und man gewöhnt sich an Alles, — selbst an Rio . . . Ich freue mich wirklich, dass ich nicht gezwungen bin, Rio an Bord eines Steamers zu verlassen, wo man das herrliche Panorama dieser einzigen Bai vorüberdefiliren sieht, alle die Orte, die man besucht, an denen man vergnügt und glücklich gewesen ist während langer Monate. Es ist das jedenfalls ein penibles Gefühl, dem ich aus dem Wege gehe, denn wer Rio per Express-Zug nach S. Paulo verlässt, sieht von Alledem nichts. Um halb vier Uhr Morgens müssen wir hier wegfahren, um gegen 5 Uhr, wo es eben dämmert,

den Zug zu besteigen, um dann in 13 stündiger Fahrt S. Paulo am Abend desselben Tages zu erreichen. Die Stadt verliert man aus dem Gesicht, man weiss nicht wie, und alle die neuen Scenerien beschäftigen den Reisenden und lassen ihn nicht zurückdenken an Das, was er hinter sich lässt. Besser so, denn Rio ist mir doch schon lieb geworden, so unangenehm es mich bei meiner Ankunft berührt hatte. Folge der Gewohnheit! Man bewegt sich eben nicht sechs Monate lang in einer Gesellschaft, ohne sich zu affektioniren, hauptsächlich wenn man überall ein so liebenswürdiges Entgegenkommen findet, wie es mir hier allerseits geboten wurde, von den höchsten Kreisen herab bis zum Wirth des Hôtels, in dem ich gewohnt habe. Der Aufenthalt in Rio ist nicht ohne Vortheil für mich gewesen: Ich habe viel Neues und Anregendes gesehen, habe viele Beziehungen angeknüpft, manches Interessante erlebt, mein Blick hat sich erweitert, und ich habe einen klaren Einblick gewonnen in die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, und in die Federn, die die Regierungsmaschine bewegen. Das Leben in der Provinz, in unseren kleinstädtischen Verhältnissen mit all' ihren Misèren hatte meinen Gesichtskreis gewissermassen beschränkt; ich habe hier neue Anschauungen gewonnen, Anregungen bekommen, die Früchte tragen müssen, und ich kehre neubelebt, mit aufgefrischter Kraft in die alten Verhältnisse zurück. Viele Dinge, die mir in unserer kleinen Welt von Porto Alegre gar wichtig erschienen, sehe ich jetzt ganz anders an und begreife fast nicht, wie ich mich seinerzeit über so Manches ärgern konnte, was seiner erbärmlichen Kleinheit halber höchstens mit Verachtung zu strafen ist. Ich will hiermit durchaus nicht sagen, dass sich meine Anschauungen hinsichtlich der Rio-Welt bedeutend geändert haben, — Das ist nicht der Fall: Ich behaupte nach wie vor, dass hier eine geradezu corrupte und corrumpirende Luft herrscht, in der nicht nur Gelbe-Fieber-Vibrionen, sondern auch die Vibrionen einer Art von moralischer Pest umherschwirren. Die Corruption ist gross, fast allgemein und — sie ist erklärlich, denn Rio bietet eben so viel Genüsse, so viel Schönes und Gutes

(was aber leider Alles Geld und zwar viel Geld kostet), dass es ganz erklärlich ist, wenn Alles nach Geld rennt und trachtet. Daher blüht die sogenannte advocacia administrativa, und deshalb explorirt die Presse den Skandal, das Volk vergeudet seine Oekonomien im Lotteriespiel, Kassendefekte gehören zur Tagesordnung, und Alles strebt nur nach Genuss und nach den Mitteln, sich denselben zu verschaffen. Deshalb die nicht genug zu rügende Käuflichkeit und allgemeine Corruption. Ein anderer Uebelstand ist der Mangel an Ernst und an wahrem Interesse für die Schicksale des Vaterlandes. Hier lacht man über Alles, und die ernstesten Angelegenheiten werden mit einem bon-mot abgethan. Kein Interesse ist dauernd, es ist Alles Strohfeuer, und der Grundzug des hiesigen Volkscharakters ist eine alle Begriffe übersteigende Gleichgiltigkeit. Um das Volk aus derselben aufzurütteln, muss es Ereignisse geben, wie die Ermordung Apulcho's, und selbst diese gehen in drei oder vier Tagen vorüber, ohne nachhaltige Spuren zurückzulassen. Da sind wir Wilden denn doch bessere Menschen; wohl sind die stark entfesselten Leidenschaften bei uns zu Hause recht unbequem, und die Menge Hass, die man dort auf sich ladet, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, — aber es ist doch ein gewisser Ernst vorhanden, und man weiss, woran man ist. Hier wird Alles mit einigen schlechten Witzen abgethan, und dieselben Deputirten, die sich am Morgen die furchtbarsten Wahrheiten gesagt haben (Wahrheiten, die in den resp. Provinzen fieberhaften Enthusiasmus hervorrufen), gehen Abends im Theater Arm in Arm, essen Croquets und schlürfen Sorbets, wobei sie sich gegenseitig Complimante machen über die gelungene Art, in der sie ihren Wählern wieder einmal ein X für ein U gemacht haben. Und dieser Mangel an Ernst, dieser Hang, Alles, auch das Wichtigste, scherzend zu betreiben, geht bis hinauf in die höchsten Kreise. Wirklich ernst nimmt es nur der Kaiser, dem echte Vaterlandsliebe nicht abzusprechen ist, und ich glaube fast, er ist auch der Einzige, der ernstlich arbeitet, wenigstens weiss er auf allen Feldern Bescheid

und ist häufig in der Lage, seinen Kronräthen sive Ministern Dinge zu erklären, die sie besser wissen müssten, als er selbst. Eine gute Eigenschaft hat das hiesige Volk: „Capoeiras“ abgerechnet, ist es musterhaft friedfertig, und trotz der grundschlechten Polizei braucht hier Niemand Waffen zu tragen, selbst nicht in den einsamsten Gegenden und zu später Nachtstunde. Das ist allerdings ein Vortheil, den unsereins zu schätzen weiss, denn von der Provinz lässt sich das Gleiche leider nicht behaupten. Doch genug jetzt von Rio de Janeiro; ich habe meinen Aufenthalt hier nicht verloren, und meinen Lesern ist er ebenfalls zu Gute gekommen, denn ich habe ihnen den grössten Theil der hier empfangenen Eindrücke mitgetheilt.

Rio, 4. November 1884.

85.

Da sind wir in der Musenstadt S. Paulo. . . . Gestern Morgen um 4 Uhr setzte sich unsere Karawane von Santa Theresa aus in Bewegung, denn der Expresszug nach S. Paulo geht um 5 Uhr Morgens vom Central-Bahnhof auf dem Campo de Sant'Anna ab. Zum letzten Male fuhren wir in sternheller Nacht die romantische Ladeira von Montalegre hinunter und sahen das Häusermeer da unten im Glanze seiner zahllosen Gasflammen schimmern. Um halb 5 Uhr kamen wir auf dem Bahnhof an, wo unser Wirth, der uns begleitet hatte, das Gepäck übernahm und ein Coupé belegte, während ich die Billets kaufte. Die Fahrt nach S. Paulo kostet à Person 37$300 Reis (M. 74,60) (I Classe) und für je 10 Kilo Gepäck bezahlt man 2$300 Rs. (M. 4,30) Fracht. Frei ist nur das Gepäck, welches unter die Sitze im Wagen gestellt werden kann. Bei so enormen Frachtpreisen ist man natürlich vorsichtig mit Gepäck, und wir nahmen nur 2 Koffer mit und liessen den ganzen Rest unseres Gepäcks an Bord des Dampfers „Rio de Janeiro“ bringen, den wir in Santos nehmen wollen.

Als wir am Bahnhof ankamen, brannten die Gaslampen noch, aber schon röthete sich der Himmel im Osten, und vor der grossen Station herrschte reges Leben. Sämmtliche Tagesblätter wurden (allerdings zu höheren Preisen) ausgeboten, und die Lotterieloose verfolgten uns bis zum Abschied, ebenso die Graixates (Stiefelwichser), die gar zu gern noch mal einen Tustão (eine Münze von 20 Pf.) verdient hätten. Im Innern des grossen Gebäudes war das Leben nicht minder rege: Hunderte von Passagieren belagerten die Schalter, während im Gepäck-Raum Colli gewogen, etiquettirt und bezahlt wurden. Das Ganze macht einen europäischen Eindruck: Der Bahnhof ist sehr gross und das reisende Publikum, mit seinen Reisemänteln von grauer Leinwand, seinen weissen Futteralen über den Hüten, seinen Handkoffern und Reisetaschen, sieht ganz aus comme chez nous. Die Ordnung ist eine musterhafte: Auf den (mit Glas überdeckten) Perron kommt Niemand ausser den Passagieren, den Beamten und den mit Schild und Zahl versehenen Trägern, die streng controlirt werden. Unser Wirth hat für uns ein grosses, bequemes Coupé in einem Wagen erster Classe belegt und dort bereits all unser kleines Gepäck sowie den Frühstückskorb untergebracht, denn das ist eine Vorsicht, die der Passagier nicht vernachlässigen soll: Bis zu leidlichen Restaurationen hat es nämlich die Pedro II.-Bahn noch nicht gebracht, und wer sich nicht vorsieht, kann bis zum Abend hungern oder muss sich in traurigster Form für schweres Geld abspeisen lassen. Bald sassen wir in unseren bequemen Halbcoupés (die Wagen sind nach amerikanischem System mit einem breiten Gange in der Mitte), von denen jedes einen kleinen Wand-Tisch hat, den man aufschlagen oder zusammenklappen kann, je nach Gefallen. Da die Bahn breitspurig ist, sind die Wagen gross, und man fährt sehr gemüthlich in denselben. Endlich, um 5 Uhr, ertönte der schrille Pfiff der Lokomotive, unser Wirth verabschiedete sich eiligst, und der enorme Zug setzte sich in Bewegung. Als wir, nun schon in schnellerem Tempo, den Bahnhof verliessen, vergoldeten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die

Thürme Rio's. Freilich, noch waren wir ja in der Stadt; kreuzten wir doch soeben die Strasse von S. Christovão, durch die ich noch am Sonnabend (den 3.) nach dem kaiserlichen Palais gefahren war, und jetzt sind wir innerhalb der kaiserlichen Quinta; am Rande der Bahn steht ein elegantes Gebäude in Schweizerstyl; es ist die Privatstation des Kaisers, und dort glänzen im röthlichen Scheine der Morgensonne die Fenster des Palais von S. Chrisovão, auf dessen Zinne soeben die kaiserliche Standarte aufgezogen wird. Und weiter geht es, jetzt in fliegendem Tempo; wir passiren 5—6 kleine Stationen (für die Passagierzüge der Vorstädte); vorüber an glänzenden Villas, herrlichen Gärten und zierlichen Chalets fliegt der Zug immer weiter durch die fernen Vorstädte der grossen Stadt, die sich meilenweit ausdehnen. Ein herrlicher frischer Morgen erlaubt uns, die Fahrt zu geniessen, und so wird der Abschied von Rio durch die Neuheit der Scenerien fast unfühlbar. Das Dampfross führt uns weiter: noch immer sieht man hie und da eine graziöse Königs-Palme ihren Wipfel in der Morgenluft wiegen, eine Urania ihre Blätter der Sonne entgegenstrecken; aber seltener und immer seltener werden die glänzenden Villas, die Gärten etc., und jetzt befinden wir uns bereits in anderer Gegend; Rio mit seinen Zaubergärten liegt hinter uns, und die Provinz hat uns aufgenommen. Niedriges Holz umsäumt die Bahn, das Land ist leicht hügelig, nur selten noch sieht man hie und da ein einsames Pflanzenhaus. Schon treffen wir weidendes Vieh, Pferde im Potreiro (Koppel). In Belem ist der erste Haltepunkt, nur 3 Minuten: Die Sonne ist jetzt ganz heraus und überfluthet die Gegend mit ihrem goldigen Lichte; nur vor uns zeichnet sich die düstere Silhouette des hohen Gebirges mit ihren phantastischen Formen auf dem Morgenhimmel ab, deren Spitzen noch dichte Nebelkappen tragen. Jene Berge sollten wir passiren. . . . Der Eindruck ist ungefähr derselbe, wie in Raiz da Serra, wenn man aufschaut zum Orgelgebirge und bedenkt, dass man per Eisenbahn jene steilen Felsen erklimmen soll; nur ein Unterschied ist dabei: nach Petropolis fährt man über die Berge, hier

aber darunter durch: In schnellem Tempo nähern wir uns dem Gebirge: Schon werden zahlreiche Sprengungen im Felsen durchschnitten; Granit auf allen Seiten, eine wildromantische, aber vollständig einsame Gegend, in der man weder Vieh noch Häuser sieht. In regulärer Steigung kommen wir jetzt auf dem mittleren Niveau des Gebirges an: unten im Thale liegt eine italienische Colonie mit einigen vierzig kleinen, weissgetünchten Häusern, die sich reizend ausnehmen. Kaum sind wir an ihr vorüber, als das verstärkte Geräusch und die beginnende Dunkelheit uns den ersten Tunnel annonciren. Noch einen Augenblick, und wir sind in Finsterniss begraben, doch das dauert eine Minute; schon dämmert es, das Geräusch wird schwächer, und dort vor uns liegt im herrlichsten Sonnenlicht abermals eine italienische Colonie von grösserer Ausdehnung. Und so geht es nun weiter, in ewigem Wechsel der Scenerie; von Tunnel zu Tunnel; jetzt im vollen Licht der Morgensonne, die reizende Thäler, grüne Kaffeeberge bescheint und sich spiegelt im Wasser schäumender Gebirgsbäche; von denen einige sehr gross sind. Es sind im Ganzen 17 Tunnels, die uns durch das Gebirge führen; im grössten derselben braucht der Zug 6 Minuten, in anderen 2, 3 und 4 Minuten. Wenn man aus dem 4. Tunnel herauskommt, dehnt sich zur Seite ein reizendes Thal aus, durchschnitten von einem Gebirgsstrom, und dicht an der Bahn arbeitet im Steinbruch eine ganze Colonie von Steinbrechern, die dort ihre provisorischen Hütten aufgeschlagen haben. In den Thälern sieht man häufig Dörfer italienischer Colonisten. Um 6 $^{3}/_{4}$ Uhr haben wir den siebenten Tunnel passirt und 80 Kilometer zurückgelegt.

Besonders hübsch ist das Landschaftsbild vom vierzehnten Tunnel bis zur Station Mendes, an der übrigens nicht gehalten wird. Hier kommen wieder Palmen zum Vorschein, in der Tiefe des Thales sieht man eine Ortschaft mit einer Brücke, wahrscheinlich Macacos, wohin eine kleine Zweigbahn führt. Die Bahn geht am Bett eines schäumenden Gebirgsstromes entlang, der häufig Stromschnellen bildet

und romantische Felspartien durchschneidet; es ist der Pirahy, der weiter vorwärts in den Parahyba mündet. Gleich hinter dem fünfzehnten Tunnel geht die Bahn an einem riesigen Kaffeeberg entlang, dessen Pflanzung enormen Ertrag geben muss; hinter dem sechszehnten Tunnel liegt die kleine Station Sant'Anna, bei der auch kein Aufenthalt ist. Noch ein letzter Tunnel, und vor uns breitet sich das herrliche Landschaftsbild der Barra des Pirahy aus, wo dieser in den Parahyba mündet. Das grossartige Thal des Parahyba empfängt uns; dort liegt Barra do Pirahy, an der Mündung des kleinen Flusses, es ist ein Landschaftsbild, wie man es schöner sich nicht denken kann. Doch der Mensch lebt nicht allein von Poesie, und mithin machten wir uns an unser Frühstück, während der Zug weiter rollte, am majestätischen Parahyba entlang.

S. Paulo, 6. November 1883.

86.

Ja, es ist schön, das gesegnete Thal des Parahyba mit seinen Kaffeebergen, mit seinem herrlichen Strome, mit seinem Hintergrund von dunklen Gebirgen. . . . Und die Frühlingssonne badete es in ihren Strahlen am gestrigen Morgen und spiegelte sich wieder in den Thautropfen, die noch hie und da an den Halmen hingen. Der Morgen war herrlich, aber so ein Frühstück ohne trinkbares Wasser und ohne Kaffee ist ein ziemlich unbehagliches Ding, und es war mir daher sehr erwünscht, als wir nach 10 Minuten an der Station Pinheiros hielten und uns ein schwarzes Getränk angeboten wurde, welches — im Lande des Kaffee — auffällig nach Milho schmeckte und lauwarm war. Aber besser Das, als gar nichts. Vorüber an einer anderen Station (Volta redonda) jagt der Zug weiter, bis wir zur

Barra Mansa kommen, einem hübschen Städtchen mit grossem Stationsgebäude und sehr hübschen Wohnungen. Dicht an der Bahn liegt ein prachtvoller Garten in französischem Geschmack, in dessen Tiefe man ein wahres Palais sieht. Hier wohnen viele reiche Leute aus Rio, die sich der Fieberatmosphäre entziehen, aber — in diesem Jahre wenig dabei gewannen, denn das Fieber ist ausnahmsweise bis Barra Mansa vorgedrungen. Es ist 9 Uhr 15 Minuten, und wir haben 154 Kilometer in $4^1/_4$ Stunden zurückgelegt. Nach drei Minuten Aufenthalt setzt sich der Zug wieder in Bewegung, und das Thal des Parahyba fährt fort, seine wechselvollen Landschaftsbilder vor uns aufzurollen. In Pombal, einer kleinen Ortschaft, hält der Zug zwei Minuten; die Gegend bietet permanente Abwechselung und herrliche Bilder; ist es doch der schönste und reichste Theil der Provinz Rio, in dem wir uns befinden. Jetzt kommen wir zur Station Divisa, wo nur zwei Minuten Aufenthalt ist, und wo es von italienischen Colonisten wimmelt, die dort auf der früheren Kron-Domäne Porto Real eine blühende Colonie bilden, gegründet von der Associação agricola e colonisadora, deren Präsident mein lieber Freund Dr. Januario de Oliveira ist, einer der vorzüglichsten Brasilianer, die ich jemals gekannt habe. Nach einigen Minuten befinden wir uns auf der grossen Brücke über den Parahyba, eine sehr solide und gute Arbeit, und sind in der Provinz Minas, die uns allerdings nicht lange beherbergen wird, denn bald geht es über eine zweite Brücke, und wir kommen vorbei an der Station Surruby, um gegen 10 Uhr Morgens auf dem Bahnhofe der Stadt Resende (Kilometer 191) zu halten. Es ist eine schöne Stadt mit vielen neugierigen Menschen auf dem Perron. Kurz nach einander passiren wir nun, immer noch im schönen Parahybathal, die kleinen Stationen Ilitatia und Boa Vista, wo ein kurzer Aufenthalt ist. Alle diese Stationen zeigen ihre Magazine überfüllt mit Kaffeesäcken, und an der ganzen Bahn entlang sieht man einen Kaffeeberg neben dem andern. Die Bahn kreuzt (bis Cachoeira) den Fluss noch dreimal, und so theilt sich dieser Abschnitt der Reise

zwischen den Provinzen Minas und Rio de Janeiro — Pardon, wollte sagen S. Paulo —, denn schon haben wir die Grenze von Rio überschritten und befinden uns in den alten Markungen der mannhaften Vicentistas, die einstens aus ihrem Amador Bueno beinahe einen König gemacht hätten. Bei Queluz (in Minas), wo die Rio Verde-Bahn abgeht, passiren wir den Parahyba auf einer grossen Holzbrücke, die trotzdem aber sehr solid gebaut ist. Queluz hat eine grosse schöne Kirche, sonst aber ist der Ort nicht gerade der blühendste, trotzdem er den Knotenpunkt zweier Bahnsysteme bildet. In einer halben Stunde (es ist bereits 11 Uhr Morgens und wir haben ca. 240 Kilometer zurückgelegt) halten wir an der kleinen Station Lavrinhas und weiter geht es in rasender Eile. Zur Rechten haben wir jetzt wieder das herrliche Panorama der Serra, deren schwarze Kegel senkrecht emporsteigen und sich in den Wolken verlieren, denn diese bedecken noch die Spitzen der Berge, während hier unten im Thale sich die Sonne in den Fluthen des Parahyba spiegelt und um uns herum Alles grünt und blüht. Jetzt halten wir an der Station Cruzeiro, die sehr grosse Magazine hat; von der Ortschaft sieht man so viel wie nichts. Noch 14 Kilometer werden durchflogen, zum letzten Male passiren wir eine Brücke über den Parahyba und befinden uns endlich gegen Mittag in Cachoeira, der grossen Station, auf der 20 Minuten Aufenthalt ist, und wo die Passagiere für S. Paulo aussteigen, um den Zug der Estrada do Norte de S. Paulo zu nehmen. Wir sind 7 Stunden unterwegs und haben 266 Kilometer zurückgelegt, also ca. 40 Kilometer pro Stunde, wenn man den Aufenthalt in den verschiedenen Stationen abrechnet. Cachoeira ist eine ausgedehnte Stadt, die schon den ausgeprägten Paulistaner Charakter trägt. Es ist da auf dem Hügel ein Hôtel, in dem die Passagiere, die keine Vorräthe mitgenommen haben, gewöhnlich frühstücken; aber da sie auch umräumen und obendrein noch für ihr Gepäck sorgen müssen, passirt es den meisten, dass sie fort müssen, noch ehe die Hälfte des Frühstücks verzehrt ist. Wir hatten gefrühstückt, und ich konnte daher mit aller Ruhe die

Uebersiedelung meines Völckchens mit allen Körben, Schachteln, Reisetaschen, Handkoffern etc. betreiben und nach erfolgter Installirung in dem Wagen der Nordbahn auch noch die Ueberführung unserer grösseren Gepäckstücke überwachen, was ziemlich nöthig ist, da die dort herrschende Ordnung nicht gerade die beste ist. Ganz auffällig ist übrigens der Unterschied zwischen der Artigkeit und Dienstbeflissenheit der Beamten der Pedro II. - Bahn und der Ungeschliffenheit, Gleichgiltigkeit und Grobheit der Beamten der Nordbahn. Im Ganzen gewinnt man überhaupt nichts bei dem Wechsel, denn die Wagen sind wohl elegant, aber eng und unbequem. Die Bahn ist schmalspurig, und die Wagen sind daher schmäler; es fehlt in ihnen an Bequemlichkeit. Water-Closet und Toilettenzimmer sind eng, es fehlt an Tischen, und die Sitze sind auch zu schmal, um bequem zu sein. Wir brachten mit grosser Mühe unser kleines Gepäck unter, und der Wagen füllte sich derartig, dass wir zuletzt wie Sardinen in einer Blechdose sassen. Die Stadt liegt am Ufer des Parahyba und macht einen günstigen Eindruck. Endlich pfeift der Zug, die Maschine setzt sich in Bewegung, und wir treten den zweiten Theil unserer Reise an, der nicht nur unbequemer, sondern auch langweiliger ist, trotz der vielen Ortschaften, an denen angehalten wird, — langweiliger, weil wir uns nun vom Parahyba entfernen und durch eine einsame Campgegend kommen, mit leichter Hügelbildung (cochilhas) und spärlich gesäeten Capões, just wie bei uns zu Hause im gesegneten Rio Grande. Uebrigens brennt die Mittagssonne ganz kolossal und man schwitzt furchtbar in dem engen, dicht besetzten Wagen; der Staub von S. Paulo ist auch nicht gnädiger, als der von Minas und Rio de Janeiro, im Gegentheil scheint es, als ob es hier noch viel ärger staubte. Staub und Schweiss sind nun zwei Dinge, die sich ganz gut mit einander vertragen, deren Vereinigung aber nicht sehr angenehm für Den ist, den sie trifft. Thatsache ist, dass wir Alle anfingen, ein mehr oder weniger verdächtiges Aussehen zu bekommen, denn dicke Schichten Staubes lagerten auf uns. Es ist das eine höchst unangenehme Zugabe zu den Eisenbahnfahrten

in Brasilien und auch anderwärts; doch freilich, wer wie wir in einem Tage ca. 500 Kilometer durchfliegen will, muss sich auch derartigen Unbequemlichkeiten fügen.

S. Paulo, 6. November 1883.

87.

Es war gegen 1 Uhr, als der Zug an der ersten Station der Nordbahn, Lorena, hielt. Lorena ist eine ziemlich grosse, hübsche Stadt, die eine schöne Kirche besitzt. Unser Aufenthalt war kurz, und eine Viertelstunde später waren wir schon in Quaratingetá, einer grossen, schönen Ortschaft mit zwei stylvollen Kirchen, eleganten Häusern und hübschen Gärten. Es ist, nächst Barra Mansa, die hübscheste Stadt in den bislang zurückgelegten 294 Kilometer. Nach wenigen Minuten erreichen wir schon die Ortschaft Apparecida, wo abermals gehalten wird. Dort steht, als einzig hervorragendes Gebäude, eine grosse alte Kirche mit einem daran lehnenden alten Kloster, von dem ich nicht weiss, ob es noch bewohnt oder schon an den Staat zurückgefallen ist. Wir sind hier in voller Camp-Region, und es gibt Augenblicke, in denen selbst den Kindern die Aehnlichkeit mit der Landschaft auffällt, welche die Leopoldenser Bahn durchschneidet. Wäre der Kaffee nicht, dessen schwarze Linien die fernen Hügel furchen, so könnte man wirklich glauben, man wäre daheim in Rio Grande. Vorüber an der kleinen Station Roseira, kommen wir gegen 1³/₄ Uhr (Kilometer 327) in Pindamonhangaba an, wo ich eigentlich hätte aussteigen sollen, denn ich hatte dem Baron Homem de Mello (unserem früheren Präsidenten) versprochen, seine Facenda zu besuchen, die ein halbe Stunde vor dem Ort liegt, und die er colonisiren will, da der Kaffee nicht mehr genug gibt und es an Arbeitskräften fehlt. Aber wir hatten Eile, und so konnte ich das Versprechen nicht erfüllen, was mir leid that. Die Stadt Pindamonhangaba, die recht bedeutend ist, liegt in

einiger Entfernung von der Station, macht aber einen sehr freundlichen Eindruck und besitzt einige grosse Kirchen. Um 2½ Uhr kamen wir in Taubaté an und hatten nun bereits 343 Kilometer zurückgelegt. Taubaté ist ebenfalls eine ziemlich bedeutende Stadt, von der ich allerdings wenig sah, da die Station gross ist und den Blick verdeckt. Um 2 Uhr 40 Minuten waren wir in Caçapava, einem abscheulichen alten Neste, mit zerstreut liegenden alten Häusern, ohne Gärten etc. Die einzige Merkwürdigkeit, die ich dort entdecken konnte, waren eine Menge von Aasgeiern, die (just wie in Antonina) auf allen Dächern sassen und aus der Ferne wie schwarze Dach-Ornamente aussahen. Die kleine Station S. José, die wir gegen 3¼ Uhr erreichten, bot nichts Bemerkenswerthes, und weiter ging es durch den Camp, bis wir um 3 Uhr 40 Minuten auf dem Bahnhof von Jacarehy hielten, einer grossen, schönen Stadt, die seltsamerweise aber nur eine kleine Station hat, auf der es aber sehr lebhaft zuging. Auch hier hatte ich eigentlich halten wollen, um meinen Freund Dr. Luiz Pereira Barreto, einen der grössten Denker Brasiliens, zu besuchen; aber ich hatte einmal beschlossen, den Abend in S. Paulo zu sein, und so fuhren wir denn weiter. Wir nähern uns jetzt dem Tieté, und die Gegend wird wieder gebirig; bald fahren wir durch einen Tunnel, und dort fliesst schon der Tieté, über den uns eine gut gebaute eiserne Brücke führt. Um 4 Uhr 12 Minuten halten wir am Bahnhof von Quararema (Kilometer 424), der nichts Besonderes bietet. Der Ort ist klein, und es ist wenig Leben auf der Station. Um 4 Uhr 48 Minuten haben wir endlich den letzten Haltepunkt vor S. Paulo, Mogy das Cruzes, erreicht und mithin seit Morgens 5 Uhr ca. 450 Kilometer zurückgelegt. Es ist eine grosse, hübsche Ortschaft, die reizend liegt, und in der ich drei grosse Kirchen zähle. Die Sonne neigt sich jetzt schon bedeutend dem Westen zu, ihre Strahlen sind weniger heiss, und ein kühler Wind macht die Fahrt angenehm, trotz des riesiges Staubes. Hier könnte man glauben, in Rio Grande zu sein: Rosenhecken (die ich seit Santa Catharina nicht mehr gesehen hatte) dehnen sich längs der Bahn aus; der

Camp erstreckt sich in unabsehbarer Ausdehnung; Kaffeeberge sieht man nicht, nur hie und da ein capão mit Laubholz, in dem die Species unseres Waldes vertreten sind. Von der tropischen Region, die wir am Morgen verlassen hatten, bleibt nichts übrig, nicht einmal das Klima, denn es ist jetzt empfindlich frisch. An den beiden Stationen Lageado und Penha fahren wir ohne Aufenthalt vorüber; die Sonne sinkt bereits hinter den Cochilhas (Hügelketten), und am Horizont erscheint die Abendröthe. Es ist 6 Uhr und der Zug pfeift; wir sind in S. Paulo. Bald hält der Zug in der grossen Centralhalle der „Gare du Nord", wo dieselbe musterhafte Ordnung herrscht, wie in Rio. Ich lasse das Handgepäck auspacken und übergebe es zusammen mit dem Gepäckschein einem der numerirten Gepäckträger; der mir Alles nach dem „Grand Hôtel" besorgen wird, wo ich per Telepraph schon am Tage zuvor Zimmer bestellt hatte. Endlich also sind wir von den Reisequalen erlöst und wollen eben einen Wagen suchen, als ich am Gitter der Centralhalle in deutscher Sprache angeredet werde. Es war ein grosser Theil der deutschen Colonie von S. Paulo, der zu meinem Empfang erschienen war. Herr Gustav Greiner, der dort jetzt als sehr accreditirter homöopathischer Arzt lebt, sagte mir im Namen Aller, dass sie gekommen seien, mich zu empfangen und willkommen zu heissen in S. Paulo. Die übrigen Herren wurden mir nun vorgestellt. Da waren u. A.: unser Alter Wilhelm Christoffel (vor Kurzem erst aus Europa zurückgekehrt), die Herren Georg Seckler (Inhaber der grossen Dampfdruckerei), Dr. Carl Rath (Ingenieur und Naturforscher), Ingenieur A. Kuhlmann (der Unternehmer des Santo Amaro Tramway), Herr Messenberger (angesehener Fabrikant), mein College Herr Trebitz (Redacteur der „Germania"), Herr O. Schloembaum (Importeur in S. Paulo,) die Herren Wersing (Präsident der Gesellschaft „Germania"), Schnapp (Schwager des Herrn Christoffel und Riograndenser), Sydow (Fabrikbesitzer), Jakob Friedrichs (Inhaber der „Stadt Coblenz"), Lehrer Gladosch und viele andere Herren, die mir alle die Hand schüttelten und sich meiner Ankunft freuten. Sie hatten

Specialbonds, um mich zum Hôtel zu bringen, und nachdem ich Herrn Dr. Greiners Ansprache beantwortet hatte, bestiegen wir Alle die Bonds und fuhren nun durch die Rua do Braz zur Ladeira am Palast und von dort aus nach der Rua de S. Bento, wo wir vor dem stolzen Prachtbau des „Grand Hôtel" hielten. Die Herren wollten mich noch denselben Abend nach der „Germania" führen, ich musste aber um Entschuldigung bitten, denn wir waren gar zu bestaubt und ermüdet. So verabschiedeten sich die Herren, und wir betraten das prachtvolle Vestibule des „Grand Hôtel". Dieses Hôtel (das Gebäude gehört Herrn Glette in Rio, der es express für den Zweck gebaut hat) ist das erste und beste Brasiliens. Alle Hôtels von Rio reichen ihm nicht das Wasser. Es gehört Herrn Schorcht, der früher Oekonom der „Germania" in Rio war und sein grosses Etablissement meisterhaft leitet. Was gediegenen Luxus — im Gebäude wie in den Zimmer-Einrichtungen —, was vorzügliche Bedienung, ausgezeichnete Küche und variirte und preiswürdige Weinkarte anbetrifft, besitzt weder Rio noch der ganze Rest Brasiliens etwas Aehnliches. Grosse Candelaber mit Gasflammen erleuchten das Vestibule, und auf einer breiten Treppe von weissem Marmor steigt man in die erste Etage, wo der Wirth in tadelloser Haltung und Toilette die vom Portier per elektrische Klingel annoncirten Gäste empfängt. Schöne Zimmer mit hocheleganter Einrichtung und vortrefflichen Betten, Gas, Bäder, Post und Telegraph im Hause, — Alles Annehmlichkeiten, die man nur selten vereinigt findet und noch seltener zu civilen Preisen, wie hier, wo pro Person 5$000 Rs. (M. 10) bezahlt werden, während in Rio in viel schlechteren Hôtels 8 und 10 Milreis gefordert werden. Nach dem nöthigen Reinigungsprozesse gingen wir gegen 8 Uhr nach dem Esssaal und verzehrten mit Reise-Appetit unser spätes Mittagsessen.

S. Paulo, 6. November 1883.

88.

Ehe ich meine hiesigen Erlebnisse eingehend berühre, will ich das Gesammtbild der Stadt S. Paulo in einen Rahmen zusammenfassen, um dann um so eingehender über das Gesehene und Erlebte zu berichten.

S. Paulo ist eine hübsche Stadt, die im Jahre 1875 im Ganzen 20,205 Einwohner zählte und heute, nach beinahe 9 Jahren, auf ca. 35,000 Seelen computirt werden kann, so dass die Bevölkerungszahl ungefähr mit der von Porto Alegre übereinstimmt. Die Stadt liegt auf einem Plateau, welches in nördlicher Richtung nach dem Tieté zu abfällt. Es ist eine der ältesten Ortschaften Brasiliens; einstens gingen die Portugiesen, begleitet von José d'Anchieta und anderen Jesuiten, von S. João da Barra aus den Parahyba aufwärts und besiedelten dieses herrliche Stück Land; je mehr aber ihrer kamen, je reger in ihnen die Lust nach Abenteuern war, um so weiter drangen sie vor. Und so kamen sie zur Mündung des Tieté, den sie hinauffuhren, und auf der herrlichen, fruchtbaren Hochebene, wo heute S. Paulo liegt, gründeten sie eine Niederlassung, die unter der Leitung José d'Anchieta's blieb. Bald bildete die neue Ortschaft den Knotenpunkt der ganzen Bevölkerung der Gegend und wurde zur Capitania de S. Vicente erhoben. Von hier aus drangen nun die tapferen Vicentisten des 16. und theilweise auch des 17. Jahrhunderts ins Innere des Landes, durch Minas bis zum S. Francisco, und in südlicher Richtung über Paraná und unsere Serra hinweg bis Colonia do Sacramento, die von ihnen am La Plata gegründet wurde. In westlicher Richtung zogen sie bis Mato Grosso, und überall hin drangen ihre kühnen „bandeiras", um die Standarte mit den Wundern Christi aufzupflanzen und Besitz zu ergreifen für die Krone Portugals. Und überall natürlich waren die Jesuiten bei ihnen; die neue Welt wurde ja für sie, für die Orden erobert, denn ganz Portugal war ja doch nur eine Provinz des Ordens. — Zwei Bäche (die auf den Plänen von S. Paulo allerdings

mit dem stolzem Namen „rio“ verzeichnet stehen): der Tamanduatehy mit seinem Nebenbach Inhangabahy (der einen Arm hat, der „Arroio do Bexiga“ heisst) durchschneiden die Stadt von Norden nach Süden und sind ein grosser Vortheil für dieselbe, so klein sie auch sein mögen. Die Stadt, die ja auch eine der ältesten Brasiliens ist, trägt den Charakter aller alten Städte: in der Altstadt sind die Strassen eng, winkelig, nach allen Richtungen hin verbaut und mit einer Menge kleiner, unregelmässiger Plätze versehen, wie z. B. die von der Sé, 7 de Setembro, die Praça Municipal, Largo do Rosario, selbst der Largo de S. Bento. Da gibt es Gassen, die nicht länger als 20 oder 30 Schritt sind, Häuser oder Kirchen, die mitten in eine Strasse hineingebaut, dieselbe in zwei enge Gassen theilen, — kurz, alle jene Erscheinungen, die den alten Städten eigen sind und an die Zeiten erinnern, zu denen es noch keine sorgliche Municipalkammer mit Stadtbaumeistern und sonstigen Beamten gab. Der neue Stadttheil, der sich jenseits des Inhangabahy in südöstlicher und nordöstlicher Richtung ausdehnt, ist regelmässig gebaut, hat wohl abgezirkelte Quadras, breite Strassen und einen ganz modernen Charakter. Bei meiner Vorliebe für alte Dinge machte mir die Altstadt S. Paulo viele Freude, wenngleich sie an einem Ueberfluss an Kirchen leidet, der geradezu erschreckend auf einen an weniger Kirchen gewöhnten Menschen wirkt. Die Stadt mit ihren 35,000 Einwohnern zählt nicht weniger als 19 Kirchen, und dabei sind noch viele frühere Kirchen und Klöster nicht mitgerechnet, die heute zu öffentlichen Zwecken benutzt werden, wie der Palast des Präsidenten u. a. Im alten S. Paulo war dem Anschein nach jedes zehnte Haus eine Kirche . . . Das muss ein Paradies für die Jesuiten gewesen sein. Und was für Kirchen! Riesige Gebäude, die allerdings meistens nur mit „Taipa“ (Lehm) gebaut wurden, aber heute noch stehen und nur schwer demolirt werden können, denn der verwandte Lehm ist so eigenthümlicher Art, dass er im Laufe der Jahre geradezu versteinert. In der Distanz von drei Quadras liegen im Herzen der Stadt sieben Kirchen, von denen eine immer

die andere anguckt und die theilweise sogar paarweise und aneinander gewachsen, wie die siamesischen Brüder, in die Welt gesetzt wurden. Einstens zählte S. Paulo 17 Klöster; heute hat es nur noch vier, nämlich die Klöster Luz, S. Bento, Carmo und Santa Theresa, von denen das Benediktiner-Kloster (ohne Mönche, nur von einem aus Bahia kommenden Abt verwaltet) das reichste ist. Der Abt scheint übrigens in Geldfragen der modernen Richtung zu huldigen, denn er hat die Mauern der Kirche für gemalte Anzeigen (im Stile Rio's) vermiethet. Man sieht so recht den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt, wenn man das alte S. Paulo mit dem jungen Pelotas vergleicht: Hier (in S. Paulo 19 Kirchen in den winkeligen und engen Strassen, dort die regelmässigen Quadras, die breiten Strassen mit ihren Palast-Bauten und nur einer einzigen Kirche für eine Bevölkerung von mindestens 25—30,000 Seelen. Nun, ich habe ein unbezwingliches Interesse für „olle Kamellen" und freute mich deshalb des alten Charakters der Stadt und ihrer Kirchen-Bauten. Das Hauptleben S. Paulo's concentrirt sich in dem Dreieck, welches die Rua de S. Bento, Rua Direita und Rua da Imperatriz bilden. Die Rua S. Bento geht vom Largo des alten Franziskaner-Klosters, in dem sich die Universität befindet, bis zum Platz des Benediktiner-Klosters und ist die wichtigste der Stadt. Sie ist eng und nicht sehr luftig; es hat sich dort aber der Grosshandel von S. Paulo concentrirt, und die Strasse zählt einige palastähnliche Gebäude, wie den Prachtbau des Dr. Antonio Prado und das grosse Gebäude des „Grand Hôtel", welches Herr Glette von Rio bauen liess. In dieser Strasse wohnt der deutsche Konsul Dr. Schaumann (Apotheker), hat Herr Schloembach sein Import-geschäft, Herr Joh. Ad. Schritzmeier sein Geschäftslokal; die Herren Poll und Wersing haben ebenfalls ihre Geschäfte dort. Biegt man von der Rua S. Bento in die Rua Direita, so wundert man sich über das viele Leben, die glänzenden Schaufenster etc. Es ist eine schöne, breite Strasse, die lebhaft an Rio erinnert; Kiosks mit schillernden Fahnen, buntfarbige Anzeigen an allen Mauern,

glänzende Läden etc. geben dieser Strasse einen grossstädtischen Charakter, der in allem Anderen nicht zu bemerken ist. Dort befindet sich die viel besuchte Conditorei „Zur Stadt Coblenz“, die Herrn Jakob Friedrich gehört und mit Nagel's Conditorei (in der Rua Imperatriz) den Hauptsammelpunkt für die akademische Jugend bildet. Dort sind die grossen Geschäftslokale des Herrn Georg Seckler, die nicht einmal in Rio Rivalen haben, so brillant ist das Sortiment, so grossartig die Einrichtung; dort ist auch die frühere Messenberg'sche grosse Hutfabrik, die heute Herrn Auerwall gehört. Rua S. Bento und Rua Direita sind die beiden Katheten des rechtwinkligen Dreiecks; die Hypotenuse bildet die Rua da Imperatiz, die in ihrem unteren Theil sehr breit ist, nachher aber eng wird und in allerlei Gassen und Gässchen ausläuft. Hier ist die grosse Nagel'sche Conditorei mit Eisfabrik, hier liegen die Geschäfte von Garraux und anderen bekannten Firmen. Es ist eine hübsche Strasse, die viele elegante Läden und Geschäftshäuser zählt. Am Ende derselben, da, wo die Strasse durch eine hineingebaute und in eckiger Spitze vorspringende Kirche in zwei Gassen getheilt wird, befindet sich die Druckerei der „Provincia de S. Paulo“, des ersten Paulister Blattes.

S. Paulo, 7. November 1883.

89.

Ich fahre fort, das Gesammtbild S. Paulo's zu vervollständigen. Jenes Strassendreieck, von dem ich im letzten Briefe sprach, bildet den belebtesten Theil der Stadt, den obligaten Spaziergang aller Studenten, den Sammelplatz aller hervorragenden Persönlichkeiten. Wer Mittags und Abends diese drei Strassen durchwandert, trifft sicher alle seine Bekannte, und sollte ihm ja noch einer fehlen, so braucht er nur durch die enge Gasse zum Largo do Rosario

zu gehen, wo die Bondslinien auslaufen, und im „Café Java“ oder vor demselben wird er den Gesuchten finden. S. Paulo hat ein wohlorganisirtes Tramway-System: eine Linie geht nach dem Braz (circa eine Stunde lang), eine andere, nicht viel kürzer, nach der Liberdade; ferner eine nach Santa Cecilia, eine andere nach Commercio da Luz, eine nach der Consolação, und jetzt legt der vorzügliche deutsche Ingenieur Dr. Alfred Kuhlmann eine sehr zukunftsreiche Linie nach Santo Amaro an. Die Stadt hat reichlich Wasser und ist mit Kohlengas erleuchtet. Sie ist fast in ihrer ganzen Ausdehnung gepflastert, doch nur in den Hauptstrassen ist das Pflaster mit Parallelepipeden gemacht, wie in Rio; der Rest ist noch mit grossen Feldsteinen gepflastert und hat hochliegende Trottoirs mit ausgetretenen Granitplatten. Auf den hiesigen Strassen ist ungefähr so viel Leben, wie in Porto Alegre; nur sieht man mehr Brillen und Kneifer, da mehr als 1000 Studenten die Stadt unsicher machen, von denen 800 mindestens mit obigen Instrumenten bewaffnet sind. Auf allen Plätzen halten Lohnkutschen, und man sieht auch sehr schöne Privat-Fuhrwerke, die sich hauptsächlich durch vorzügliche Halbblut-Traber auszeichnen, deren es gar viele in dem reichen S. Paulo gibt, denn seine Bewohner halten sehr viel auf Rasse-Pferde, eine Eigenschaft, um die sie die Riograndenser beneiden können.

Einige berechtigte Eigenthümlichkeiten S. Paulo's will ich hier gleich erwähnen: Es scheint, als ob die Paulistaner im Allgemeinen idealistisch veranlagt wären, denn sie geben einigen Gegenden der Stadt gar seltsame Namen; so heisst z. B. der ödeste und abscheulichste Platz der Neustadt „Campos Elyseos“, und einer kleinen Insel im Bach Inhangabahy, auf der das Hauptquartier der Waschweiber ist, hat man den poetischen Namen „Ilha dos amores“ (Liebes-Insel) gegeben! Der Kirchhof liegt in der „Tröstung“ (Consolação), die Cadêa in der „Freiheit (Liberdade) . . . Doch Scherz bei Seite; S. Paulo ist eine schöne und vor Allem ausdehnungsfähige Stadt, denn es bleibt noch zehnmal so viel Platz, als der bis jetzt mit Häusern bedeckt

ist; das ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil. Die Fortsetzung der Rua S. Bento, in der auch die deutsche Schule liegt, ist eine schöne und breite Strasse, in der sich die hauptsächlichsten Fabriken befinden: die grosse Baumwollenweberei des Major Diogo de Barros, die Kattunfabrik des Herrn Kawarik, die grosse Dampfdruckerei des Herrn Georg Seckler, die bedeutende Wagenfabrik des Herrn Messenberg etc. S. Paulo besitzt vier Bahnhöfe, und das ist die Eigenschaft, um die ich es am meisten beneide. Der Bahnhof der Nordbahn (auf der wir ankamen) liegt am Braz, und in seiner Nähe liegt auch die Estação do Braz, die zur englischen (Santos- S. Paulo-) Bahn gehört; in der Nähe des „Jardim Publico", der ein wirkliches Juwel der Stadt ist, liegt die Estação da Luz, der englische Bahnhof der Santos-Bahn, und ganz in der Nähe der Bahnhof der Sorocaba-Bahn. In der Provinz S. Paulo fungiren die Gesellschaft der Nord-Bahn (Rio-S. Paulo) die S. Paulo Railway-Company (Santos-S. Paulo), die Companhia Paulista (S. Paulo, Jundiahy, Campinas, Rio Claro, Pirassinunga, Descalvado), die Companhia Mogyana mit ihrer Hauptbahn (Campinas-Casa Branca) und ihren drei Zweigbahnen (von Casa Branca nach S. Simão, von Campinas nach Amparo und von Campinas nach Penha); die Companhia Sorocabana (S. Paulo, Sorocaba, Ypanema, Cerquilho), die Companhia Ituana mit ihrer Hauptbahn (Itu-Jundiahy) und der Zweigbahn von Piracicaba nach Itaicy. Das ist Etwas, worum ich S. Paulo beneide, denn die Eisenbahnen sind die Hauptquellen seines Reichthums, da nur im Gefolge derselben sich die Produktion in dem Masse entwickelt hat, in dem wir sie jetzt sehen. Sämmtliche Bahnhöfe (mit Ausnahme der Estação do Braz, die klein ist) sind gross und sehr praktisch eingerichtet, die Perrons sind bedeckt, und die Wartezimmer bieten alle nöthigen Bequemlichkeiten. Die Stadt S. Paulo liegt 753 Meter über dem Meeresspiegel; sie liegt unter 23°, 32′ 58″ südlicher Breite und 3°, 29′ 40″ westlicher Länge vom Meridian von Rio gerechnet. Bei dieser hohen Lage ist das Klima ein verhältnissmässig frisches: Der mittlere Atmosphären-Druck

ist 700 mm; das Temperatur-Mittel ist 19 Centigr., das Mittel der Windrichtung ist SO und NW. Da nun der Südostwind stets Feuchtigkeit und Nebel, der Nordwestwind aber Hitze und Regen im Gefolge haben, so ist der Regen sehr häufig in S. Paulo und das Klima ein feuchtes. Der Winter ist empfindlich kalt, und das Thermometer soll im Juli und August nicht selten unter Null sinken. Die höchste bis jetzt beobachtete Temperatur war 30° Centigr. um 12 Uhr Mittags im Schatten. Ich ziehe das Klima von Porto Alegre dem hiesigen unbedingt vor, denn es ist dort weniger feucht und es regnet seltener. Hier in S. Paulo ist das Jahresmittel des gefallenen Regens 1,50 m, während es in Porto Alegre 0,90 m. ist. Ich kann daher auch nicht an die Hygrometer-Beobachtung Saussures glauben, die das Mittel der Feuchtigkeit in S- Paulo auf 60—65% bezifferte, während wir hier, nach Klinkerfuess'schem Hygrometer, ein Mittel von 65—70% erreichen. — Die Stadt hat 102 Strassen und Gassen (die vier Kirchspiele bilden) und 17 Plätze. An öffentlichen Gebäuden sind nennenswerth: Das Regierungs-Palais (ein ehemaliges Kloster), welches Senator Florencio theilweise demoliren liess, und dessen Wiederaufbau er begann; nach seinem Tode blieb die Arbeit unvollendet stehen, wie so manche andere Verbesserung, die der strebsame, intelligente und thätige Riograndenser in Angriff genommen hatte. S. Paulo bewahrt ihm auch — als Ausnahme von der Regel — ein dankbares Andenken. Ferner sind bemerkenswerth das grosse bischöfliche Seminar am Jardim Publico, das Seminar für weibliche Zöglinge, die Municipalkammer, das Apellationsgericht, das Provinzial-Schatzamt, das Irrenhaus, die neue Charité, das Strafgefängniss, die Sparkasse und das Theater S. José. In sehr fühlbarer Weise mangelt dem reichen S. Paulo ein anständiges Marktgebäude, denn als solches kann man sicher nicht den niedrigen Schuppen betrachten, der da in der Nähe der „Liebes-Insel“ auf einem freien Platze steht, auf dem die Höckerinnen ihre Waare unter freiem Himmel feilbieten. Es existirt auch ein Hospital für Lazarus-Kranke, d. h. für Leute, die an der in S. Paulo

häufigen Morphea leiden und von dem Rest der Gesellschaft getrennt werden, um Ansteckung zu verhüten. Dasselbe liegt in der Gegend des Luz-Klosters an einem einsamen Platze. An verschiedenen Stellen der Stadt sind die drei Bäche mehr oder weniger gut überbrückt. Es sind meistens alte portugiesische Stein-Brücken, nicht hübsch, aber solid ausgeführt. Ueber den Tieté führt in einiger Distanz von der Stadt eine schöne, grosse Brücke, und jetzt ist auch ein kleiner Dampfer angeschafft, der die Paulistaner den Fluss aufwärts führt, wo bald Vergnügungsorte entstehen werden. Während meiner Anwesenheit machte der kleine Dampfer seine Probefahrt, an der ich leider nicht theilnehmen konnte.

S. Paulo, 7. November 1883.

90.

Wie schon bemerkt, wurde ich vorgestern Abend um halb 8 Uhr von einer Commission der Gesellschaft „Germania“ abgeholt, um nach ihrem Lokale begleitet zu werden. Der Präsident der „Germania“, Herr Wehrsig, stand an der Spitze dieser Commission, und wir begaben uns nach der Rua d'Ouvidor (die allerdings nicht im Entferntesten an die von Rio erinnert) Nr. 58, wo das Gesellschaftslokal liegt. Die „Germania“ ist im Jahre 1868 gegründet und besteht mithin seit beinahe 16 Jahren: sie zählt gegenwärtig 73 aktive und 3 passive Mitglieder. Ihr Vorstand besteht aus den Herren: R. Wehrsig (Präsident), G. Sydow (Vice-Präsident), H. Krüger und F. Lichtenberger (Sekretäre), L. Bamberg (Schatzmeister), L. Metterhausen (Bibliothekar) und H. Schneider (Beisitzer). Das Geschäftslokal ist von aussen nicht sehr ansehnlich, aber geräumig und angenehm; es enthält ausser dem Buffetsaale ein Bibliothekzimmer, ein Spielzimmer, einen Saal mit zwei Billards und einen Lese-Saal, auf dessen Tisch die bedeutendsten deutschen Zeitungen und Revuen ausliegen, sowie auch

verschiedene brasilianische Blätter von Rio und S. Paulo. Die Bibliothek zählt über 3000 Bände vorzüglicher deutscher Bücher und macht der Gesellschaft wirklich alle Ehre. Ich kenne Gesellschaften, die schon zweimal so lange bestehen wie die „Germania“ von S. Paulo und es immer noch nicht zu einer nur annähernd ähnlichen Bibliothek gebracht haben. Gleich beim Eintritt in den Corridor fällt ein grosses Wandbild auf: „Germania auf der Wacht am Rhein“, gemalt vom verstorbenen Dr. Rath, dem grossen Forscher und Naturkenner, der eigentlich ein Universalgenie war, da er nicht nur als Arzt und in Naturwissenschaften excellirte, sondern auch als Maler und Bildhauer. Leider war es mir nicht mehr vergönnt, den berühmten Forscher und Sammler kennen zu lernen, denn er ist vor einiger Zeit gestorben; dahingegen aber fand ich seinen Sohn, Dr. Carl D. Rath, der Ingenieur der Provinz S. Paulo ist und der mir in den wenigen Tagen ein lieber Freund wurde. Im Lesezimmer erwartete mich eine grosse Zahl der Mitglieder, die mir alle vorgestellt wurden und mich mit grosser Freundlichkeit aufnahmen. Im Register-Buch der Gesellschaft, in dem man viele Namen von bekannten Reisenden findet, trug ich den meinigen ein, und bald hatten wir uns um den grossen Lesetisch etablirt, der vollständig besetzt war, und auf dem sich schon in kurzer Zeit die leeren Flaschen derart häuften, dass ich allen Respekt vor der Leistungsfähigkeit und hohen Achtung der Paulistaner Germanisten bekam. Bald hatte sich ein lebhaftes Gespräch entsponnen, an dem hauptsächlich die Herren Dr. Rath, Messenberg, Lehrer O. Gladosch, Auerbach, Wehrsig, Lichtenberger, Sydow, Dr. Greiner, Schnapp u. A. theilnahmen, und welches sich selbstverständlich mit der Lage und den Verhältnissen des Deutschthums in S. Paulo beschäftigte. Auch der Gesellschaft „Germania“ wurde gedacht und ich erfuhr, dass dieselbe kurz zuvor sich bis zu einer Operette („Dr. Säbelbein“) verstiegen hatte, die mit wirklich grossem Erfolg aufgeführt wurde. Mit dem Besuche des Prinzen Heinrich war die Gesellschaft nicht beehrt worden, wohl aber hatte sei sich in hervorragender Weise am Empfange desselben

betheiligt, und ich hatte Gelegenheit, dass von Herrn Gladosch verfasste und vorgetragene, wirklich schwungvolle und enthusiastische Gedicht zu lesen. Ich erhielt durch Alles den Eindruck, dass in der deutschen Colonie von S. Paulo ein recht angeregter, lebhafter Geist herrscht, dass gesellschaftliche Talente cultivirt werden, und dass es weder an Gemüthlichkeit noch an Vergnügungslust fehlt. Ferner wurde mir ein Schatz gezeigt, der von Herrn Messenberg (dem reichen Fabrikanten) gestiftet wurde, und auf dessen Besitz die Gesellschaft mit Recht stolz ist, nämlich ein silberner Pokal, mit Rebenlaub in getriebener Arbeit umwunden, auf dem zu lesen steht: „Dem Dichter des Rheinliedes — Wilh. Becker — gewidmet vom Herausgeber — 1840.“ Herr Messenberg kaufte den Becher einst mit anderem altem Silber, und erst nach erfolgter Reinigung entdeckte er die Inschrift, die demselben einen historischen Werth verleiht. Er schenkte dieses schöne Erinnerungsstück nun der Gesellschaft „Germania“, in der der Becher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wird. Wie mag dieser Becher — sicher doch ein theures Andenken für die Familie des Sängers — nach Brasilien und nach S. Paulo gekommen sein? Wer hat ihn mitgebracht? Gibt es hier Nachkommen des Dichters oder hat derselbe den Silber-Pokal einstens vielleicht in der Noth verkauft? Das sind Fragen, die sich mir unwillkürlich aufdrängten, als ich das schöne Schaustück sah und seine Inschrift entzifferte. Zu den Gegenwärtigen zählten auch drei ehrwürdige alte Herren, die Nestoren der deutschen Colonie von S. Paulo, die alle hoch in den Sechszigen, vielleicht gar darüber hinaus sind und zu den ersten Einwanderern zählen, die einstens hier fast isolirt sassen, während die Zahl der Deutschen in der Stadt S. Paulo heute auf mindestens 1500 berechnet wird. Aus Allem, was ich hörte, geht hervor, dass die Deutschen S. Paulo's, wie die von Paraná, den innern Drang fühlen, sich eine politische Stellung zu schaffen, thätig einzugreifen in das Leben des Landes, welches ihnen zum zweiten Vaterlande wurde; doch ist die Naturalisation bisher lässig betrieben worden,

weil es den Leuten an innerem Zusammenhang und an Leitung fehlt. Und dann — wie überall, wo es sich um Deutsche handelt — gibt es auch in S. Paulo Zerwürfnisse, widerstrebende Strömungen. Und das ist schade, denn die Paulistaner Deutschen sind von guter Sorte; sie halten die Zeitung „Germania“ trotz ihrer geringen Zahl, und sie haben in der „Deutschen Schule“ ein Institut geschaffen, dem unsere Provinz mit ihren 80 000 Einwohnern deutscher Abstammung nichts auch nur annähernd Aehnliches entgegenzusetzen hat. Die Landsleute von S. Paulo haben also Gemeinsinn, sind opferwillig und fühlen den innern Drang, Stellung zu nehmen zu den Fragen, die das Land bewegen. Ich setzte den in der „Germania“ Anwesenden meine Meinung auseinander und rieth ihnen, wie ich es auch in Paraná gethan habe, sich so zahlreich als möglich naturalisiren zu lassen und das Wählerrecht zu erwerben; dann aber, so lange sie noch kein schwerwiegender Factor sein können, sich vom Anschluss an irgend eine Partei fern zu halten und für einen beliebigen von ihnen selbst aufgestellten Candidaten zu stimmen, um Organisation und Halt in die Sache zu bringen. Das sind verlorene Stimmen, aber sie beweisen, dass das deutsche Element selbstständig vorgeht und sich organisirt, um den ihm gebührenden Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen. In Rio Grande und in Santa Catharina liegen die Verhältnisse anders; da ist es nöthig, im Anschluss an eine Partei zu arbeiten, denn es kommen da schon zu wichtige Interessen ins Spiel. Für S. Paulo, Paraná und Espirito Santo aber ist die angegebene Politik die einzig richtige. Uebrigens ist es mir hier klar geworden, dass in nicht gar zu langer Zeit Etwas für die einheitliche Organisirung des Deutschthums in allen südlichen Provinzen gethan werden muss, und ich werde dieses Thema bei späterer Gelegenheit weiter entwickeln. Es war schon Mitternacht, und noch sassen wir zusammen am traulichen Tische der „Germania“, auf dem sich die leeren Flaschen in geradezu erschreckender Weise mehrten, bis ich dem grausigen Spiele Einhalt gebot, indem ich meinen eiligen

Rückzug erklärte. Dieser erfolgte denn auch und begleitet von vielen Mitgliedern der „Germania“ kam ich um $12^1/_2$ Uhr nach einem sehr gemüthlichen und fröhlichen Abend im Hôtel an, um endlich der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

S. Paulo, 8. November 1883.

91.

Gestern Morgen habe ich einen langen Spaziergang durch die Strassen der Stadt gemacht, und nach dem Frühstück sind wir nach dem Braz und nach Santa Cecilia gefahren, um die Umgebungen der Stadt etwas kennen zu lernen. Ich muss gestehen, ich hatte so viel vom Braz gehört, dass ich etwas enttäuscht war, denn mit Ausnahme der Chacara des Herrn Staudiegel und des Gartens des alten Franzosen Jolly, der seit langen Jahren Blumenlieferant von S. Paulo ist, fand ich dort durchaus nichts Bemerkenswerthes. Eine deutsche Brauerei, gegründet von Jacob Friderichs, heute aber in anderen Händen, ist dort mit einer Gartenwirthschaft verbunden und bildet den sonntäglichen Vergnügungspunkt für das deutsche Publikum. Ich war nicht so glücklich, dieselbe zu entdecken, und so fuhren wir denn, mit Staub gesättigt, wieder zur Stadt zurück, vorbei an dem Nord-Bahnhof (auf dem wir angekommen waren) und an dem kleinen Bahnhof der Santos-Bahn, der jenem fast gegenüber liegt. Auf dem Platze, an dem „Café Java“ liegt, angekommen, nahmen wir einen anderen Bond und versuchten unser Heil nach einer andern Seite hin, leider nicht mit grösserem Erfolge, denn es ist eben eine trostlose Gegend in der ganzen Umgebung von S. Paulo. Wir fuhren ca. $^1/_2$ Stunde weit, und mit Ausnahme der neuen „Caridade“, die nach dem System der Zellengefängnisse gebaut wird, und einer seltsam kleinen Kapelle, die gerade Platz für ein Heiligenbild und einen

Beter hat, sah ich nichts Bemerkenswerthes, wenn ich als solches nicht die beiden Bahnhöfe der Santos- und der Sorocaba-Bahn, die dicht bei einander liegen, bezeichnen will. Weshalb man ein unwirthliches Feld, durch das die Bondslinie geht, als „Campos Eleyseos“ bezeichnet hat, ist mir unbegreiflich geblieben. Als wir nach Hause kamen, empfing ich den Besuch des Herrn Ingenieur Alfred Kuhlmann, eines hochgebildeten, tüchtigen deutschen Technikers, der die wichtige Concession des Tramways nach Santo Amaro besitzt und soeben eine Gesellschaft zur Ausführung desselben gebildet hat. Herr Kuhlmann war mir längst bekannt durch seine vortrefflichen Artikel in der „Germania“, und es ist hauptsächlich sein Verdienst, dass das Unternehmen derselben zur Zeit einer schweren Krisis nicht zu Grunde ging, ehe es nämlich in die Hände des Collegen Trebitz kam. Die Gleichheit unserer Anschauungen machte mir die Unterhaltung mit dem tüchtigen Manne zu einer sehr interessanten. Nach dem Essen erschien der schwedische Ingenieur Dr. Leffgreen mit meinem Freunde Dr. Rath, um mich nach dem „Museum des Coronel Sertorio“ zu begleiten. Seit meiner Ankunft hatte ich viel von diesen Privatsammlungen sprechen hören, aber — ich muss gestehen — die Wirklichkeit übertraf meine Erwartungen. Coronel Sertorio ist ein reicher, alleinstehender Mann, der sich der Sammelwuth ergeben hat. Ohne eigentliches wissenschaftliches Verständniss hat er in seinem Hause eine Unmenge von Gegenständen aus den verschiedensten Feldern zusammengebracht und das geräumige Gebäude ganz überfüllt. Es ist da viel unnützes neben ausserordentlich werthvollem Material, aber sicher ist, dass der Mann mit einer enormen Ausdauer und grossen Geldopfern gesammelt hat, und dass es ihm in Brasilien sicher noch kein Privatmann zuvorthat. Seine Sammlungen bilden ein Museum, wie keine Provinz des Landes es besitzt, und repräsentiren einen sehr grossen Werth. Seit einiger Zeit kommt erst Ordnung in dieselben, da Dr. Leffgreen — einer der schwedischen Ingenieure, die der um die Wissenschaft hoch verdiente Schwede André Reynell (der, 90 Jahre alt, in Caldas

in Minas Geraes wohnt und sein sehr grosses Vermögen fast ausschliesslich wissenschaftlichen Interessen opfert) herrüber kommen liess —, da Dr. Leffgreen, sage ich, die Aufgabe übernommen hat, es nach wissenschaftlichen Grundzügen zu ordnen. In den verschiedenen Sälen, Corridoren und Treppen des Hauses (denn es steht eben Alles voll) sah ich des Interessanten so viel, dass ich unmöglich Alles erwähnen kann. Die ornithologische Sektion enthält alle Vögel Südbrasiliens in vorzüglichen Exemplaren; die zoologische Abtheilung enthält ebenso einen grossen Theil der Vierfüssler Brasiliens in wohlerhaltenen und gut ausgestopften Exemplaren; die Muschelsammlung ist eine überaus reiche und enthält hauptsächlich Perlmutter-Muscheln in grosser Auswahl und von überraschender Schönheit. Ebenso reichhaltig, interessant und brillant geordnet sind die mineralogischen und die botanischen Abtheilungen, die, Dank der Thätigkeit des Dr. Leffgreen, einen hohen wissenschaftlichen Werth haben. Die Sammlung von Fischen und Reptilien ist auch sehr bedeutend und interessant, dahingegen ist die anthropologische Abtheilung nicht sehr bemerkenswerth, da dieselbe nur ein in Europa präparirtes Frauen-Skelett und einige gewöhnliche Schädel enthält. Vom homo americanus ist da keine Rede; nicht ein Schädelstück oder Knochen aus einem Sambaquy ist vorhanden, noch weniger Knochen aus Höhlen etc. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des liebenswürdigen Hausherrn auf diesen Mangel, und er wird suchen, denselben zu bewältigen, wozu es ja dem reichen Manne nicht an Mitteln fehlt. Die ethnographische Abtheilung enthält wenig Steinwaffen, Urnen und Töpfe, dahingegen viel Gebrauchsgegenstände der jetzigen Indianer, die recht interessant sind. Eine Münzsammlung ist sehr fleissig zusammengetragen und zeigt recht seltene Typen; sie ist von bedeutendem Werth. Daneben sieht man eine Sammlung von Zeitungen Brasiliens, Bildern, Gravuren und Lithographien, die ebenfalls sehr interessant ist. An Kuriositäten ist das „Museum des Majors Sertorio“ überreich: Da sind die Geisseln aus den alten Klöstern S. Paulo's, ein Hemd, ein Rasirtuch und

Briefe von Solano Lopes, der schwervergoldete Säbel des Generals Tobias, ein Kürassier-Pallasch vom Schlachtfeld von Sedan, eine grosse Sammlung alter, neuer und neuester Schiesswaffen, alte Toledo-Rappiere, ein Ehren-Sessel, den D. Pedro I. einstens in S. Paulo benutzt hatte, und zahllose andere Dinge (Missgeburten, Versteinerungen, seltsame Eier etc.), die gar nicht zu übersehen sind. Um die ganzen Sammlungen einigermassen zu studiren, müsste man Wochen darauf verwenden, so reichhaltig sind sie. Es ist wirklich eine Leistung ersten Ranges für einen Privatmann, und wer S. Paulo besucht, sollte nicht unterlassen, dem Museum Sertorio einige Stunden zu widmen, umsomehr, als der Coronel stets sehr erfreut ist, wenn er seine Schätze Fremden vorführen kann. Viel werth ist es, dass Dr. Leffgreen die Ordnung der Sammlungen übernommen hat, die dadurch positiven Werth für die Wissenschaft erhalten. Coronel Sertorio sollte seine Sammlungen der Provinz vermachen, als Stamm für ein Museum; es wäre entschieden der beste Dienst, den er S. Paulo leisten könnte; aber die Provinz müsste dafür ein passendes Gebäude aufführen und ihm den unbestrittenen Besitz der Sammlungen bis zu seinem Tode lassen, denn sie sind ihm ans Herz gewachsen, und er lebt und webt nur in seinem Museum. Nachdem wir noch ein kühles Glas Bier getrunken (wobei ich D. Pedro's I. Ehrensessel einnahm), verabschiedeten wir uns von dem liebenswürdigen Hüter der Schätze, und ich kehrte nach dem Hôtel zurück, wo mich gegen 8 Uhr die Herren Messenberg und Gladosch zu einem Besuche der Sereia Paulistana (der Sirene von S. Paulo) abholten. Die Leser können denken, dass ich mit hochgespannten Erwartungen zur Sirene ging und die Lippen nicht wenig spitzte; die Enttäuschung war aber grausam: denn die Sirene präsentirte sich uns in der Gestalt des wohlbeleibten, reichlich mit Bart gesegneten Herrn Fischer's, eines Ungarn, der Besitzer dieser anerkannt ersten Weinstube S. Paulo's ist. Die Sereia ist das fashionable Lokal S. Paulo's, und wir trafen dort den deutschen Consul Dr. Schaumann, sowie die Herren Diedrichsen, Lempke und andere Kaufleute und

den Dr. Knigg, einen nicht unbedeutenden deutschen Gelehrten und Schriftsteller, der Hauslehrer bei dem reichen Antonio Prado ist. Herrn Fischer's Weine sind verzüglich, sein Bier ist gut und frisch, und seine kalte Küche ist berühmt, — kurz, es ist ein Lokal ersten Ranges für S. Paulo, in dem es mir sehr wohl gefiel, und in dem wir einen sehr gemüthlichen Abend verplauderten.

S. Paulo, 9. November 1883.

92.

Heute Morgen nach dem Frühstück wurde ich von einigen riograndenser Studenten (den Herren Abilio, Pacheco Prates und Alves Pereira) abgeholt, um die Akademie zu besuchen, die sich in dem ehemaligen Kloster des heil. Franziskus am Anfange der Rua S. Bento befindet. Es ist ein gewaltiges, altes Gebäude mit grossem Portale, Kreuzgängen etc., ein Kloster, welches ehemals viele Hunderte von Mönchen beherbergen konnte. Nachdem dasselbe an den Staat gefallen, wurde die Akademie darin untergebracht. Das ganze alte Gebäude macht den Eindruck des Ruinenhaften und leistet in Schmutz und Vernachlässigung mehr, als die Polizei von Rechtswegen erlauben sollte. Dennoch war es nicht ohne hervorragendes Interesse, dass ich in die halbzerfallenen Kreuzgänge trat, in denen es (zur Examenzeit) von Studenten wimmelte; befand ich mich doch auf derPflanzstätte jenes Baccalaureusthums,welches Brasilien seit seiner Unabhängigkeit beherrscht. Das Diplom des „bacharel em direito“ (den Doktor machen fast nur die Aspiranten für die akademische Lehrerlaufbahn) ist heute noch der Passe-par-tout für alle Stellungen des öffentlichen Lehens und das Einzige, was zur politischen Carrière voll und ganz brechtigt. Hierzu kommt, dass in den alten und schmutzigen Räumen des Mosteiro de S. Francisco Brasiliens erste Talente wissenschaftliche Bil-

dung empfingen, und der Hauch von Felix da Cunha, Alvares de Azevedo, Fagundes Varrella und so vieler Anderer scheint dem Besucher dort noch zu wehen. Das alte Kloster ist, wie gesagt, zerfallen und schmutzig; die Höfe sind mit Gras bewachsen, das Pflaster der Kreuzgänge ist ausgetreten, die Thür- und Fensterpfosten sind vielfach zerschnitzelt. In den Hörsälen sieht es nicht besser aus: schmutzige Wände (die seit Jahren nicht einmal getüncht wurden), ein altes Katheder, hölzerne (nicht einmal angestrichene) Bänke und Tische, die ebenfalls nach allen Richtungen hin eingekerbt und zerschnitten sind. — Das ist das allgemeine Bild, in denen Brasiliens künftige Staatsmänner ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten. In den Kreuzgängen und auf dem grossen Hofe wimmelte es von Studenten, und bald sammelten sich mehrere riograndenser um mich. Hie und da erschien ein Candidat für das Baccalaureat im Frack und ein oder der andere Professor im langen, kuttenartigen Talar. Der grösste Theil der jungen Leute aber zeigte den sorglosen, fröhlichen Typus des brasilianischen Studenten, mit intelligenten Physiognomien, ungebundenem Wesen, guten Manieren und — den Kneifer auf der Nase. Wir besuchten einige der Hörsäle und wandten uns dann zu dem für mich interessantesten Gegenstand, dem Grabmale des verstorbenen Professor Julius Frank, der auf Kosten der Akademie (er war Protestant) im Jahre 1841 auf einem der inneren Höfe des Gebäudes beigesetzt wurde. Es ist ein einfaches Mausoleum aus Sandstein, mit einem eisernen Gitter umgeben, dieses Grab des deutschen Lehrers der brasilianischen Jugend. Auf der Vorderseite steht die Inschrift:

Julius Frank
Gotha. 1809—1841.

Ich stand tief ergriffen am Grabe dieses Mannes, der im blühenden Alter von 32 Jahren unter fremdem Namen inmitten seiner akademischen Thätigkeit starb, und dessen Andenken heute noch in hohem Ansehen bei den Studenten

steht, und mit Recht, denn sein Einfluss war es, der in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts der Akademie von S. Paulo den Stempel der freisinnigen Richtung aufdrückte, den sie bislang bewahrt hat. Wenige Männer haben einen grössern und glücklichern Einfluss auf den kulturgeschichtlichen Gang Brasiliens ausgeübt, als jener deutsche Student, der von den Stürmen der Zeit nach Brasilien verschlagen wurde, — und dennoch, wer kennt, wer nennt ihn heute noch? Julius Frank, der Mann, an dessen Grabe ich heute stand, gehört einer der grössten und reichsten mediatisirten Familien Deutschlands an und hatte einst den stolzen Namen derselben geführt. Jugendlicher Enthusiast und gross geworden in jener eigenthümlichen Atmosphäre, die auf die Freiheitskriege folgte, schloss er sich der Burschenschaft an und lud gerade durch seine vornehme Geburt den grössten Hass der aristokratischen Verbindungen auf sich. Es folgte Mensur auf Mensur, bis er bei einer derselben seinen Gegner tödtete, und da gleichzeitig die Verfolgung der Burschenschaft durch die Regierung im Gange war, musste er fliehen. Zerfallen mit seiner Familie, ausgestossen aus dem Vaterlande und mittellos, kam der jugendliche Flüchtling nach Brasilien, wo er sich durchschlagen musste, wie es gerade ging. Es war im Anfang der dreissiger Jahre, als ein hochgebildeter alter Senator, in der Provinz Minas reisend, in einem Kramladen einen deutschen Handelsdiener vorfand, der den Homer in griechischer Sprache las. . . . Der Senator (in Europa erzogen) wunderte sich nicht wenig und liess sich in ein Gespräch mit dem jungen Manne ein, der ihm sagte, er habe studirt und sei durch die politischen Wirren aus dem Vaterlande verstossen worden. Der hochherzige Senator entzog Julius Frank sogleich der unwürdigen Stellung, in der er war, und nahm ihn als Hauslehrer in seine Familie auf. Von dort wurde er zum Lehrer der Geschichte und der Philosophie (für den Präparatorien-Kursus) an die Akademie von S. Paulo berufen. Der selbst noch jugendliche Enthusiast ergriff seine Aufgabe mit Feuereifer, und bald wurde seine Aula, in der er mit hinreissender Beredtsam-

keit und in trefflichem Portugiesisch seine Vorträge hielt, von Lehrern und Schülern der ganzen Akademie besucht. Mit dem Feuer des wahren Enthusiasmus und der Ueberzeugungstreue, die der damaligen akademischen Jugend in Deutschland gemein war, brach Julius Frank (der protestantische Lehrer an der katholischen Akademie) der deutschen Auffassung der Geschichte und der Philosophie Kant's und Fichte's siegreiche Bahn in Brasilien, und die Generation, die zu seinen Schülern zählte, wurde die liberalste von allen. Ich habe alte Leute gekannt, die noch von jugendlichem Enthusiasmus erglühten, wenn sie von ihrem einstigen Lehrer sprachen. Es war ein neues Evangelium der Aufklärung, welches da von dem deutschen Studenten im Hörsaale des alten Klosters der akademischen Jugend Brasiliens gepredigt wurde, und es fiel auf guten Boden. Julius Frank wurde geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten, von seinen Schülern aber vergöttert. Sein „Lehrbuch der Geschichte", welches er in klassischem Portugiesisch schrieb, ist ein bleibendes Denkmal seiner Thätigkeit, so selten auch die noch existirenden Exemplare sind. Julius Frank war zu jung, um nicht noch immer Student und Burschenschafter zu sein, als er bereits vom Katheder lehrte; so kam es denn, dass er seine Lieblingsschüler um sich vereinigte und mit ihnen eine „Burschenschaft" gründete, die noch heute auf der Akademie besteht. Einstens war der Charakter dieser nach Brasilien verpflanzten Verbindung ganz dem der deutschen Burschenschaft in den 30er Jahren nachgebildet, und sie hüllte sich in das tiefste Geheimniss, so dass allerhand schauderöse Dinge über dieselbe von Ohr zu Ohr gezischelt wurden. Heute besteht die Burschenschaft (noch immer etwas unter dem Schleier des Geheimnisses) als wohlthätiges Institut, welches arme Studenten unterstützt und das Gedächtniss des Gründers treu bewahrt, auch sein Grab an seinem Todestage schmückt. Es liegt ja häufig tiefer Sinn im kindischen Spiele; und so war es auch hier: jeder einzelne der Schüler Frank's, die seiner glühenden Beredtsamkeit in den Versammlungen der Burschenschaft lauschten, wurde

zu einem Apostel seiner Ideen und trug sie später mit [illegible] ins Leben, wo sie Wurzel schlugen und weiter wirkten. Als ein hitziges Fieber Frank im Jahre 1841 im 32. Jahre dahinraffte, war sein Verlust ein gar harter Schlag für die Akademie, und selten wohl sind irgendeinem Lehrer so heisse Thränen des Schmerzes nachgeweint worden, wie Julius Frank, dessen Andenken heute noch in hohen Ehren steht an der Akademie von S. Paulo. Das Alles ging mir durch den Kopf, während ich am Grabe dieses seltenen Mannes stand, und ich verliess dasselbe tief bewegt. Ein alter Pedell, der schon zu Frank's Zeiten seinen Posten bekleidete, und an dem zahlreiche Generationen von Studenten vorübergegangen sind, brachte uns in den Examensaal des Präparatorien-Kursus, wo Frank's Bildniss in Oel hängt: Ein jugendlicher Apollo mit blondem Kraushaar, tiefblauen Augen und fast zartem Teint; etwas Distinguirtes in der ganzen Erscheinung trotz des unschönen weissen Tuches, des Jabots und der unförmigen Vatermörder. Die hohe Stirn verräth den tiefen Denker, die festen Züge um den Mund den thatkräftigen Mann. Welchen Einfluss hätte dieser Mann auf Brasiliens Schicksal ausüben können, wenn er bis heute gelebt und gelehrt hätte!

Doch genug von Julius Frank: Wir besuchten noch die übrigen Räumlichkeiten der Akademie, die alle mehr oder weniger nach demselben Muster, ebenso alt und schmutzig sind, wie die bereits gesehenen. An Neuerungen, die ans 19. Jahrhundert erinnern, sah ich nur einen elektrischen Glocken-Apparat und einen marmornen Waschtisch im Schlüssel-Saal, wo die Studenten ihre Hüte ablegen. Mit dem neuen Rektor, Staatsrath Fleury, ist man sehr zufrieden, dahingegen gehört der grösste Theil der Lehrer einer nichts weniger als fortschrittlichen Schule an, und es herrscht viel Unzufriedenheit mit ihnen. Man hofft von Maciel eine Umgestaltung des Personales, — ob mit Recht, wird die Zukunft beweisen. Als ich die Akademie verliess, fuhr gerade ein Gala-Wagen vor, der einen der neuen formados (Rechtscandidaten) abholen sollte, denn diesen

Luxus gestatten sich die Herren bei dieser feierlichen Gelegenheit.

S. Paulo, 9. November 1883.

93.

Wir haben heute Morgen in Begleitung des Herrn Dr. Rath die grosse Hut-Fabrik des Herrn João Adolfo Schritzmeyer besucht, eine der grössten im ganzen Reiche, denn sie beschäftigt 132 Personen. Dieselbe liegt in einer der unteren Strassen in einem eigens dafür erbauten Hause. Der Schwiegersohn des Herrn Schritzmeyer, ein deutschsprechender Brasilianer aus Pernambuco, empfing uns aufs Freundlichste und führte uns in den eleganten Empfangssalon der Familienwohnung, wo er uns seiner Frau Gemahlin vorstellte. Hierauf traten wir unsere Wanderung durch die grossen Fabrikräume an, wo man die Fabrikation der Hüte in allen Stadien begleiten kann. Wie gesagt, arbeiten 132 Personen in der Fabrik, die ausserdem eine Menge von Maschinen neuester Construktion verwendet und deren Produktion eine ganz kolossale ist. Es ist eine Schöpfung ersten Ranges, auf die Herr Schritzmeyer wirklich stolz sein kann.

Als wir zum Hôtel zurrückkehrten, fanden wir die Marmorstufen der Treppe mit Rosenblättern bedeckt; es ist nämlich Sitte, dass der heimkehrende Student, der sein Doktor-Examen gemacht hat, von den Eltern und Geschwistern mit duftiger Rosenblätter-Spende begrüsst wird, und das war bei zwei jungen Doktoranden geschehen, deren Eltern im Hôtel wohnten. Eine hübsche und poetische Sitte. Ueberhaupt war der Tag ein recht lebhafter für unser Hôtel, denn es fanden die Hochzeiten von zwei Töchtern des akademischen Buchhändlers Garraux statt, die im Hôtel abgehalten wurden, und zu denen halb S. Paulo geladen war. Ich habe davon nur wenig erlebt,

und was am meisten meine Aufmerksamkeit gefesselt hat, war ein Riesenbouquet von ca. 3 Meter Umfang, welches ein Postament im Vorsaale schmückte und einen selten schönen Blumenflor bot, in dem hauptsächlich Ueberfluss an Nelken und Veilchen war.

Gegen 2 Uhr begab ich mich in Begleitung der Herren Dr. Kullmann und Dr. Rath nach der deutschen Schule, dieser Schöpfung, die den Deutschen von S. Paulo so grosse Ehre macht. Dieselbe ist in einem nicht gerade schönen, aber gut gelegenen und geräumigen Hause in der Strasse, die zur Fabrik des Herrn Diogo de Barros führt. Ich wurde von Herrn Direktor Grupp sehr freundlich empfangen, und wir liessen die sich soeben zurückziehenden 174 Schüler der verschiedenen Classen an uns vorbeidefiliren. Die Kinder (unter denen sich übrigens 40 von rein brasilianischer Abkunft befinden) sahen alle gesund aus und bedachten uns mit einer Unmasse von „Patschhändchen“, die man eben über sich ergehen lassen musste, um das kleine Volk nicht unfreundlich zu behandeln. Die Schule ist selbstverständlich eine gemischte und hatte damals ausser Direktor Grupp noch folgende Lehrkräfte: Die Lehrer Dörffel, Gladosch, Krämer und Dr. Freire, und die Lehrerinnen Fräulein Sorgenicht und Fräulein Wagner, die den Mädchen-Unterricht und den Kindergarten leiten. Die Schule umfasst fünf Classen mit dem Lehrplan einer höheren Bürgerschule in Deutschland. In der obersten Classe (deren Unterricht ich beiwohnte) wird auch Englisch und Französisch getrieben, und ich fand da kleine Knaben von 10 und 11 Jahren, die in beiden Sprachen schon ganz tüchtig waren. Auch die sonstigen Arbeiten der Schüler, die ich sah, waren ausserordentlich zufriedenstellend, und die Lehrmittel (Globen, Karten etc.) sind ebenso zahlreich, wie gut ausgewählt. Die Einrichtung der fünf Classenzimmer ist einfach, aber praktisch, und die Leistugen der Schule sind nach jeder Richtung hin vortrefflich. Soeben war ein grosses Sortiment vortrefflicher Lehrbücher aus Deutschland angekommen, und Alles, was ich sah, bewies mir, dass es sich um ein

lebenskräftiges und entwickelungsfähiges Institut handelt. Jedenfalls ist die fünfclassige Schule, mit einem Direktor und sechs Lehrern, eine Schöpfung, um die Porto Alegre S. Paulo beneiden kann. An Schulen fehlt es uns zwar nicht, wir haben eher zu viel als zu wenig, aber es fehlt uns an einem deutschen Institut, wie dieses; die Lehrkräfte zerstückeln sich, und zuletzt erzielt Niemand ein annehmbares Resultat. Ich sah also mit wirklichem Vergnügen die deutsche Schule von S. Paulo und bewahre sämmtlichen Lehrern derselben ein freundliches Andenken für den mir gewordenen liebenswürdigen Empfang.

Nach dem Essen begann im Hôtel der Hochzeitstrouble; ich überliess meine Familie daher dem Damen-Cercle, der sich im Conversationssaale gebildet hatte, und begab mich nach der „Germania“, wo ich von einem grossen Theile der Gesellschaft erwartet wurde. Der grosse Tisch war voll besetzt von Mitgliedern, und ich machte noch manche neue und interessante Bekanntschaft. Wir unterhielten uns in lebhafter Weise bis Mitternacht, und ich erfuhr viele Einzelnheiten über das deutsche Leben in S. Paulo und seine Anfänge. Gegen Mitternacht verabschiedete ich mich von den Mitgliedern der Gesellschaft, der ich so vielen Dank für ihren freundlichen Empfang schulde, und übergab dem Präsidenten der Gesellschaft meine Photographie zur Erinnerung an meinen Besuch. Verschiedene Freunde begleiteten mich bis zum Hôtel, dessen Thür dieses Mal nicht geschlossen war, denn es war ja Hochzeitsball im Hause und in dem grossen Speisesaal wurde nach Herzenslust getanzt. Auch im oberen Saale fand ich den Damen-Cercle noch complet; es wurde musicirt, und da noch Niemand schlafen gehen wollte, nahm ich die Gelegenheit wahr, um diese Zeilen aufs Papier zu werfen.

94.

Der letzte Tag in S. Paulo ist mir im Fluge vergangen. Ich stand früh auf und machte einen Spaziergang durch die Strassen, die mir noch unbekannt waren. Der erste Eindruck, den ich erhielt, bleibt vorherrschend: S. Paulo ist eine Provinzialstadt, die viele Berührungspunkte mit Porto Alegre hat. In mancher Hinsicht ist Porto Alegre sogar entwickelter, in vielen anderen Dingen freilich ist S. Paulo uns voraus, was natürlich ist in seiner Eigenschaft als Musenstadt und — Stapelplatz der Kaffeepflanzer. Die brasilianische Bevölkerung, soweit ich sie habe kennen lernen, ist freundlich gegen die Fremden, aber etwas steif und zurückhaltend, was ja in der Natur der Paulistaner liegen soll. Das Hôtel war heute, am Sonntag, schon beim Frühstück sehr belebt; es wimmelte darin von Studenten, die ihre Kameraden, die das Examen absolvirt hatten, besuchten, sowie von öffentlichen Beamten, Professoren u. s. w. und die Frühstückstafel bot ein sehr belebtes Bild. Nach dem Frühstück machte ich einige Abschiedsbesuche, und es that mir sehr leid, meinen Collegen, von der „Provincia de S. Paulo", Dr. Rangel Pestana, nicht in seinem Bureau zu finden. Eigentlich hatte ich die Absicht, noch nach der Liberdade und der Consolação zu fahren, den beiden Vorstädten, die mir noch unbekannt waren; es kamen aber so viele Besuche, dass ich bis zum Mittagessen nicht mehr aus dem Hause kam, und unser Nachmittag war für den Besuch des grossen „öffentlichen Gartens" bestimmt, der der Stolz aller echten und rechten Paulistaner ist, und an dem sich für alle dortigen Akademiker gar viele angenehme Erinnerungen knüpfen. In den vorhergehenden Nächten war der Garten mit elektrischem Licht beleuchtet gewesen, aber ich kannte das ja schon von Rio und hatte mich deshalb nicht beeilt, sondern vorgezogen, den Garten am Sonntag Nachmittag zu sehen, wo ganz S. Paulo dort zusammen kommt. Ich erhielt den Besuch des Herrn Dr.

Müller, der als Lehrer an einem Colleg fungirt, und des Direktor Grupp, mit dem ich mich lange über Schul-Angelegenheiten unterhielt. Es gibt in S. Paulo, sowohl in der Stadt, wie in der Provinz, viele ausgezeichnete deutsche Lehrkräfte, viel mehr, als in unserer Provinz, hauptsächlich was akademisch gebildete Lehrer anbetrifft, und es ist ein erfreuliches Zeichen für den grossen Fortschritt, den Deutschland in der Achtung fremder Nationen gemacht hat, dass eine sehr grosse Anzahl brasilianischer Familien ihre Kinder Deutsch lernen lassen und den Unterricht durch Deutsche jedem andern vorziehen. Theilweise mag hierzu allerdings der Umstand beitragen, dass sämmtliche Söhne des verstorbenen Senators Nicolau Vergueiro in Deutschland erzogen wurden, wo einige sogar in der preussischen Garde als Offiziere gedient haben, wie z. B. mein Freund Commendador José Vergueiro, der Eigenthümer der Muster-Fasenda Ibicaba, der auch lauter deutsche Beamte hat und einer der Wenigen ist, die mit den Parcerie-Verträgen gute Resultate erzielt haben.

Es hat mir aufrichtig leid gethan, aus Mangel an Zeit Ibicaba nicht besuchen zu können, umsomehr, als ich ja auch das üppig emporstrebende, zukunftsreiche Campinas hätte kennen lernen. Aber der Knüppel liegt beim Hunde, — am 15. tritt die Assembléa zusammen, und ich kann keinen Augenblick verlieren, da ich ohnehin schon 3 Tage zu spät komme. Für die Stadt S. Paulo allein waren 6 Tage wenig Zeit, um das Wichtigste zu sehen, und so muss ich mir Campinas und Ibicaba einerseits, Sorocaba und Ypanema andererseits für einen späteren Besuch sparen, wenn es mir überhaupt beschieden sein sollte, nooh einmal in diese schöne und reiche Provinz zurückzukehren. Wir assen um 4 Uhr, um früh genug nach dem Garten fahren zu können; aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten", am Horizont zog nämlich ein Sturmgewölk auf, welches wie ein schwarzer Mantel über ganz S. Paulo hing: aber den Garten nicht sehen, wäre ein Majestätsverbrechen gewesen, und somit machten wir uns trotz des drohenden Unwetters auf den Weg. Bald langten

*

wir auf dem grossen Platz an, auf dem der Garten liegt. Das gewaltige Gebäude des bischöflichen Seminars dehnt sich da, mit einer Kirche im Centrum, auf einer Seite aus und beweist uns, dass wir in einer Provinz sind, in der der Klerus noch Macht und Reichthum besitzt. Es ist ein wirklich imponirender Bau, der Tausende von Contos gekostet haben muss.

Endlich hielt der Bond vor dem Garten: Einzelne schwere Regentropfen, die fielen, hatten bereits den grössten Theil der Besucher verscheucht und soeben zog die hier wohl bekannte „Deutsche Musik", die am Nachmittag im Garten gespielt hatte, mit Sack und Pack ab. Wir aber liessen es auf den Regen ankommen und durchwanderten den Garten, der in Wahrheit ein Juwel ist. Er vereinigt den Charakter des Lustgartens mit dem des botanischen Gartens. Die Anlage ist nach den Grundzügen der Landschaftsgärtnerei; es gibt da prachtvolle Baumgruppen, Gebüsche mit farbenreichen Blüthen, Seen, Canäle, Inseln, Felsen, Grotten — kurz, Alles, was zu einem Park im Style der ersten Decennien dieses Jahrhunderts gehört. Die Statuen sind ohne künstlerischen Werth, aber passenderweise aufgestellt. In der Mitte des Gartens befindet sich ein ziemlich grosser See, auf dem ein winziges Boot sogar das „Vergnügen eigner Art" einer Wasserfahrt erlaubt. Es ist Ueberfluss an seltenen Pflanzen, Sträuchern und Bäumen, die sorgfältig gepflegt werden, aber — die Palmeira imperial und die Urania fehlen, die in Rio so grossartige Effekte erzielen. Das Klima von S. Paulo passt nicht für diese aus tropischen Zonen importirten Zierpflanzen, ja selbst der „Chapéo de Sol", dieser eigenartige Baum, der sein Blätterdach in terassenartiger Form ausdehnt und den ich im öffentlichen Garten von Santos zuerst bewundert hatte, gedeiht hier nur in verkrüppelten Exemplaren. Die Pflanzenwelt ist entschieden eine weniger üppige, als in Rio, aber der Garten ist schön, und ich begreife vollständig die Vorliebe der Paulistaner für denselben. Freilich . . . . dem Passeio Publico von Rio kommt er nicht gleich, trotzdem er viel grösser ist, doch der ist ja

ein Unicum auf der ganzen Welt und wiegt ja auch alle öffentlichen Gärten Brasiliens, einschliesslich den berühmten Campo de Sant'Anna, auf. Wir machten unsere Tournée durch den Garten so schnell als möglich, denn die schweren Tropfen fielen immer schneller, und kaum sassen wir im Bond, als das Unwetter losbrach. Doch jetzt war ja die Gefahr vorüber; der Bond brachte uns bis dicht ans Hôtel, so dass wir ohne grosse Fährlichkeit zu Haus ankamen. Im Hôtel herrschte fröhliches Leben, und im Conversationszimmer vereinigte sich bald unser befreundeter Cirkel. Es war heute Abschiedsfeier, denn morgen zerstiebt die kleine Colonie nach allen Windrichtungen; wir gehen nach Santos, Dr. Eiras, Staatsrath Catta-Preto, Baron von Canindé und Andere nach Campinas. Da es weder an Damen noch an jungen Männern fehlte, setzte sich die liebenswürdige Tochter des Wirthes, Herrn Schorcht, ans Piano, und das junge Volk begann zu tanzen. Ich aber benutzte die Gelegenheit, meinen letzten Brief von hier zu schreiben, um sodann ans Packen zu gehen, denn morgen müssen wir um 6 Uhr nach dem Bahnhof. Herr Schorcht hat bereits einen Specialbond für uns bestellt, der Menschen und Gepäck mitnimmt (eine vortreffliche Einrichtung), und um dieselbe Abendstunde schwimmen wir morgen bereits auf See.

S. Paulo, 11. November 1883.



Druck von W. Schuwardt & Co. (H. Hallberg) in Leipzig.

